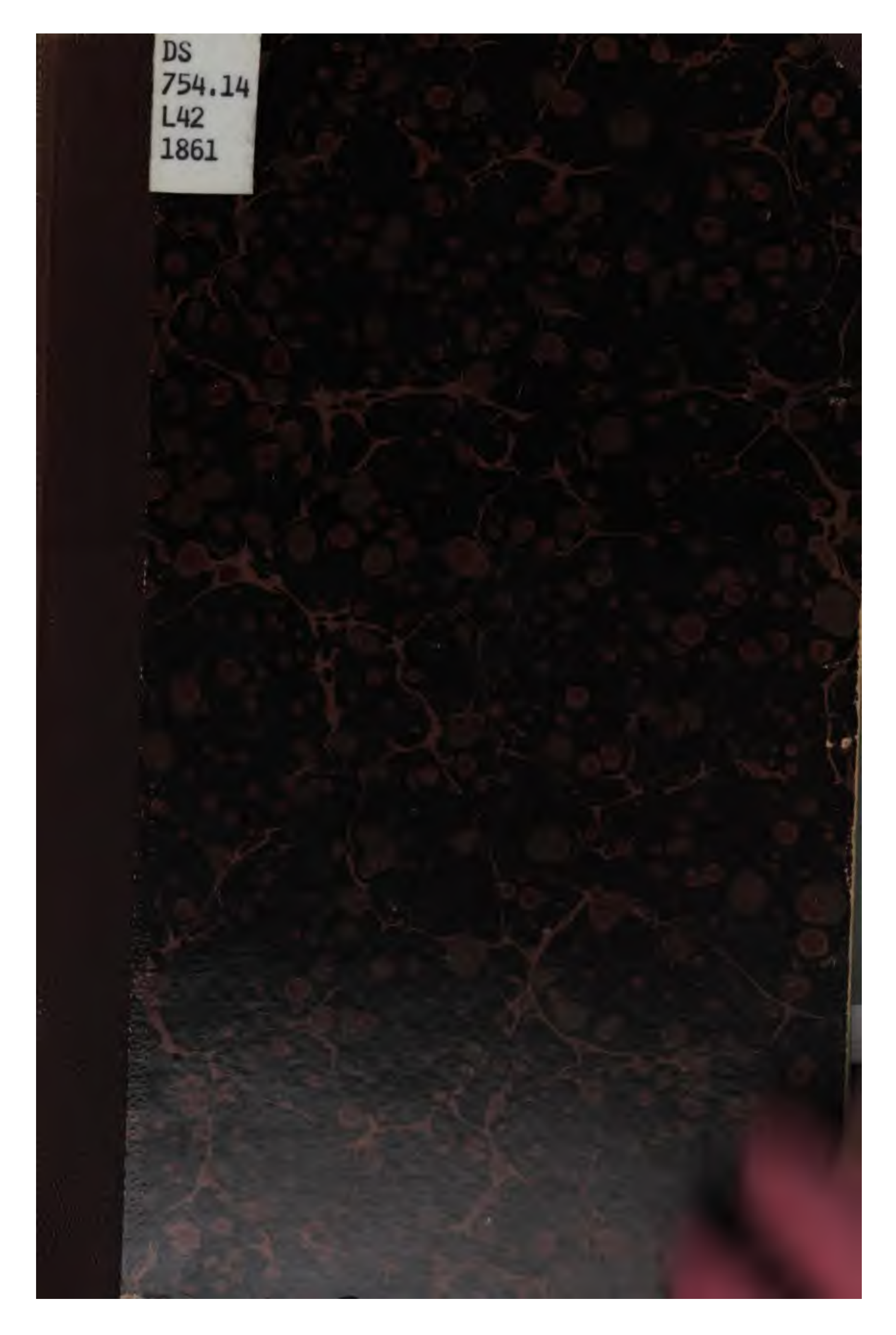
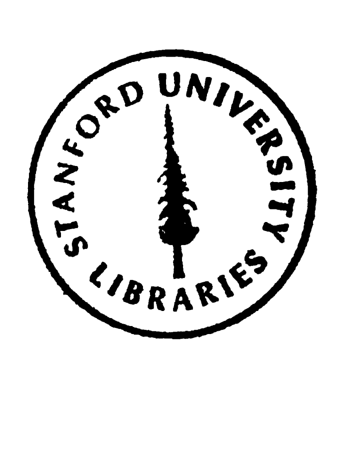
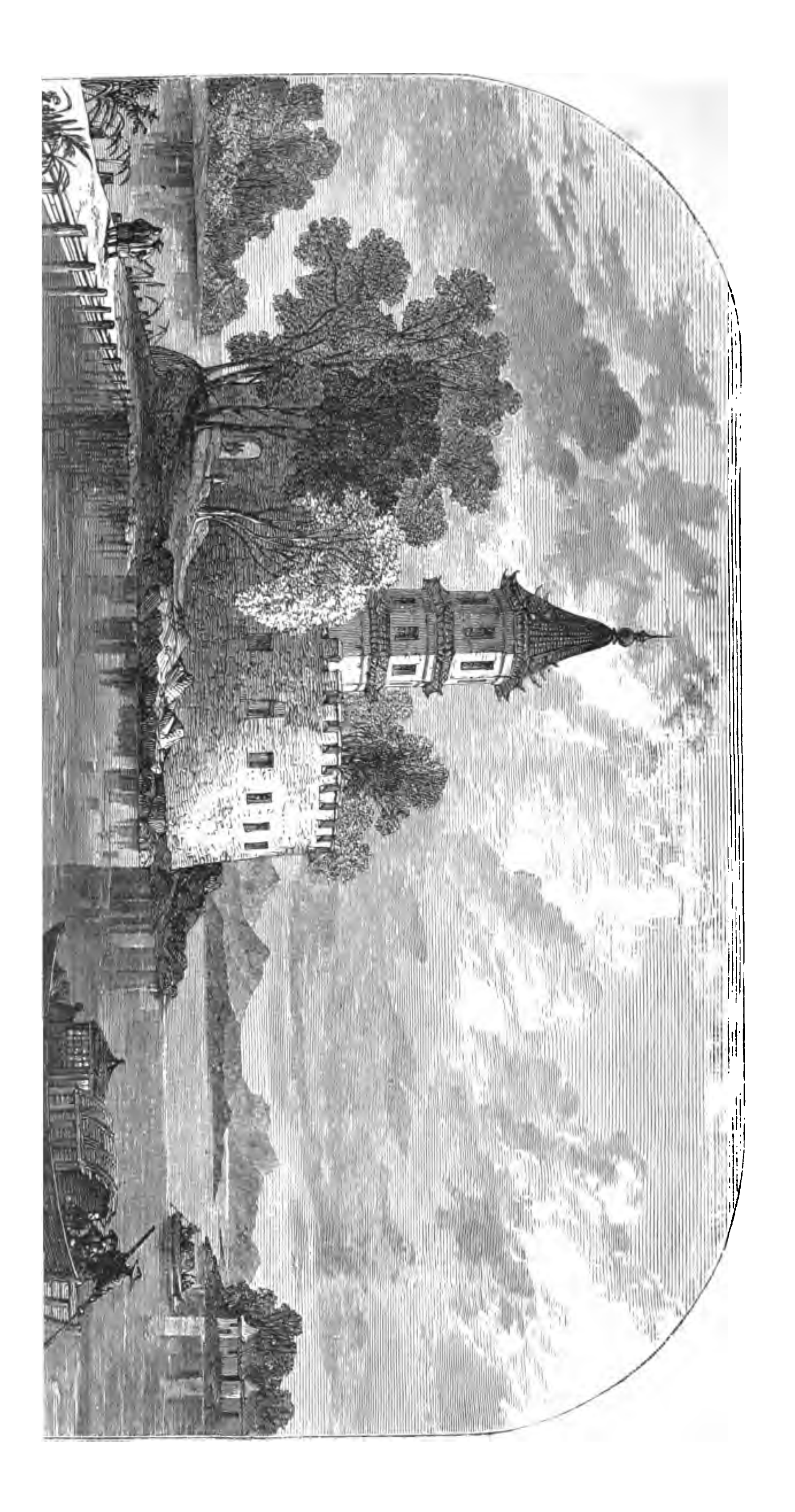




Mit Frontisp.
4 Tafeln
3 Abb in Text
5. Aug. 81 Kch



Acht Vorträge

über

China

gehalten an verschiedenen Orten Deutschlands und der Schweiz

von

R. Lechler,
Missionar im Dienste der Evang. Missionsgesellschaft in Basel.

Basel,
im Verlag des Missionshauses.
In Commission von Bahnmaier's Buchhandlung (C. Detloff).
1861.







Der Tai-wang-kau, oder Gelbe Pagode-Fort im Kantonfluß.

Acht Vorträge

über

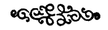
China

gehalten an verschiedenen Orten Deutschlands und der Schweiz

von

R. Lechler,

Missionar im Dienste der Evang. Missionsgesellschaft in Basel.



Basel,

im Verlag des Missionshauses.

In Commission von Bahnmaier's Buchhandlung (C. Detloff).

1861.



Vorwort.

Die Committee der evangelischen Missionsgesellschaft zu Basel ersuchte im Winter 1858/59 Herr Missionar Lechler aus Württemberg, der während 12 Jahren in ihrem Dienst in China gearbeitet hatte und durch körperliche Leiden genöthigt worden war, eine Erholungsreise nach Europa zu machen, in der Aula der hiesigen Universität einige Vorträge über sein chinesisches Arbeitsfeld für ein gemischtes aber gebildetes Publikum zu halten. Er entsprach diesem Wunsch und viele Freunde des chinesischen Volks und der chinesischen Mission in unserer Stadt hörten dieselben mit Interesse und Freude. Auf Verlangen auswärtiger Freunde hielt er dieselben dann auch in mehreren Städten Deutschlands und der Schweiz mit dem gleichen Beifall und Erfolg. Noch an verschiedenen andern Orten wünschte man ihn zu hören, aber wiederholte Krankheitsanfälle verhinderten ihn daran, den an ihn ergangenen Einladungen zu entsprechen. Dieß veranlaßte den Unterzeichneten, Herr Missionar Lechler aufzufordern, seine Vorträge dem Drucke zu übergeben, für welchen sie ursprünglich nicht bestimmt waren und welchen der Verfasser für sich nicht veranstaltet haben würde. Schon die besondern Umstände rechtfertigen also die Veröffentlichung der Arbeit, welche zunächst denjenigen dargeboten werden will, welche um die mündlichen Mittheilungen des Verfassers gekommen sind oder an dieselben sich zurückerinnern wollen. Ueberdieß verdienen diese Vorträge gewiß auch in noch weiteren Kreisen gehört zu werden. Sie enthalten zwar nicht sowohl Neues, was nicht schon da oder dort gesagt worden wäre. Sie schließen sich sogar bisweilen eng an die Studien von Wuttke, Williams, Davis, Huc,

Bunsen, Abel, Gützlaff, Meadow und Legge an. Sie bilden aber auch einen lebendigen und oft sehr erwünschten Commentar dieser Werke und bringen uns China in einer Weise näher, wie dieß nur ein Augen- und Ohrenzeuge zu bewirken vermag, und es immer noch hohes Bedürfniß ist, wenn China durch die Bemühung der abendländischen Christenheit auch nur evangelisirt, und dann nicht bloß evangelisirt, sondern auch christianisirt werden soll.

Für das geliebte, ihm wirklich zur zweiten Heimath gewordene China die Missionsgemeinde deutscher Zunge zu gewinnen, alte und neue Liebe zu wecken, dieß war die Absicht des Verfassers, als er uns mündlich seine Mittheilungen machte, als er seine Vorträge für den Druck ins Reine schrieb. Dieß ist auch meine Absicht und mein inniger Wunsch bei der Bevorwortung dieser Druckschrift, und ich verbinde damit nur noch die Bitte an alle Freunde des theuern Verfassers, der jetzt gerade auf dem Rückweg nach seinem alten Arbeitsfelde sich befindet, daß sie seiner besonders in Liebe gedenken wollen, wenn sie, speciell auf China hinblickend, die Bitte am Throne Gottes niederlegen: Dein Reich komme zu uns!

Basel, 10. Oktober 1860.

Josenhans,
Inspector der evang. Missions-Anstalten.

Inhalt.

Vorträge über China.



Erster Vortrag.

Geschichte von China.

Die neuesten Ereignisse, welche sich seit einigen Jahren in den Ländern des östlichen Asiens, Indien und China, zugetragen haben, konnten nicht anders, als die Theilnahme und das Interesse in Europa für jene asiatischen Nationen in höherem Grade in Anspruch nehmen. Wer hat nicht, und vielleicht oft mit ängstlicher Spannung, die Geschichte der indischen Rebellion verfolgt, die es sich zum Ziele gesetzt hatte, die Herrschaft der Europäer vom Halse zu schütteln, Indien wieder zu einem freien Reiche zu erheben und es zu reinigen von dem die Bramanen in Schrecken setzenden und die Muselmänner zu fanatischer Wuth erbitternden Einfluß des Christenthums! Wer hat nicht ferner, und vielleicht mit zweifelnder Verwunderung, von einer Bewegung ganz entgegengesetzter Art in China Kunde bekommen, und gehört, daß in dem alten Reiche, welches man als so erstarrt in seinen althergebrachten Formen anzusehen gewohnt war, daß man seinen Bewohnern alles Andere eher zugetraut hätte, als Neuerungsversuche, plötzlich ein Mann aus den Söhnen der Hans selbst aufstand, der sich als einen Anhänger der Religion des wahren Gottes erklärte, Christum als den Sohn Gottes bekannte; der sich für berufen hielt, den Götzendienst in China auszurotten und eine neue Religion unter seinem Volke einzuführen! Ja, welches Christenherz hat nicht vor Freude geklopft über der Nachricht von einem neuen Friedensvertrag, den die europäischen Mächte in Verbindung mit Amerika mit China geschlossen haben, in Folge dessen die Thore des so lange verschlossenen Landes nicht mehr nur

Geheimnisse zu durchdringen, und die für die Wissenschaft noch verborgenen Schätze jenes Landes zu Tage zu fördern. Wollen wir uns in kurzen Zügen die Wunder und beziehungsweise Anomalien vergegenwärtigen, welche China unserer Betrachtung darbietet, so können wir dieß am besten thun mit den Worten des englischen Lords Brougham, der sich folgendermaßen darüber ausdrückt: „Wir sehen hier ein Territorium von enormer Ausdehnung, welches sich 1500 englische Meilen von Ost nach West und ebenso viele von Nord nach Süd erstreckt, von mehr als 300 Millionen Menschen bevölkert, die alle unter Einem Herrscher stehen, ihre Gewohnheiten eine Periode hindurch bewahrend, die weit über die authentische Geschichte anderer Völker hinausgeht; civilisirt, als Europa noch in Barbarei versunken war; Jahrhunderte vor uns die Künste besitzend, welche wir für die Haupttriumphe der Civilisation halten, und selbst jetzt noch die Industrie und den Unternehmungsgeist des Westens durch die wunderbare Größe ihrer öffentlichen Arbeiten übertreffend; mit einer ungeheuern, vor 2000 Jahren erbauten Mauer von 1500 englischen Meilen Länge, und einem Kanal von 700 Meilen, volle vier Jahrhunderte ehe man irgend einen Kanal in Europa hatte."

Dieß die Wunder. — Dieses ganze unermeßliche Reich nun unter einem einzigen Oberhaupte, seine zahllosen Myriaden von Bewohnern mit so regelmäßigem und mechanischem Gehorsam, daß die Regierung ausgeübt wird, als ob die Regierten Thiere oder Massen von leblosen Stoffen wären. Die militärische Macht, welche zur Verfügung des Herrschers steht, so unbedeutend, daß sie der bloße physische Druck des Haufens augenblicklich sollte vernichten können, wenn der mindeste Widerstand versucht würde. Bei alle dem das Volk nicht nur nicht in rohe Unwissenheit versunken, sondern wirklich allgemein im Besitz von Bildung in einer gewissen Ausdehnung, und dieselbe höher schätzend als irgend ein anderes Volk der Welt. Die Institutionen seit mehr als 25 Jahrhunderten existirend, und während dieser ganzen ungeheuren Zeit sich dem Grundsatze nach weder ändernd, noch wechselnd. Die Einwohner, bei aller ihrer Civilisation und ihrem frühen Fortschritt in Wissenschaft und Künsten, nie über einen gewissen niedrigen Punkt hinausgehend, so daß sie das einzige Beispiel in der Geschichte unseres Geschlechts von permanent stationärer Ausbildung bieten. Die Hülfsquellen dieses civilisirten Staates unberechenbar und doch nicht im Stande, zwei vollständige Eroberungen

theilweise, sondern gänzlich geöffnet werden sollen, wodurch ja gewiß nicht bloß für Handel und Gewerbe neue und glänzende Aussichten eröffnet worden sind, sondern wodurch auch der Bote des Evangeliums freien Zutritt zu dem zahlreichen chinesischen Volke bekommt, um ihm die Botschaft des Friedens zu verkündigen!

Die bisherige Verschlossenheit des chinesischen Reiches und die Abneigung der Chinesen gegen den Verkehr mit anderen Nationen mußte nothwendig zur Folge haben, daß man viel weniger bekannt ist mit China und seinem Volke, als dieß in Beziehung auf andere asiatische Völker der Fall ist. Auf der einen Seite hat man die Chinesen oft überschätzt und ihnen einen viel höheren Grad von Civilisation, eine viel vollkommenere Staatseinrichtung und eine viel geistigere Religion zugeschrieben, als sie wirklich besitzen. Auf der andern Seite hat man ihnen denn auch nicht einmal ihr Recht widerfahren lassen, sie für ein dummes, geistloses Volk gehalten, das sich durch nichts auszeichne, als durch seine Verschlagenheit und Hinterlistigkeit, weßhalb politisch so schwer mit ihnen zu verkehren sei, und weßhalb man sich für die Christianisirung der Chinesen wenig Hoffnung machen dürfe. Ich habe auf meiner Rückreise von China eine Unterredung gehabt mit einem deutschen Kaufmann, welcher sich längere Zeit in Indien aufgehalten hat, und der seine Ansicht über die Chinesen dahin aussprach, daß er glaube, sie gehören zu derjenigen Klasse von Völkern, die, wie die alten Egyptier, Perser und Griechen, den Höhepunkt ihrer Bildung erreicht hätten, und schon längst einer Verkommenheit anheimgefallen seien, aus welcher keine Macht sie wieder zu erheben im Stande wäre. Ja, er betrachtete es als ein unbefugtes Eingreifen in die göttliche Vorsehung, diesem Volke durch die Predigt des Evangeliums zu Hülfe kommen zu wollen, und glaubte ein sicheres Mißlingen solcher wohlgemeinten, aber übel verstandenen Versuche vorhersagen zu können, denn das Rad der Völkergeschichte drehe sich unaufhaltsam um, und schon sei China auf seiner letzten Station angekommen.

Noch ist freilich manches ungelöste Räthsel über dieses Land und sein Volk vorhanden, aber es fängt doch allmählig an, Licht zu werden, und nun, wenn die letzte Scheidewand gefallen sein wird, und Europa in freien Verkehr mit China treten darf, so ist zu erwarten, daß der Geschichtsforscher und der Philosoph, der Naturalist und der Philolog miteinander wetteifern werden, die noch obwaltenden

Geheimnisse zu durchdringen, und die für die Wissenschaft noch verborgenen Schätze jenes Landes zu Tage zu fördern. Wollen wir uns in kurzen Zügen die Wunder und beziehungsweise Anomalien vergegenwärtigen, welche China unserer Betrachtung darbietet, so können wir dieß am besten thun mit den Worten des englischen Lords Brougham, der sich folgendermaßen darüber ausdrückt: „Wir sehen hier ein Territorium von enormer Ausdehnung, welches sich 1500 englische Meilen von Ost nach West und ebenso viele von Nord nach Süd erstreckt, von mehr als 300 Millionen Menschen bevölkert, die alle unter Einem Herrscher stehen, ihre Gewohnheiten eine Periode hindurch bewahrend, die weit über die authentische Geschichte anderer Völker hinausgeht; civilisirt, als Europa noch in Barbarei versunken war; Jahrhunderte vor uns die Künste besitzend, welche wir für die Haupttriumphe der Civilisation halten, und selbst jetzt noch die Industrie und den Unternehmungsgeist des Westens durch die wunderbare Größe ihrer öffentlichen Arbeiten übertreffend; mit einer ungeheuern, vor 2000 Jahren erbauten Mauer von 1500 englischen Meilen Länge, und einem Kanal von 700 Meilen, volle vier Jahrhunderte ehe man irgend einen Kanal in Europa hatte."

Dieß die Wunder. — Dieses ganze unermeßliche Reich nun unter einem einzigen Oberhaupte, seine zahllosen Myriaden von Bewohnern mit so regelmäßigem und mechanischem Gehorsam, daß die Regierung ausgeübt wird, als ob die Regierten Thiere oder Massen von leblosen Stoffen wären. Die militärische Macht, welche zur Verfügung des Herrschers steht, so unbedeutend, daß sie der bloße physische Druck des Haufens augenblicklich sollte vernichten können, wenn der mindeste Widerstand versucht würde. Bei alle dem das Volk nicht nur nicht in rohe Unwissenheit versunken, sondern wirklich allgemein im Besitz von Bildung in einer gewissen Ausdehnung, und dieselbe höher schätzend als irgend ein anderes Volk der Welt. Die Institutionen seit mehr als 25 Jahrhunderten existirend, und während dieser ganzen ungeheuren Zeit sich dem Grundsatze nach weder ändernd, noch wechselnd. Die Einwohner, bei aller ihrer Civilisation und ihrem frühen Fortschritt in Wissenschaft und Künsten, nie über einen gewissen niedrigen Punkt hinausgehend, so daß sie das einzige Beispiel in der Geschichte unseres Geschlechts von permanent stationärer Ausbildung bieten. Die Hülfsquellen dieses civilisirten Staates unberechenbar und doch nicht im Stande, zwei vollständige Eroberungen

durch eine Barbarenhorde zu verhüten, die Seeräubereien einer benachbarten Insel — Japan — zu züchtigen, oder den unbedeutenden Stamm der Miautzu zu unterwerfen, der unabhängig und Unruh stiftend im Mittelpunkt einer Monarchie existirt, die ihn durch eine einzige Bewegung ihres Körpers erdrücken zu können scheint. Die Politik des Staates in gewissen Richtungen allmächtig, und in andern so schwach, daß sie aus Furcht vor der Niederlage beständig nachgiebt. Die Staatspolitik ein beispielloses Gemisch von Weisheit und Thorheit, tiefer Einsicht und oberflächlicher Irrthümer. Beschützung der Künste und Wissenschaften mit Verboten von Verbesserung durch Ausländer verbunden. Aufmunterung einheimischer Industrie mit Ausschließung ausländischen Handels. Beförderung der inländischen Gewerbe und des Handels ohne Verwendung der edlen Metalle als Tauschmittel. Stets daran leidend, daß die Bevölkerung die Subsistenzmittel übersteigt, und dessenungeachtet systematisch zur Vermehrung der Bevölkerung anreizend, jedes Hemmniß, welches das Uebel lindern könnte, entfernend, und jeden Ableitungskanal für den Ueberfluß verschließend. Dieß die seltsamen Dinge, die allerdings geeignet sind, unsere europäischen Ansichten zu verwirren.

Doch wir lassen das allgemeine Bild mit den soeben bezeichneten Umrissen stehen, und versuchen nun, uns eine concrete Anschauung des chinesischen Wesens zu verschaffen. Zu diesem Zwecke werfen wir zuerst einen Blick auf die Geschichte China's. Dieselbe beginnt wie bei allen andern heidnischen Nationen mit der Mythologie. Der eigentliche Charakter der Chinesen, die nie viel Sinn fürs Ueberweltliche und Göttliche hatten, und das, was sie nicht mit ihrem Verstande erfassen können, entweder ganz verwerfen, oder doch wenig Werth darauf legen, brachte es mit sich, daß nicht Götter den Gegenstand ihrer mythologischen Sagen bilden, sondern bloß fabelhafte Kaiser, und selbst da sind sie noch so vorsichtig, den Leser der Geschichte zu warnen, daß er nicht Dingen unbedingten Glauben schenken solle, für die man keine sichere Bürgschaft habe, da doch Niemand mit Gewißheit sagen könne, was sich in jenen entferntesten Zeiten zugetragen habe. Der Zeitpunkt, von dem an die Chinesen Glaubwürdigkeit für ihre Geschichte in Anspruch nehmen, beginnt mit den Kaisern Yau und Schun, deren Jahreszahlen auf 2351 und 2255 vor Christo festgesetzt worden sind. Von da an aufwärts sei die Geschichte wu so ki khau, d. h. außer dem Bereich der kritischen Unter-

suchung. Da steht dann aber auch China sogleich als ein fertiger, wohleingerichteter Staat vor uns, regiert von einem Kaiser, eingetheilt in 12 Provinzen, über welche Statthalter gesetzt waren mit einem Adel, mit Ministern der Astronomie, der Musik und des öffentlichen Unterrichts, und alles in so musterhaftem Zustande, daß jene uranfänglichen Zeiten stets als das glänzende Vorbild und der beste Maßstab der Vollkommenheit für alle Zukunft emporgehalten worden sind. Gleichwohl hat es nicht an Spekulationen verschiedener Art gefehlt, welche spätere Philosophen über die Entstehung der Welt aufgestellt haben, auch ist der antideluvianische Zeitraum mit Sagen ergänzt worden, welche, wenn auch in noch so dürftigen Berichten, die Geschichte weiter hinauf als bis zu den eben angeführten Jahren fortzusetzen strebten. Die philosophischen Probleme, welche die Chinesen über den Urgrund alles Daseins, über die Entstehung und das seitherige Fortbestehen der Welt aufgeworfen haben, näher zu erörtern, würde uns zu weit von der Geschichte abführen. Es genüge zu sagen, daß sie einen Schöpfer ahnten, obgleich sie zu keiner klaren und bestimmten Erkenntniß desselben hindurchdrangen, während es ihnen leichter wurde, Gott als Regierer der Welt zu erkennen. Ueber das Gottesbewußtsein der Chinesen wird ein späterer Vortrag, der die Religion behandeln wird, Näheres mittheilen. Da, wo die Idee eines Weltschöpfers nicht Anklang fand bei den chinesischen Weltweisen, beschränkten sich dieselben auf die Annahme von ewig existirenden Naturkräften und Gesetzen, welche, ohne Bewußtsein und Willen zu haben, wirkten und durch abwechselnde Bewegung und Ruhe die Welt ins Dasein brachten. Zwar steht über diesen Kräften noch etwas, dem die Philosophen den Namen thai khit, zu deutsch 'das äußerste Extrem' gegeben haben; allein darunter wollen sie nicht einen persönlichen Gott verstanden haben, sondern es ist, wie ja auch sein Name deutlich sagt, eben der letzte Punkt bis wohin die menschliche Spekulation reichte, wo der Verstand stille stehen und sich selbst bekennen mußte, daß er nicht weiter gehen könne. Fehlte es den Chinesen aber an der Erkenntniß eines ewigen, für sich selbst bestehenden und von der Welt unabhängigen göttlichen Wesens, und nahmen sie statt dessen unbewußte Kräfte und Gesetze an, so konnten sie auch nicht an Einem Urgrund alles Daseins, einer einheitlichen Urkraft, von der ein freies Wirken ausgegangen wäre, festhalten. Das thai khit oder äußerste Extrem, das Absolute, wird deßhalb in einer Zweiheit

aufgefaßt, nemlich in dem Zustand der Bewegung und der Ruhe, oder als Urkraft und als Urmaterie. Diese beiden sind dann nicht mehr von einander unabhängig, sondern bedingen sich gegenseitig. Die Urkraft kann für sich weder streben noch wirken, noch irgendwohin zielen, als auf den ruhenden Stoff der Urmaterie. Letztere ist das Objekt der in Thätigkeit übergehenden Urkraft, und so wenig man vom Festland sprechen könnte ohne Wasser, so wenig kann man von Urkraft sprechen ohne Urmaterie. In diesen beiden Kräften oder Prinzipien kommt eben erst das thai khit oder das Absolute zur Erscheinung, welches an sich unsichtbar ist, aber die beiden Prinzipien wie ein Gürtel umschließt. Dieses Absolute des Ur-Eins wäre aber nicht im Stande gewesen, die Dinge hervorzubringen; zwar wird es als Lebensgrund betrachtet, aber erst die Zweiheit, nemlich das sich bewegende und das ruhende Prinzip, oder Urkraft und Urmaterie sind die Ursache des Werdens aller Dinge. Ihrem Wesen nach ebensowohl Constituente als Producte des thai khit, sind diese Dualkräfte ihrer weiten Entwicklung nach die Hervorbringer alles Daseins. Das active, bewegende männliche Prinzip oder die Urkraft wird von den Chinesen Yang genannt, das passive, ruhende weibliche Prinzip oder die Urmaterie nennen sie Yin. So lange diese beiden noch nicht vereint wirkten, konnten die Dinge auch nicht werden; als aber die Urkraft die Urmaterie in Bewegung setzte, so entstand ein Wirbelsturm der beiden Urprinzipien, durch welchen die einzelnen Theile der jetzt bestehenden Welt ausgeworfen und gestaltet wurden. Die Urkraft giebt den Dingen ihre geistige Seite oder ihre Natur, während von der Urmaterie das Materielle herkommt oder die Form. Die Welt ist ein Niederschlag der Urmaterie, das Leichte und Reine wird der Himmel, das Schwere und Unreine die Erde. Die ersten Naturelemente, in welche das Chaos auseinandergieng, waren Feuer und Wasser. Aus der klarsten Reinheit des Feuers wurden Sonne, Mond und Sterne, Wind, Donner und Blitz, während aus dem schlammigen Satz des Wassers sich die Erde bildete. Die Dualkräfte Yang und Yin bilden nun in gegenseitiger Durchbringung die fünf Elemente. Dieselben werden genannt Metall, Holz, Wasser, Feuer, Erde, worunter jedoch nicht die sichtbaren Dinge, welche man so nennt, zu verstehen sind, sondern unsichtbare Kräfte geringeren Umfanges, die in der Natur walten. Zu gleicher Zeit kommen auch die vier Jahreszeiten in Existenz, welche abermals spezialisirte Formen

der Urkraft sind, deren jede ein gewisses Uebergewicht hat in der Natur während der Periode, welche wir Frühling, Sommer, Herbst und Winter nennen. Die Blüthe der Natur ist der Mensch. In ihm ist die bewegende Kraft herrschend über das Ruhende, und er hat, was Himmel und Erde nicht haben, Geist und Willen. Darum steht der Mensch als die mittlere Potenz zwischen Himmel und Erde, mit denen zusammen er diese Dreiheit bildet, welche in der Anschauung der Chinesen das Wesen der sichtbaren Welt ausmacht. Ueber den speziellen Beruf des Menschen auf diesem Standpunkte und seinen Einfluß auf die Natur ist Näheres mitgetheilt in der Abhandlung über die Anthropologie der Chinesen. Der Urgegensatz des Activen und Passiven offenbart sich bei den Menschen wie bei den Thieren in den zwei Geschlechtern. Er wiederholt sich beziehungsweise in allen Dingen, und die wesentlichsten Glieder von Weltgestaltungen und Eigenschaften stellen sich so:

Activ	Passiv	Licht	Dunkel
Urkraft	Urmaterie	Tag	Nacht
Bewegung	Ruhe	Wärme	Kälte
Yang	Yin	Himmel	Erde
Einheit	Zweiheit	Frhlg., Sommer,	Herbst, Winter
Ungerade=	Gerade Zahlen	Süden	Norden
Anfang	Vollendung	Feuer	Wasser
Leben	Tod	das Männliche	das Weibliche
Seele	Körper	Lust	Schmerz
Geist	Natur	Gutes	Böses.*)

Ein weniger philosophisch lautender, und schon an indischen Einfluß erinnernder Bericht über die Schöpfung geht dahin, daß Phan ku, ein Urmensch, der erste Sprosse der Dualkräfte gewesen sei, indem er im Welt=Ei eingeschlossen und im Chaos umherschwimmend durch dieselben ausgebrütet worden sei. Man sieht diesen Phan ku oft auf Bildern in colossaler Gestalt abgemalt mit einem Meißel in der einen, und einem großen Hammer in der andern Hand. Darunter stehen die Worte: phan ku shi tshok then thi, d. h. wie Phan ku Himmel und Erde ausmeißelt. Eigentlich brachte aber erst sein Tod das Werk der Schöpfung zum Abschluß; denn als er nach 18000 jähriger Existenz starb, so wurde sein Leib verwandelt. Aus

*) Wuttke, Geschichte des Heidenthums, §. 8 und 9.

seinem Kopf wurden Gebirge, sein Odem wurde zu Wind und Wolken, seine Stimme zu Donner, sein rechtes Auge wurde die Sonne und sein linkes der Mond, seine Nase zu Vorgebirgen, seine Arme und Füße wurden die vier Himmelsgegenden, seine Adern zu Flüssen, seine Muskeln zu Erhöhungen und Vertiefungen der Erdoberfläche, sein Fleisch wurde zu Feldern, sein Bart bildete sich in Sterne um, seine Haut und Haare in Kräuter und Bäume, seine Zähne, Knochen und Mark in Metall, Felsen und edle Steine, sein Schweiß vermehrte sich zu Regen, und endlich wuchsen auch noch Würmer an seinem Leichnam, welche zu Menschen umgebildet wurden. Auf diesen Phan ku folgen nun gleich drei Kaiser oder Herrscher von monströser Gestalt, genannt der himmlische, der irdische und der menschliche Monarch. Dieß ist eine Personifikation der chinesischen Trinität von Himmel, Erde und Mensch. Die Regierungszeit eines jeden dieser Monarchen soll 18000 Jahre gewährt haben. Während dieser Zeit wurden die Menschen aus der ersten Barbarei erhoben, allerlei nützliche Erfindungen wurden gemacht, und das gesellschaftliche Leben begann sich zu ordnen. Persönlichkeiten, wie der Yu tsau, d. h. er hat ein Nest, und der Sui yin, d. h. Lunten-Mann, deuten an, daß es sich um die erste Einrichtung von Wohnungen und die Anwendung des Feuers handelte. Nun tritt eine Fünfzahl von Herrschern auf, die zwar auch noch mythisch sind, deren erstem aber die eigentliche Gründung des chinesischen Staates zugeschrieben wird. Sein Name ist Fuk hi (gewöhnlich Fo hi). Seine Thronbesteigung wird ins Jahr 2852 vor Christo gesetzt, und seine Residenz soll er in Honan gehabt haben, am südlichen Ufer des gelben Flusses. Dieser ordnete die Ehen und theilte das Volk in 100 Familien. Er soll Viehzucht eingeführt und Fischerei gelehrt haben, indem er von den Geweben der Spinnen das Muster nahm, Netze zu verfertigen. Auch die Erfindung von Musik und Arithmetik wird ihm zugeschrieben. Der zweite heißt Schin lung, d. h. göttlicher Ackerbauer; er soll den Ackerbau eingeführt haben, und wird mit einem Ochsenkopf abgebildet. Auch soll er die Entdeckung gemacht haben, daß Pflanzen als Heilmittel gegen Krankheiten gebraucht werden können. Der dritte ist der Wong ti (gewöhnlich Hwang ti), welchem mehrere nützliche Erfindungen zugeschrieben werden, als die Bearbeitung eines Kalenders, und die Eintheilung der Zeit nach einem Cyklus von 60 Jahren. Unter ihm wurde auch die Zeichenschrift erfunden. Ferner soll er

zuerst Waffen gemacht und auch schon den Compaß erfunden haben. Von den Uebrigen wird nichts Bemerkenswerthes gemeldet. Aus diesen Berichten geht hervor, daß jene Persönlichkeiten durch ihre Fähigkeit und ihren Unternehmungsgeist das damalige Geschlecht aus dem Stande von uranfänglichem Barbarismus emporgehoben, und durch ihre Erfindungen von Künsten und Gewerben und die Einrichtung von Gesellschaftsleben den Grund zur Civilisation gelegt haben. Es werden ihnen deßhalb auch übermenschliche Attribute beigelegt, und sie werden bis auf den heutigen Tag vom Kaiser göttlich verehrt.

Hiemit schließt das Sagenalter, und wir treten nunmehr auf den Boden der authentischen Geschichte, welche mit dem oben schon erwähnten Kaiser Yau beginnt. Zwar herrscht auch da noch viel Ungewißheit, aber die Berichte stehen von nun an aufgezeichnet in den classischen Büchern, welche Confuzius gesammelt hat und denen die Chinesen selbst unbedingten Glauben schenken.

In dem ersten Bericht, der uns aus jener Zeit aufbehalten ist, von einer großen Ueberschwemmung, welche neun Jahre gedauert habe, so daß das Wasser bis über die Gipfel der Berge hinausgieng und die größten Verheerungen anrichtete, finden wir einen Nachklang der Geschichte der Sündfluth, auf welches Ereigniß ja ebenso die Sagen der Griechen, der Indier und Mexikaner hinweisen. Der Kaiser Yau bewältigte aber mit Hülfe des Schun, welcher ihm später in der Regierung folgte, und des Yi, der der Nachfolger des Schun geworden ist, die Fluthen, indem Canäle gegraben wurden, um dem Wasser einen Ablauf zu verschaffen. Der Schu kin oder das classische Buch der Berichte enthält jedoch nicht sowohl die Thaten dieses Kaisers, als vielmehr seine Grundsätze, nach welchen er regierte. Bewundernswürdig sind die Unterredungen, welche der Kaiser mit seinen Ministern hält über die Regierung des Reiches. Er bittet sie, ihm mit weisen Rathschlägen beizustehen, und erlaubt ihnen, selbst die kleinste Abweichung von dem Pfade der Tugend, welche sie an ihm wahrnehmen würden, zu rügen. Ein hoher Grad von Ehrfurcht vor dem Himmel oder dem höchsten Herrscher, welchen sie Schangti nennen, scheint damals stattgefunden zu haben. Der Kaiser bringt ihm Verehrung durch Opfer, und betrachtet sich als von Schangti mit der Regierung des Reichs betraut, dem er deßhalb auch Rechenschaft schuldig ist, und von dessen Segnungen das Glück und Wohlergehen des Staates abhänge. Er soll Vater seiner Unterthanen sein,

dem Volke die zu seinem Unterhalt nothwendigen Dinge verschaffen, und dasselbe tugendhaft machen. Erfüllt der Kaiser seine Pflicht, so wird er das Herz seines Volkes gewinnen, und in diesem Fall wird der Himmel seinen Thron befestigen. Andernfalls wird er die Krone verlieren, und der Himmel wird einen Würdigeren an seine Stelle setzen. Abweichungen von dem Pfade der Tugend von Seiten des Reichsoberhauptes haben zunächst Störungen in der Natur zur Folge. Erdbeben, Dürre, Hungersnoth, Ueberschwemmungen rc. sind Reactionen der Natur, welche auf den Fürsten fallen, der durch Sünde die Harmonie der Welt stört; läßt er sich warnen und bessert sich, so kann das bevorstehende Uebel einer Revolution abgewendet werden. Fährt er aber in frevelndem Leichtsinne fort auf dem Wege des Lasters, so verliert er eben dadurch sein gesetzliches Recht auf den Thron, und wer deßhalb gegen ihn aufsteht, und den Kaiser vom Throne stößt, der wird dann nicht für einen strafwürdigen Rebellen gehalten, sondern für den Vollstrecker des Willens des Himmels, und sein Ruhm wird der Nachwelt überliefert. Wir werden einige Beispiele im weitern Verlauf der Geschichte zu näherer Erläuterung dieser Prinzipien anzuführen haben, wie dieselben ebenfalls im Schu kin berichtet sind. Indessen stehen wir noch bei dem tugendhaften Yau, an dessen vielgepriesener Staatsklugheit, Liebe und überhaupt nach chinesischen Begriffen vollkommener Tugend wir nur den Makel finden, daß schon damals entsetzlich grausame Strafen für Verbrecher fest gesetzt waren, worunter namentlich körperliche Verstümmelungen zu rechnen sind.

Yau soll 115 Jahre alt geworden sein und 92 Jahre regiert haben. Confuzius hat in ihm das vortrefflichste Muster eines weisen und tugendhaften Fürsten gesehen, und ihn deßhalb allen Zeitaltern zur Nachahmung angepriesen. „Der Himmel allein ist groß," ruft Confuzius aus, „und Yau allein hat ihn nachgeahmt. Sein Herz schien so wohlthätig wie der Himmel, sein Geist so weise wie die reinen Geister, so hell wie die Sonne an heiteren Tagen; den Wolken gleich, welche die Auen befeuchten, war er die Hoffnung seiner Völker, und durch sein einfaches und anspruchloses Benehmen errang er sich die Achtung aller Unterthanen. Geleitet von der Vernunft, verstand er es, sie überall herrschen zu lassen." Bei seinem Tode wurde er im ganzen Lande drei Jahre betrauert. Zu seinem Nachfolger hatte er den Schun eingesetzt, weil sein eigener Sohn nach dem Urtheil

des Vaters der Uebernahme der Regierung nicht würdig war. Schun aber trat ganz in die Fußstapfen des Yau und steht deßhalb auch in gleichen Ehren. Auch er erreichte ein sehr hohes Alter und übertrug die Regierung aus demselben Grunde wie Yau nicht seinem eigenen Sohne, sondern dem Yi, der schon seit einiger Zeit sein Mitregent gewesen war. Diesem folgte dann aber sein Sohn auf den Thron, und derselbe vererbte sich fortan, so daß wir nun an den Anfang der ersten chinesischen Dynastie kommen, welche die Hia genannt wird. Die Jahreszahl ihres Beginnens wird auf 2205 v. Chr. gesetzt.

Die Periode, während welcher Yau, Schun und Yi regierten, wird von den Chinesen als ihr goldenes Zeitalter angesehen. Jene Zustände schweben ihnen stets als das Ideal irdischer Glückseligkeit vor Augen, und sie kennen keinen sehnlicheren Wunsch, als daß jene glücklichen Zeiten des hohen Alterthums wiederkehren möchten, da der Kaiser so ganz in Uebereinstimmung mit dem Himmel war, daß seine Tugend wie von selbst auch das Volk tugendhaft machte, und Fürst und Unterthan gemeinschaftlich der himmlischen Segnungen theilhaftig wurden. Wir müssen nun eine Reihe von einigen zwanzig verschiedenen Dynastien an uns vorübergehen lassen, welche in längeren oder kürzeren Zeiträumen den Thron China's inne gehabt haben. Dr. Wutke sagt in seiner Geschichte des Heidenthums, „daß das Wesen der chinesischen Geschichte sei, keine Geschichte zu sein. Die Geschichte ist Geist, und ein Volk, welches eine Geschichte haben soll, muß ein Volk des Geistes sein, muß den freien persönlichen Geist bereits erkannt und anerkannt haben; dieß haben aber die Chinesen noch nicht errungen. Die Geschichte hat hier noch wesentlich Naturcharakter, und ist ebenso ein Ergebniß der Himmelsbewegung, wie das Naturleben auf der Erde. Sie will nichts machen, sondern sie ist gemacht, und erscheint wie die Natur als ein Product, nicht als ein Mittel zu einem noch zu erreichenden Zwecke. Was den westlichen Völkern der Kern und die wahre Bedeutung der Geschichte ist, die kühne, Neues schaffende That der Persönlichkeit, das ist hier ein störendes, schuldvolles Eingreifen in den gesetzmäßigen Umlauf der Geschichte. Die Zeitrechnung zu führen und die Störungen der regelmäßigen Strömung der Geschichte anzumerken sind deßhalb die zwei Hauptaufgaben, welche der chinesische Geschichtschreiber sich gestellt hat. Von einem inneren vernünftigen Zusammenhang der Geschichte, einem sittlichen Ziele — ist keine Rede, aber doch hat sie einen sittlichen In-

halt, insofern der wirkliche Zustand der Menschheit durch die Tugend oder Sünde derselben bedingt wird." Wutke theilt die chinesische Geschichte in drei Perioden, die aber dem Wesen dieser Geschichte gemäß nicht eine eigentliche Entwicklung darbieten, sondern nur verschiedene Grade des Hervortretens des Volksgeistes. Es sind die Perioden: 1) der ideellen Herausbildung des chinesischen Bewußtseins, 2) die der realen Gestaltung in des Reiches Macht und Leben, und 3) die des Verfalls.

In die erste Periode fallen die Ideale des chinesischen Lebens, da kommt der Geist des Volkes zu seinem vollen Bewußtsein, da wird die Gesetzgebung, die Verfassung, die Religion und die Intelligenz begründet. Diese Periode theilt Wutke wieder in zwei Epochen, von denen wir die erste uns bereits vergegenwärtiget haben. Die zweite Epoche läßt er mit Yau beginnen, bei dem wir uns auf wirklich geschichtlichem Boden befinden, und rechnet dazu noch die drei nächstfolgenden Dynastien, deren erste bereits als die Hia-Dynastie erwähnt worden ist. Die Dauer dieser Dynastie war 439 Jahre, während welcher 17 Kaiser auf dem Throne saßen, deren letzter, genannt Kiet kwni, durch seine Lasterhaftigkeit den Fall der Dynastie herbeiführte, 1767 v. Chr. Das menschliche Werkzeug des himmlischen Gerichts über die Hia war der fromme und weise Fürst Schin thong vom Staate Schang, welcher sofort die Schang-Dynastie gründete. So schön aber auch der Anfang war, den diese Dynastie mit dem frommen Schin thong machte, von dessen Furcht vor dem Himmel oder Schangti, und seinem eifrigen Bestreben sich der Tugend zu befleißen, die rührendsten Berichte vorhanden sind, so traten doch seine Nachfolger nicht in seine Fußstapfen, und nach einer 644jährigen Dauer dieser Dynastie, während welcher Zeit 28 Kaiser auf dem Throne saßen, fiel auch sie dem Gericht der Auflösung anheim. Unter der Regierung des Schin thong, 1766—1753, wird einer siebenjährigen Dürre Erwähnung gethan, die der Zeit nach mit der ägyptischen zusammenfällt. Als ein besonders gottloser Fürst dieser Linie steht der Wu yet aufgezeichnet, ein rechtes Gegenstück zu dem frommen Schin thong. Er war sehr dem Spiel ergeben und ließ Figuren machen, welche er himmlische Geister oder Götter nannte. Mit diesen wollte er Hazard spielen, indem er einen Mann als deren Stellvertreter agiren ließ. Wenn nun die Götter es verspielten, so degradirte er sie. Er ließ auch lederne Schläuche mit Blut gefüllt an

ein hohes Gerüst aufhängen und schoß mit seinem Pfeil darnach; tropfte dann das Blut aus den Schläuchen herab, so sagte er, er habe den Himmel erschossen. Als er einst auf der Jagd war, wurde er vom Blitz erschlagen. Er war der 25ste an der Zahl und die Dynastie eilte ihrem Endgericht entgegen. Dieses wurde herbeigeführt unter dem 28. Regenten Namens Chhu sin, welcher das Maaß der Lasterhaftigkeit voll machte. Er ließ sich maßlose Verschwendung zu Schulden kommen und harte Erpressungen des Volkes, lebte in Völlerei und scheußlicher Unzucht, und war so grausam, daß er einst etlichen armen Leuten, die in der Kälte mit bloßen Füßen durchs Wasser giengen, die Füße abschneiden ließ, um zu sehen, wie ihr Mark beschaffen sei. Einem unerschrockenen Minister, der dem Wüstling auf Gefahr seines eigenen Lebens die ernstesten Vorstellungen machte, antwortete er kaltblütig, daß er noch nie das Herz eines getreuen Dieners gesehen habe, und befahl sofort, daß dem Minister das Herz herausgerissen werde, um es sich zeigen zu lassen. Der Himmel duldete diesen Unmenschen nicht länger. Wu wong, der Fürst des Staates Tschin, stürzte ihn, und so begann die Tschin-Dynastie. Dieselbe währte von 1122 bis 255 v. Chr. und zählte in diesem Zeitraum von mehr als 800 Jahren 35 Regenten.

Damals war China nicht, wie zu Anfang und wie auch jetzt wieder, in Provinzen getheilt, die von Statthaltern regiert wurden, sondern in kleinere Staaten, unter der Regierung von Lehensfürsten, deren Zahl sich zu einer Zeit bis auf 125 vermehrte. Der Kaiser war ihr gesetzliches Oberhaupt, aber wenn er sie nicht mit Gewalt in der Unterwürfigkeit erhalten konnte, so that jeder was er wollte, und die Unordnung im Reiche, durch Uneinigkeit dieser Fürsten und Widerspenstigkeit gegen den Kaiser, war oft sehr groß. Was dieser Dynastie den größten Glanz verleiht, ist das Auftreten des Confuzius, seines Zeitgenossen Lau tzu und, über 100 Jahre später, des Mencius. Confuzius ist ein latinisirter Name aus dem chinesischen Familien-Namen Khung und den Worten fu tzu oder Meister. Er wurde geboren unter dem chinesischen Kaiser Ling wang ums Jahr 551 v. Chr. Seine Heimath war der Staat Lu in der jetzigen Provinz Schan-thung. Dort bekleidete er zuerst ein Amt, begab sich aber später auch in mehrere der anderen Lehensstaaten, wo er sich längere oder kürzere Zeit in offizieller Thätigkeit befand. Er wollte nämlich nur da im Amte bleiben, wo er fand, daß seine Tugendprinzien, die

er einzuschärfen sich bestrebte, Anklang fanden. Das damalige Zeitalter war aber schon so verkommen, und namentlich die Fürsten der Lehensstaaten so ausgeartet, daß er nirgends eine bleibende Stätte fand, und endlich vorzog, sich ganz vom Staatsdienst zurückzuziehen und sich ins Privatleben zu begeben, um sich gänzlich dem Unterricht seiner Schüler zu widmen, die sich in großer Anzahl um ihn schaarten und durch die er seine Grundsätze fortzupflanzen hoffte. Die Anerkennung und der Ruhm, welche er bei Lebzeiten zwar nicht gefunden hatte, wurden ihm jedoch nach seinem Tode im reichsten Maaße zu Theil. Bis auf den heutigen Tag steht er in größten Ehren in China. Die von ihm gesammelten classischen Bücher, und die aus seinem Munde geflossenen Reden, welche seine Schüler aufgezeichnet und der Nachwelt überliefert haben, sind die ausschließlichen Bildungsmittel der Chinesen. In allen Schulen wird Confuzius gelesen und erklärt, ja sogar auswendig gelernt. Bei den öffentlichen Prüfungen müssen die Examinanden Aufsätze liefern über Themata aus den Büchern des Confuzius. Die Staatspolitik ruht auf seinen Grundsätzen, und selbst im gemeinen Volk sind seine Reden und Aussprüche so bekannt oder noch bekannter als bei uns die Sprüche der Bibel. Welch großen Einfluß eine solch allgemeine Verbreitung von Sittenlehren unter der ganzen Nation haben mußte, ist leicht einzusehen, und der Erfolg davon zeigt sich bis in der jetzigen Zeit in dem Vorhandensein von sittlichem Gefühl und Rechtssinn, wie dieß bei andern Heiden nicht in dem Grade anzutreffen ist. Confuzius wird auch in den Schulen göttlich verehrt, und in jeder Oberamtsstadt ist ein prächtiger Tempel erbaut, in welchem die Beamten offiziell ihre Verehrung bringen durch Opfer und andere Feierlichkeiten. Inschriften, zuweilen von der Hand des Kaisers selbst, wie die — sang min wúi yu, d. h. 'unter den von Weibern Gebornen gab es keinen wie Confuzius', oder wan shi szu piau, d. h. 'Musterlehrer für alle Zeitalter', und 'der Allerheiligste der Vorzeit', zeigen an, in wie hohen Ehren dieser Mann in China steht. Seine Nachkommen sind noch sehr zahlreich, und es bekleidet immer einer aus ihnen ein hohes Amt im Staatsdienste. Seine Lehre ist sehr einfach, ohne Geheimnisse, und bezieht sich ganz und gar aufs praktische Leben. Er geht davon aus, daß der Mensch von Natur gut sei, indem der Himmel tugendhafte Anlagen in das Herz eines Jeden gegeben, und es sei die Pflicht des Menschen, dieselben zu entwickeln und zur Vollkommenheit zu bringen. Diese Anlagen

spezifizirt er als Liebe, Gerechtigkeit, Anstand, Weisheit und Wahrheit. Wer nun seine Menschenpflicht versteht und auf dem Pfade der Tugend beharrt, der wird mit dem Himmel Eins. Nur die Ausübung der Tugend kann den Menschen glücklich machen, indem der Himmel seine Segnungen auf die Tugendhaften herabsendet, während die Lasterhaften mit Strafgerichten heimgesucht werden. Es giebt nur eine Lebensregel für den Höchstgestellten wie für den, der sich im niedrigsten Stande befindet, denn jedem ist das himmlische Prinzip ins Herz gegeben, und jeder kann darnach leben, wenn er nur will. Ist es dem Fürsten des Landes um ein gutes Regiment, Friede und Wohlergehen seines Reiches zu thun, so muß er bei sich selbst anfangen, und das Tugendprinzip in sich realisiren. Wie könnte er von Andern verlangen, tugendhaft zu sein, ohne selbst mit gutem Beispiel voranzugehen. Fehlt es aber daran bei ihm nicht, so wird die Macht seines geistigen Einflusses so groß sein, daß er zunächst seine eigene Familie und dann in weiteren Kreisen sein ganzes Reich influenzirt und sie alle tugendhaft macht, in welchem Falle Friede und Wohlstand die unausbleiblichen Folgen sein werden. Auf der andern Seite kann aber auch der Fürst sein ganzes Volk mit sich in den Ruin hineinziehen, wenn er ihnen auf dem Pfade des Lasters vorangeht. Die Strenge, mit der er auf die Ausübung der persönlichen Tugend drang, machte eben den Fürsten seiner Zeit seine Grundsätze weniger schmackhaft; das Prinzip ist aber zu allen Zeiten als richtig anerkannt worden und hat ihm seinen großen Ruhm gesichert, wenn auch seine späteren Verehrer nicht mehr als seine Zeitgenossen dasselbe verwirklichen konnten. Von dem Himmel sprach er mit Ehrfurcht, und schärfte ein, daß man die Geister ehren solle, warnt jedoch davor, sich nicht allzu familiär mit denselben zu machen, noch ihre besondere Gunst durch häufige Opfer zu erwerben zu suchen. Er verweist den Menschen hauptsächlich auf seine eigene Kraft, und selbst da, wo die ursprüngliche Tugendanlage durch den von außen kommenden Einfluß der bösen Lust befleckt und an ihrer vollkommenen Entfaltung verhindert worden sei, komme es ganz nur auf einen neuen Willensentschluß und eine neue Kraftanstrengung des Menschen an, das Hemmniß hinweg zu räumen und das eigene Herz wiederum zu erneuern. Die Verehrung der Vorfahren wird von ihm geboten, indem er dieß als den Gipfelpunkt der Erfüllung der Pflicht kindlicher Liebe aufstellt. Ganz in seinem Sinn lehrte und wirkte fast 200 Jahre

später Mencius noch unter der Tschiu-Dynastie. Er ist aber nie zu solchen Ehren gekommen wie Confuzius, und wird als der Heilige zweiten Ranges in den Tempeln unter die Allerheiligsten der Vorzeit gestellt.

Eine andere Richtung schlug der dritte berühmte Mann jener Zeit der Lau tzu ein, welcher der Gründer einer Sekte wurde, die sich die Thau szu oder Priester der Vernunft nennen. Wir werden darauf in einem späteren Vertrag über die Religion der Chinesen näher eingehen, und fahren deßhalb an dem Faden der chinesischen Geschichte fort. Mit dem Aufhören der Tschiu-Dynastie schließt die erste Periode; die zweite beginnt mit der Tschhin-Dynastie, 255 v. Chr. und reicht bis zum Ende der Thong-Dynastie, 901 n. Chr. Dieß ist die Zeit der Reife des chinesischen Reiches, der höchsten Macht nach außen, und der größten Kraft und geistigen Regsamkeit im Innern. Staat, Kunst und Wissenschaft blühen und Confuzius ist in höchsten Ehren. Was in der ersten Periode nur mehr im Bewußtsein vorhanden, ein Geforderdertes war, das hat jetzt Körper und Gestalt gewonnen. Neun Dynastien fallen in diesen Zeitraum, die wir kurz überblicken und die Hauptereignisse hervorheben wollen. In der Tschhin-Dynastie ragt Schi hoong ti, 246—209 v. Chr., hervor, aber als Tyrann, der mehr seinem eigenen Willen, als den Gesetzen des Himmels folgte. Er ließ die große Mauer erbauen, welche die nördliche Grenze des eigentlichen China bildet, um die Einfälle der nördlichen Barbaren abzuhalten. Das Vasallenthum hob er auf und brachte die kaiserliche Macht auf den höchsten Gipfel, indem er auch die Grenzen des Reiches bis zu dem gegenwärtigen Umfang erweiterte. Er war aber kein Verehrer des Confuzius und haßte das Literaten-Volk, die seinen Abweichungen von den Gesetzen des Alterthums sehr entgegen waren. Er zog auch mit Feuer und Schwert gegen sie zu Felde, ließ viele derselben ums Leben bringen, und die classischen Bücher, namentlich den Schu kin verbrennen. Diese Dynastie zählte nur drei Kaiser und machte nach ihrer kurzen Dauer der Han-Dynastie Platz, 206 vor bis 265 nach Chr. Große Helden, sowie große Gelehrte schmückten diese Zeit mit ihrer Existenz, und heute noch nennen sich die Chinesen gerne nach dieser Dynastie Han tzu oder Söhne der Han. Szu ma tan und Szu ma tsien, Vater und Sohn, waren berühmte Geschichtschreiber, und man hat den letztern den Herodot China's genannt. Auch eine weibliche Schriftstellerin Liu hiang zeichnete sich

aus durch ihre Memoiren berühmter Damen. Schon damals soll die Bereitung des Papiers erfunden worden sein. Unter dem achten Kaiser dieser Dynastie, dem Siuen ti seien die Chinesen erobernd bis an das kaspische Meer vorgedrungen. Die Einwanderung einer Judengemeinde, welche sich bis auf den heutigen Tag in China erhalten hat, und in ihrem Wohnsitz Khai fung fu in der Provinz Honan von katholischen Missionaren besucht worden ist, fällt in die Regierungszeit dieser Dynastie. Während der Regierung des zwölften Kaisers, der den Titel Phin ti, 'Friedensfürst' trug, ist Christus geboren. Ins Jahr 65 nach Chr. fällt die Einführung der buddhistischen Religion in China. Die Geschichte erzählt, daß der damals regierende Kaiser Min ti einen Traum gehabt habe, in welchem ihm ein Mann von glänzender Gestalt erschienen sei und ihm den Auftrag gegeben habe, nach dem Westen zu schicken, um die wahre Religion dorther zu empfangen. Sofort wurden Gesandte nach Indien abgeordnet, welche die buddhistischen Lehrbücher und eine Anzahl von Priestern mit sich zurückbrachten. Endlich ist noch zu erwähnen, daß verschiedene Völker vom Westen Tribut nach China brachten, und von jener Zeit an in Canton Handel mit den Ausländern getrieben wurde. Am Ende der Han-Dynastie spaltete sich China in drei Reiche, welche ein halbes Jahrhundert neben einander bestanden, um die Obergewalt mit einander kämpfend. Sechs Dynastien von kürzerer Dauer folgen nun schnell aufeinander, nämlich die Tsin-, die Song-, die Tsi-, die Liong-, die Tschhin- und die Sui-Dynastie. Die erste derselben zählt 15 Kaiser, und währte anderthalb Jahrhunderte. Der heroische und ritterliche Geist der Han-Dynastie artete ganz aus, und das Geschlecht wurde schwach. Kinder von Concubinen, Weiber und Priester sollen das Staatsruder gelenkt haben. Die Religionen von Buddha und Lau tzu seien im Schwange gegangen, und das Volk habe sehr gelitten. Nur wenige Schriftsteller finden sich aus dieser Zeit. Ein neuer Umschwung trat jedoch ein unter der nächstfolgenden, nemlich der Song-Dynastie, 420 bis 477 a. D. Die buddhistische Religion wurde verboten, die Tempel wurden verbrannt und die Priester verfolgt. Dagegen habe die wahre Wissenschaft einen neuen Aufschwung genommen. Seine schönste Blüthe soll China jedoch unter der letzten Dynastie der zweiten Periode, nemlich der Thong-Dynastie erreicht haben. Sie zählt 20 Kaiser, welche von 620 bis 904 a. D. regierten. Gützlaff sagt darüber in seiner Geschichte des chinesischen Reiches S. 264: „Nie blühte die

Nanking eroberte, und die Mongolenherrschaft stürzte. Sechzehn Regenten seiner Linie folgten ihm auf den Thron, und noch jetzt ist diese Dynastie, welche auch die letzte chinesischer Abstammung war, in bestem Andenken bei den Chinesen. Unter dieser kamen die Portugiesen zuerst nach China, woher sich die Entstehung der portugiesischen Colonie Macao unweit Hongkong datirt. Unter Wan liet, dem dreizehnten Kaiser dieser Dynastie, kamen die ersten katholischen Missionare nach China. In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde China durch Empörung von innen und die Mantschu-Tartaren von außen zugleich bedrängt. Der letzte Kaiser aus dem Hause der Ming, in seiner Hauptstadt von den Rebellen bewältigt, erhängte sich nebst seiner Gattin, nachdem er seine Tochter mit eigener Hand erstochen hatte. Der chinesische General Sam kwni rief die Mantschuren gegen die Rebellen zu Hülfe, die sich aber sofort selbst des Thrones bemächtigten und die jetzt noch in China regierende Taitsin-Dynastie gründeten. Seit 1644 steht nun China unter dem Scepter der Mantschuren, und der gegenwärtig regierende Kaiser Hien fung ist der siebente in der Reihe. Auch sie haben so wenig wie die Mongolen etwas Wesentliches an den chinesischen Gesetzen und Einrichtungen geändert und im Gegentheil sich selbst die chinesische Bildung zu Nutze gemacht. Der hervorragendste aus dieser Linie ist Kanghi, der die Wissenschaften gepflegt und ein Wörterbuch der chinesischen Sprache hat bearbeiten lassen, das in allgemeinem Gebrauch ist unter dem Volk. An seinem Hof hielten sich katholische Missionare auf, von denen der Kaiser sich unterrichten ließ in Astronomie, Mathematik und Geographie. Damals ließen sich die Holländer auf der Insel Formosa nieder, von wo sie aber durch den Seeräuber Koringa, der auch die chinesische Küste verheerte, wieder vertrieben wurden. An Kanghi schickte auch Peter der Große zwei Gesandtschaften. Allein diese konnten so wenig als englische und holländische Gesandtschaften auswirken, daß die Mantschuren-Fürsten ihr strenges Ausschließungssystem milderten und ausländischen Völkern freien Zutritt nach China gestatteten. Was nicht auf friedlichem Wege durch die Diplomatie erreicht werden konnte, das wurde den Chinesen durch Gewalt der Waffen abgenöthigt, indem durch den bekannten Krieg mit England China zuerst soweit dem Zutritt der Ausländer geöffnet wurde, daß kraft des im Aug. 1842 abgeschlossenen Vertrags von Nanking fünf Hafenstädte freigegeben wurden, in denen Ausländern gestattet wurde, sich niederzulassen. Die Niederlage, welche die man-

tschurische Dynastie in diesem Krieg von den Ausländern erlitten hatte, sprach aber auch in den Augen der Chinesen das Urtheil über ihr Kaiserhaus aus. Ihr Schutzgeist ist von ihnen gewichen, das ist heut zu Tage die Ansicht der Chinesen über die Mantschuren. Schon seit zehn Jahren wüthet eine verheerende Revolution in China. Allenthalben bricht die Unzufriedenheit des Volkes los, und fuk min fan tsin, d. h. 'Nieder mit den Mantschuren, hoch lebe China!' ist das allgemeine Losungswort. Der Kaiser ist schon oft in der größten Bedrängniß gewesen, sein Staatsschatz ist erschöpft, und der Verkauf von Aemtern und Ehrentiteln, wodurch der Mangel ergänzt werden sollte, hat nur mehr dazu beigetragen, die Herzen des chinesischen Volkes den Mantschuren zu entfremden. Dazu kam nun noch der letzte Krieg, in welchem China zuerst wieder nur mit England verwickelt worden, der aber zur Folge hatte, daß auch Frankreich und Rußland, sowie Amerika, von China forderten, seine bisherige Politik aufzugeben und freien Verkehr mit den Ausländern zu gestatten. Die Forderung ist gewährt und die Folgen werden unberechenbar sein; doch, wie zum Eingang bemerkt worden ist, nicht bloß für Handel und Politik, sondern das Reich Gottes wird auch für die Chinesen jetzt kommen, und unter den erschütternden Weltereignissen wird die Herrschaft Dessen auch in China zur Anerkennung kommen, dem alle Völker dienen und den alle Heiden anbeten werden.

Uebersichtliche Zusammenstellung der chinesischen Dynastien.

1. Die 3 Herrscher, von welchen jeder 18000 Jahre regiert haben soll.

2.	Die 5 Souveräne;	Zahl d. Regierungsjahre	647.	Anfang d. Regierung	a. M. 2852.
3.	Die Hia-Dynastie;	"	439.	"	" 2205.
4.	Die Schang-Dynastie;	"	644.	"	" 1766.
5.	Die Tschiu-Dynastie;	"	873.	"	" 1122.
6.	Die Tschhin-Dynastie;	"	3.	"	" 249.
7.	Die spätere Tschhin-Dynastie;	"	44.	"	" 246.
8.	Die Han-Dynastie;	"	226.	"	" 202.
9.	Die östliche Han-Dynastie;	"	196.	"	a. D. 25.
10.	Die spätere Han-Dynastie;	"	44.	"	" 221.
11.	Die Tsin-Dynastie;	"	52.	"	" 265.
12.	Die östliche Tsin-Dynastie;	"	103.	"	" 317.
13.	Die nördliche Sung-Dynastie;	"	59.	"	" 420.

14. Die Tsi-Dynastie; Zahl d. Regierungsjahre	23.	Anfang d. Regierung	a. D.	479.
15. Die Liong-Dynastie;	=	55.	=	= 502.
16. Die Tschhin-Dynastie;	=	32.	=	= 557.
17. Die Sui-Dynastie;	=	31.	=	= 589.
18. Die Thong-Dynastie;	=	287.	=	= 620.
19. Die spätere Liong-Dynastie;	=	16.	=	= 907.
20. Die spätere Thong-Dynastie;	=	13.	=	= 923.
21. Die spätere Tsin-Dynastie;	=	11.	=	= 936.
22. Die spätere Han-Dynastie;	=	4.	=	= 947.
23. Die spätere Tschiu-Dynastie;	=	9.	=	= 951.
24. Die Sung-Dynastie;	=	157.	=	= 960.
25. Die südliche Sung-Dynastie;	=	153.	=	= 1127.
26. Die Yuen-Dynastie;	=	88.	=	= 1280.
27. Die Ming-Dynastie;	=	276.	=	= 1368.
28. Die Tsing-Dynastie; Zahl der Regierungsjahre bis 1860		216.	=	= 1644.

Die Zahl aller Regenten, mit Ausschluß der drei mythologischen Herrscher, aber mit Einschluß von drei andern, die zwischen den fünf Souveränen stehen, ist 243, und die Zahl der Jahre, welche sie regiert haben, beläuft sich bis dato auf 4701 Jahre.

Zweiter Vortrag.

Die Religion der Chinesen.

In China existiren drei verschiedene Formen von Religion, welche man gemeinhin unterscheidet als die Staatsreligion oder das Confuzianische System, die Religion des Buddha, und die des Lau tzu. Die erste und dritte sind rein chinesisch, während die buddhistische Religion von Indien her in China eingeführt worden ist. Die wichtigste und am meisten charakteristische dieser drei Religionen ist das Confuzianische System, welches man eben deshalb die Staatsreligion zu nennen pflegt, und welches nicht blos neben den beiden anderen Religionsformen existirt, sondern über ihnen als Hauptreligion dasteht, jedoch so, daß sie die allgemeinste Verbreitung des Buddhismus neben sich geduldet hat oder wenigstens nicht verhindern konnte. Wir wollen nun das Charakteristische einer jeden dieser drei Religionen hervorheben, und so viel unsere Zeit erlaubt, auf Einzelnbeschreibung eingehen.

Confuzius war keineswegs der Stifter einer neuen Religion. Es lag überhaupt gar nicht in seiner Absicht, etwas Neues hervorzurufen. In dem Alterthum erblickte er die Vollkommenheit, und er stellte sich deßhalb blos die Aufgabe, die Prinzipien und die Handlungen der Alten zu beleuchten, und das, was von mündlicher Tradition oder von zerstreuten Dokumenten aus den vergangenen Zeiten vorhanden war, zu einem Ganzen zu sammeln, um es als solches der Nachwelt zu überliefern. Indem er dieß that, und so die Norm der Lehre und des Lebens, wie die Chinesen sagen, auf 10,000 Zeitalter hinaus feststellte, erwarb er sich auch ein 10,000 Mal größeres Verdienst, als diejenigen hatten, von welchen diese Grundprinzipien ursprünglich herkamen, die aber ohne die schriftliche Fixirung und Verewigung, welche eben Confuzius bezweckte, nur einem einzigen Zeitalter zu gut gekommen wären. Bei einer Abhandlung über Re-

ligion fragen wir nun billig zuerst nach dem Gottesbewußtsein, das ein Volk hatte, und da haben wir bei Betrachtung der Geschichte China's bereits gesehen, wie seit den ältesten Zeiten des Bestehens dieses Reiches ein hoher Grad von Gottesfurcht unter den Chinesen anzutreffen ist, welche sie ohne Zweifel als ein Erbstück aus der Noachischen Zeit mitgenommen haben, und von der ihnen bis auf die gegenwärtige Zeit ein Ueberrest, wenn auch mehr in der Theorie als in der Praxis, geblieben ist. Wenn sie dann auch, wie dieß in ihren Spekulationen über die Entstehung des Weltalls näher gezeigt worden ist, auf dem Wege philosophischen Denkens nicht bis zur Erkenntniß eines einigen Gottes hindurchgedrungen sind, so hat sich eben doch auch bei ihnen das Gewissen geltend gemacht, als das im Hintergrund des ringenden Geistes waltende und zur Wahrheit aufstrebende Gottesbewußtsein. So finden wir denn auch schon im Yit kin, dem seinem Ursprung nach ältesten Buche der fünf Classiker, eine sehr merkwürdige Stelle, worin wenigstens ein ans Bewußte streifendes göttliches Walten in der Natur beschrieben ist, und welche deshalb ein bewahrheitender Ausdruck von dem ist, was der Apostel Paulus Röm. 1, 19 ff. beschreibt, wenn er sagt: „Denn daß man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar, denn Gott hat es ihnen geoffenbaret, damit daß Gottes unsichtbares Wesen, das ist seine ewige Kraft und Gottheit, wird ersehen, so man deß wahr nimmt an den Werken, nemlich an der Schöpfung der Welt."

Die Stelle spricht nemlich von Schangti, dem höchsten Wesen, das sich die Chinesen über der Welt denken, welches mit dem Himmel identificirt wird, und das sie näher definiren als then tschi tschu tsai, 'Herr und Regierer des Himmels.' In dem chinesischen Text steht nur Ti 'Herrscher', für Schangti 'höchster Herrscher'. Wir nehmen deshalb auch das erstere Wort zur Uebersetzung. Die Stelle lautet folgendermaßen:

„Der Herrscher macht, daß alle Dinge hervorkommen unter der Figur Tschin, welche den Donner vorstellt und dem Anfang des Frühlings entspricht. Er bringt sie in gleiche Ordnung unter der Figur Sen, welche den Wind vorstellt und der Mitte des Frühlings entspricht. Er macht, daß sie gegenwärtig dargestellt werden unter der Figur Li, welche das Feuer vorstellt und dem Anfang des Sommers entspricht. Er macht sie dem Menschengeschlecht dienlich unter der Figur Khun, welche die Erde vorstellt, und der Mitte des Sommers

entspricht. Er macht, daß sie gefällige Worte hervorbringen unter der Figur Thui, welche die See vorstellt und dem Anfang des Herbstes entspricht. Er macht, daß sie sich bekämpfen unter der Figur Khen, welche den Himmel vorstellt und der Mitte des Herbstes entspricht. Er macht sie besänftigend und befriedigend unter der Figur Khan, welche das Wasser vorstellt und dem Anfang des Winters entspricht. Er bringt sie zu einem Abschluß unter der Figur Ken, welche die Berge vorstellt und der Mitte des Winters entspricht."

Was hier mit dem Ausdruck Figur gegeben ist, darunter muß man sich Potenzen oder Naturkräfte vorstellen, die nach bestimmten Himmelsgegenden hin und zu gewissen Jahreszeiten in der Natur das Uebergewicht haben. Es sind dieß die sogenannten pat kwa oder acht Tiogramme, von welchen eine Zeichnung in dem Vortrag über die Literatur zu finden ist. Die paraphrastische Erklärung des Commentars zu dieser Stelle lautet so:

„Der wundervolle Einfluß des Herrschers durchdringt alles, ohne durch den Raum beschränkt zu sein, während die Production und Transformation der Dinge eine gewisse Ordnung hat. Deshalb können wir das Herausgehen und Zurückkehren des Herrschers mit dem Hervorkommen und dem Sichwiederzurückziehen der Dinge beleuchten. Das Keimen und Sprossen aller Dinge ist ihr Hervorkommen und findet statt unter der Figur Tschin. Derselbigen ist ihre Stelle angewiesen im Osten, und die Zeit, welche ihr zugetheilt ist, ist der Frühling, wann das männliche Prinzip in der Natur sich regt und bewegt, und die Dinge hervorkommen. Sehen wir so die Dinge hervorkommen, so erkennen wir das Herausgehen des Herrschers. Nachdem die Dinge hervorgekommen sind, werden sie allmälig in Ordnung gebracht, welches geschieht unter der Figur Sen. Derselben ist ihre Stelle angewiesen im Südost, und die ihr zugetheilte Zeit ist zwischen Frühling und Sommer, zu welcher Zeit man sagen kann, daß die Myriaden Dinge frisch und neu sind und völlig geordnet. Wenn wir so alle Dinge in Ordnung sehen, so erkennen wir die ordnende Macht des Herrschers. Die überwiegende Eigenschaft der Figur Li ist Glanz, wenn die Gestalt und Farbe eines jeglichen Dinges hellglänzend entfaltet ist. Derselbigen ist ihre Stelle angewiesen im Süden, und der Zeitraum ihrer Prevalenz ist der Sommer, gerade die Zeit, wenn alle Dinge entwickelt sind und helle erscheinen. Wenn wir so alle Dinge gegenseitig dargestellt sehen, so erkennen wir den Herrscher in ihrer

Darstellung. In diesem Sinne richteten die weisen Könige des Alterthums ihr Angesicht gen Süden, wenn sie dem Volke des Reiches Audienz gaben, damit sie ihre Regierung im Angesicht des hellen Tages verwalten möchten, denn sie nahmen diese Idee von der Stellung und überwiegenden Eigenschaft der Figur Li. Die Figur Khun stellt die Erde vor. Die Erde ist aber gerade der Boden, aus welchem alle Dinge wachsen. Die Stelle dieser Figur ist in Südwest, und ihre Zeit zwischen Sommer und Herbst, wenn die Kräfte der Erde am meisten blühen und alle lebendigen Dinge von der Fettigkeit des Bodens abhängen, um Nahrung und Wachsthum zu erhalten. Die Figur Khun wendet ihre äußerste Kraft an für das Wohl der lebendigen Dinge. Das was nicht spärlich ist in der Nahrung, die es verschafft, ist dieses selbe Khun oder die Erde, und daß dieselbe im Stande ist, lebendige Dinge zu ernähren, rührt allein von dem Einen Herrscher her, welcher das Ganze beoberaufsichtigt, daher gesagt ist, daß er die Natur dienlich mache unter der Figur Khun. Die Stelle, welche der Figur Thui angewiesen ist, ist der Westen, und die ihr angeeignete Zeit ist die Herbst-Tag- und Nachtgleiche. Die überwiegende Eigenschaft dieser Figur ist — Ergötzen, denn wenn alle Erzeugnisse des Bodens wohl nach Hause gebracht sind, so ist es eine Befriedigung und ein Ergötzen. Auf diese Weise ist die Figur Thui das was Ergötzen schafft, und diese seine Fähigkeit rührt gänzlich von dem Einen Herrscher her, welcher das Ganze regiert, daher gesagt ist, daß Er mache, daß Ausdrücke des Ergötzens geschehen unter der Figur Thui. Die Stelle, welche der Figur Khen angewiesen ist, ist in Nordwesten, und der ihr zugeeignete Zeitraum ist zwischen Herbst und Winter, wenn das weibliche Prinzip in der Natur mehr in Fülle steht, und das männliche anfängt sich zu neigen. Zu dieser Zeit fangen die Blätter an zu welken und abzufallen. Dieser Kampf der Prinzipien in der Natur ist ein Kampf, den der Herrscher verursacht. Die Figur Khan, wenn wir sie in Beziehung auf die Elemente betrachten, stellt das Wasser vor; die ihr angewiesene Stellung ist im Norden und der ihr angeeignete Zeitraum ist Mitte Winters. Wenn die lebendigen Dinge Wasser bekommen, so wachsen sie und vermehren sich; daher ist dieß die Figur, welche Besänftigung und Befriedigung vorstellt, Ruhe und Erhaltung in den Tagen, wenn alle lebendigen Dinge sich zu ihrer Wurzel zurückziehen und das Leben aufgeben; aber es ist auch der Herrscher, welcher macht, daß sie sich also zurückziehen, weßhalb von

ihm gesagt ist, daß er besänftige und befriedige unter der Figur Khan. Die Stellung der Figur Ken ist Nordost; die ihr angewiesene Zeit ist zwischen Winter und Frühling. Zu dieser Zeit, wenn die lebendigen Kräfte des vergangenen Jahres zusammengenommen worden sind, so ist dieß die Weise, wie sie zu ihrem völligen Abschluß kommen. Die lebendigen Kräfte des nächsten Jahres werden wieder hervorgebracht, welches die Weise ist, in der sie ihren Anfang zu Stande bringen. Wenn wir also die lebendigen Dinge zu ihrem völligen Abschluß kommen sehen, so erkennen wir den Herrscher, der ihre Vollendung handhabt, und wenn die lebendigen Dinge ihren Anfang zu Stande bringen, so erkennen wir denselben Herrscher, der ihren Anfang eröffnet; deshalb ist gesagt, daß er zu einem Abschluß bringe unter der Figur Ken."

Ich habe diese ganze Stelle so ausführlich mitgetheilt, weil sie zeigt, wie die stets wechselnden Erscheinungen in der Natur die Chinesen veranlaßt haben, die Ursache davon in einem Wesen von Macht und Weisheit zu suchen außerhalb der Natur und über derselben. Die gleiche Anordnung der himmlischen Körper veranlaßte sie ebenfalls, sich einen höchsten Herrscher vorzustellen, dessen Werk sie sind, und dessen Befehl sie erhält; alle anderen Wesen dienen ihm, und in dem ganzen Universum giebt es kein lebendiges Ding und kein Ereigniß, dessen Anfang und Ende nicht auf seinen Willen bezogen wäre.

In der Uebersetzung der heiligen Schrift ins Chinesische ist deshalb auch das Wort Schangti gewählt worden, um G o t t damit zu bezeichnen. Ob freilich dieser Schangti von Ur an ein transcendenter, persönlicher und selbständiger Schöpfer war, also wirklicher Geist, oder ob er von Anfang an bloß Naturgeist war, nur die Spitze der übrigen Naturgeister, also zwar eine allmächtig weise und gütig waltende Gottheit, aber eine Gottheit, die, obwohl sie ein transcendentes Element hatte, folglich einen Ansatz zum Selbstbewußtsein, zur Persönlichkeit und voller Geistigkeit enthielt, doch von der Natur sich nicht vollständig löste, und eben deswegen immer wieder an einzelnen Stellen in der Natur versank, als Naturmacht aufging, — darüber scheint es bei den Chinesen nie zur klaren Vorstellung gekommen zu sein. Sie ahnten, wie gesagt, Gott als Schöpfer der Welt, aber zur völligen Erkenntniß seines Wesens wird ihnen erst das Evangelium verhelfen. Indessen haben die providenziellen Anordnungen in Gottes Welt-

regierung doch einen so tiefen Eindruck auf das Gemüth der Chinesen gemacht, daß sie ihn als Regierer, als Richter und Vergelter erkannten, als den, der ändert Zeit und Stunde, setzet Könige ab und setzet Könige ein, der den Weisen ihre Weisheit giebt, und den Verständigen ihren Verstand. Deshalb war dieser Schangti auch seit den ältesten Zeiten der höchste Gegenstand göttlicher Verehrung bei den Chinesen. Wenn sie sich dann auch eine Agentschaft anderer geistiger Wesen bei der moralischen Weltregierung dachten und mit dem Schangti eine große Anzahl untergeordneter Geister associrten, denen ebenfalls Verehrung gezollt wurde, so haben sie doch immer sorgfältig unterschieden zwischen deren untergeordneten Ministerschaft und der Souverainität des höchsten Herrschers. Diese Anerkennung der höchsten Würde des Schangti hat auch darin ihren Ausdruck gefunden, daß nur der Kaiser für berechtigt gehalten wurde, ihm Verehrung zu bringen; freilich müssen wir dieß als ein Falsum heidnischer Vorstellung ansehen, aber doch thut sich eine Hochachtung und Heilighaltung dieses Wesens darin kund, welchem opfernd zu nahen das gemeine Volk für nicht würdig genug gedacht wird. Während der Kaiser den Schangti oder höchsten Herrscher mit Opfern bedient, sind die Beamten je nach ihrem Range auf die Verehrung der untergeordneten Geister verwiesen, und das gemeine Volk soll seine Vorfahren anbeten. So ist es vor uralten Zeiten in China gehalten worden, und derselbe Religionsdienst findet heute noch ebenso statt. Eine Beschreibung der Opfer, welche der feierlichste Ausdruck der Verehrung sind, wird die religiösen Begriffe der Chinesen heller an den Tag legen. Das größte Opfer findet zur Zeit des Wintersolstiziums statt. Ein runder Altar wird da an der Südseite der Hauptstadt errichtet, drei Etagen hoch, mit Beziehung auf drei verschiedene Classen von Opfern, welche dargebracht werden sollen. Die höchste Etage ist für den Schrein des Schangti bestimmt, welchem zur Seite rechts und links die Schreine der kaiserlichen Ahnen arrangirt sind. Abbilder kommen bei diesen Opfern keine vor. Weder von Schangti, noch von den Geistern, wie auch nicht von den Ahnen, machen die Chinesen Bilder. Die Götzenbilder sind erst spätern Ursprungs und kamen wahrscheinlich mit der Einführung des Buddhismus in China in Gebrauch. Auf der zweiten Etage werden die Schreine der Geister über Sonne, Mond und Sterne, Wolken, Wind und Regen, sowie der abgeschiedenen Geister ausgezeichneter Monarchen früherer Dynastien

und berühmter Männer, wie Confuzius, aufgestellt, welche mit den mittleren Opfern verehrt werden. Auf die dritte Etage kommen die Geister über die fünf Berge und vier Ströme, die abgeschiedenen Geister ausgezeichneter Staatsmänner, des Erfinders des Ackerbaus und der Heilkunde &c. Wenn das Opfer stattfindet, so wird Weihrauch angezündet, und der Kaiser begrüßt das Herannahen des Geistes Schangti's. Dann steigt er auf die Stufen des Altars mit dem Weihrauchopfer in der Hand, und wirft sich zuerst vor dem Schrein des Schangti drei Mal auf die Knie und berührt neun Mal mit dem Kopf die Erde. Dasselbe wiederholt er vor den kaiserlichen Ahnen. Nach ihm treten die Beamten je nach ihren Rangordnungen auf die zweite Etage und verehren die dort aufgestellten Schreine der untergeordneten Geister mit denselben Ceremonien, worauf die Geister auf der dritten Etage verehrt werden. Folgendes ist ein Gebet, das ein Kaiser aus der Ming-Dynastie bei einem solchen Opfer sprach: „Zu dir, o geheimnißvoll wirkender Schöpfer, schaue ich auf in meinen Gedanken. Wie erhaben ist das ausgebreitete Gewölbe, wo du thronst. Nun ist die Zeit, wo die Kräfte der Natur anfangen sich zu entfalten, und ich habe mich angeschickt, dich mit dem großen Opfer zu bedienen. Ich dein Diener, bin nur ein Rohr oder eine Weide, mein Herz ist wie das einer Ameise. Dennoch ist mir dein wohlwollender Beschluß zu Theil geworden, nach welchem du mich an die Regierung des Reiches bestellt hast. Ich fühle tief meine Unwissenheit und Blindheit, und hege bange Besorgnisse, daß ich mich deiner großen Güte unwürdig beweisen möchte. Ich will deshalb alle Regeln und Statuten beobachten, und darnach streben, unbedeutend wie ich bin, mich meiner gesetzlichen Pflicht zu entledigen. Von dieser großen Entfernung aus schaue ich auf zu deinem himmlischen Palast. Komm in deinem kostbaren Wagen zu dem Altar. Als dein Diener beuge ich mein Haupt nieder zur Erde, ehrfurchtsvoll auf deine überschwängliche Gnade wartend. Alle meine Beamte sind hier in der Reihe aufgestellt, um zugleich mit mir anzubeten. Alle Geister begleiten dich als Wachen, indem sie die Luft erfüllen von Ost bis West. Als dein Diener werfe ich mich vor dir nieder, um dir zu begegnen, und sehe ehrfurchtsvoll deinem Kommen entgegen. O Herrscher, möchtest du dich herablassen, unsere Opfer anzunehmen, und uns ansehen, während wir dich anbeten. Du, dessen Güte unerschöpflich ist." Wenn das Opfer vorüber ist, werden die Schreine in Prozession in ihre betreffenden Tempel

zurückgebracht. Fasten und Waschungen nebst anderen Regeln der Enthaltsamkeit müssen beobachtet werden vor dem Opfer, aber nachher wird ein Opferschmaus veranstaltet von dem Fleisch, Backwerk und Getränke, woraus die Opfer bestanden haben.

Der Kaiser Kia tsing aus derselben Dynastie ließ einmal eine besondere Opferfeier veranstalten aus Veranlassung einer Aenderung im Titel des Schangti, welchen er von nun an Hwang then Schang ti, Schangti des souverainen Himmels, anstatt wie früher Hau then Schangti, Schangti des hellleuchtenden Himmels, nennen wollte. Sechs Tage vor der Feier versammelte sich der Kaiser mit seinen Beamten um den runden Altar, wobei folgende Schrift verlesen wurde: „Der erbliche Kaiser der Ta Ming-Dynastie hat angelegentlich eine Schrift abgefaßt, um Anzeige zu machen: Dem Geiste des großen Lichtes, dem Geiste des nächtlichen Lichtes, den Geistern der fünf Planeten, der Constellationen des Zodiakus, und aller Sterne in allen Himmeln; den Geistern der Wolken, des Regens, des Windes und Donners; den Geistern, welchen ihre Pflichten angewiesen sind durch alle Himmel; den Geistern der fünf Hügel und vier großen Ströme; den Geistern der vier Meere; den Geistern, welchen ihre Pflichten angewiesen sind auf der Erde; allen himmlischen und allen irdischen Geistern; dem Geiste, der über das gegenwärtige Jahr präsidirt; dem Geiste, der über den zehnten Monat regiert, und den Geistern über jeden Tag, sowie den Geistern, welchen der Boden um den Altar her anvertraut ist. Am ersten Tage des nächsten Monats werden wir unsre Beamten und unser Volk ehrfurchtsvoll anführen, um dem großen Namen des Schangti Ehre zu erweisen, welcher in dem souverainen Himmel wohnt, indem wir aufschauen zu dem erhabenen neunstöckigen blauen Gewölbe. Wir benachrichtigen euch deshalb zum voraus, alle ihr himmlischen und irdischen Geister, und wollen euch bemühen, daß ihr uns zu gut euren geistlichen Einfluß anwendet und eure kräftige Wirksamkeit entfaltet, indem ihr unser armes Verlangen dem Schangti mittheilet und ihn bittet, uns gnädigst seine Annahme und seine Aufsicht zu gewähren, und sich den Titel gefallen zu lassen, welchen wir ehrerbietigst darbringen wollen. Für diesen Zweck haben wir diese Schrift verfaßt zu eurer Information. Möget alle ihr Geister euch diese ernstliche Anzeige wohl merken."

Als nun am bestimmten Tage die Feier selbst stattfand, wurden folgende eilf Gesänge bei den betreffenden Veranlassungen gesungen.

Erster Gesang. Zur Begrüßung des Herannahens des Geistes des Schangti:

„Vor Alters im Anfang war das große Chaos ohne Form und finster. Die fünf Elemente hatten ihre Umwälzungen noch nicht begonnen, die Sonne und der Mond schienen noch nicht. In der Mitte desselben bestand weder Form noch Schall. Du, o geistlicher Souverain, kamst hervor in deiner Oberaufsicht und theiltest zuerst die gröberen Theile von den reineren. Du machtest den Himmel, du machtest die Erde, du machtest den Menschen. Alle Dinge mit ihrer reproduzierenden Kraft erhielten ihr Wesen."

Zweiter Gesang. Bei der feierlichen Anzeige der Aenderung des Titels:

„O Herrscher, nachdem du die Dualkräfte Yin und Yang getheilt hattest, schritt dein schöpferisches Werk weiter fort. Du, o Geist, brachtest hervor die Sonne, den Mond und die fünf Planeten. Klar und schön war ihr Licht. Das Gewölbe des Himmels wurde ausgebreitet wie ein Vorhang, und die viereckige Erde trug alles auf sich; alle Dinge waren glücklich. Ich, dein Diener, wage ehrfurchtsvoll dich zu verehren, und indem ich anbete, präsentire ich die Anzeige, o Herrscher, dich souverain zu nennen."

Dritter Gesang. Bei Präsentirung von Edelsteinen und Seidenzeug als Opfer:

„Du hast dich herabgelassen, o Herrscher, uns zu hören, denn du blickst auf uns als ein Vater. Ich dein Kind, blöde und unerleuchtet, bin unfähig, meine pflichtlichen Gefühle zu offenbaren. Ich danke dir, daß du die Andeutung angenommen hast. Ehrfurcht gebietend ist dein großer Name. Mit Ehrerbietung breiten wir diese Edelsteine und Seidenzeuge aus, und wie die Schwalben sich im Frühling freuen, so preisen wir deine überschwängliche Liebe."

Vierter Gesang. Beim Präsentiren der Gefäße mit Speisopfer:

„Das große Fest ist dargestellt worden, und das Getöne unserer Freude ist wie der Donner. Der souveraine Geist läßt sich herab, unser Opfer gnädig anzunehmen. Mein Herz fühlt in mir wie ein Stäublein. Die Speisen sind gekocht worden im großen Kessel, und die duftenden Gerichte stehen bereit. Genieße das Opfer, o Herrscher, dann wird alles Volk glückselig sein. Ich, dein Diener, indem ich deine Gnade empfange, bin wahrhaft gesegnet."

Fünfter Gesang. Beim ersten Trankopfer:

„Der Hohe und Erhabene gewährt uns seine Gunst und Aufsicht. Wir sind ganz unwürdig, sie zu empfangen. Ich, sein einfacher Diener, während ich anbete, halte diesen köstlichen Kelch, und preise ihn, dessen Jahre kein Ende nehmen."

Sechster Gesang. Beim Dankopfer:

„Als der Herrscher es so beschlossen hatte, rief er Himmel, Erde und Menschen ins Dasein. Zwischen Himmel und Erde wies er den Menschen und allen Dingen ihre Stellung an, und alles war von dem Himmel überschattet. Ich, sein unwürdiger Diener, bitte um seinen günstigen Beschluß, mich, seinen Knecht, zu erleuchten. Möchte ich ewig vor ihm erscheinen in dem Empyräum."

Siebenter Gesang. Beim zweiten Trankopfer:

„Alle die verschiedenen Geschlechter der lebenden Wesen verdanken ihren Anfang deiner Güte. Menschen und Dinge leben in deiner Liebe, o Herrscher, als im Paradies; alle lebenden Wesen sind deiner Güte Dank schuldig; aber wer weiß, woher ihm seine Segnungen zukommen? Du bist es allein, o Herrscher, der wahre Ahne aller Dinge."

Achter Gesang. Beim letzten Trankopfer:

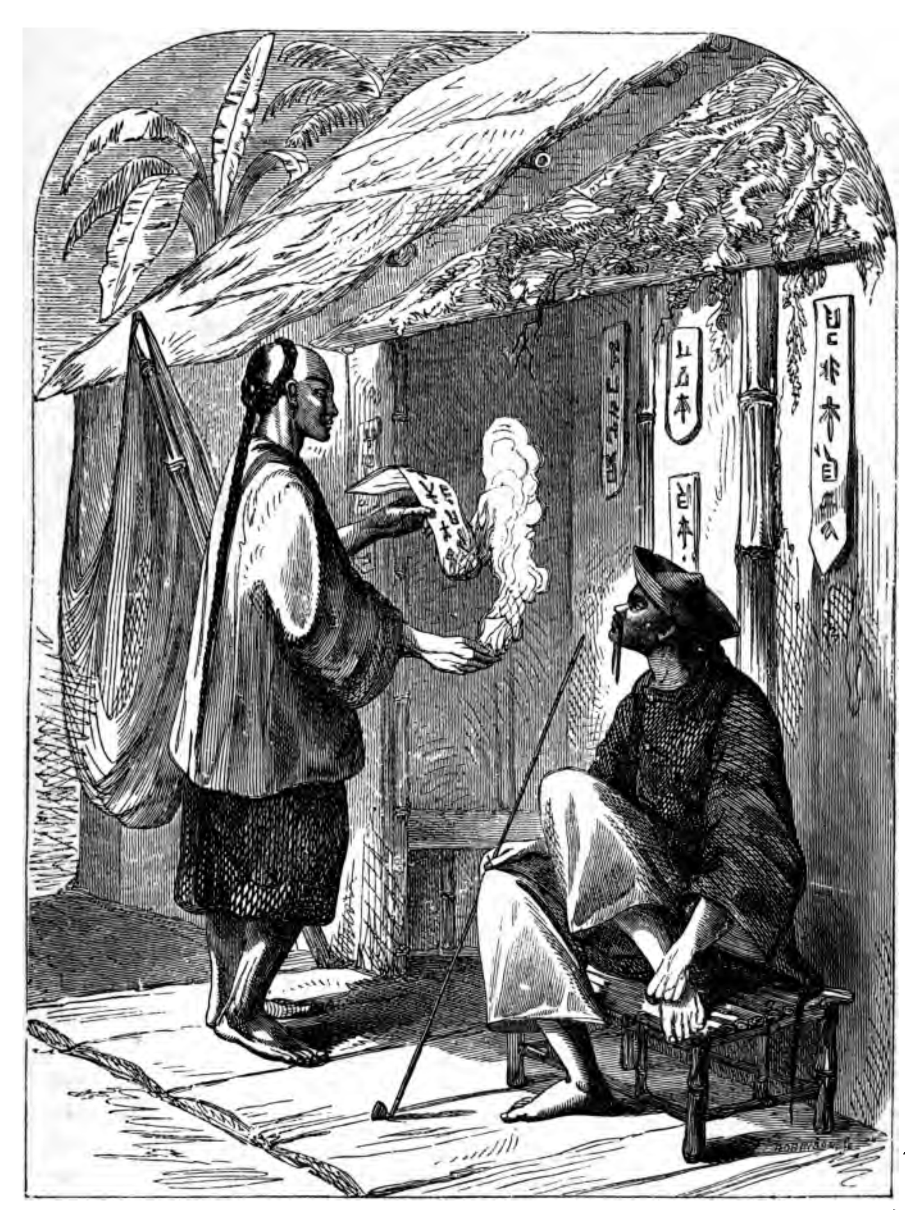
„Ein herrliches Fest ist weit gefeiert, die Bänke von Edelstein sind geordnet, der perlende Wein ist präsentirt mit Musik und Tänzen. Der Geist der Harmonie ist gesammelt. Menschen und Geschöpfe sind glücklich. Die Brust seines Dieners ist beklommen, weil er unfähig ist, seinen schuldigen Dank auszudrücken."

Neunter Gesang. Beim Hinwegnehmen der Opfer:

„Der Dienst der Gesänge ist beendigt, aber unsere armselige Aufrichtigkeit kann nicht ausgedrückt werden. Deine souveraine Güte ist unendlich. Wie ein Töpfer hast du alle lebendigen Dinge gemacht. Groß und Klein sind geborgen in deiner Liebe. Das Gefühl deiner Güte ist in das Herz deines Dieners gegraben, so daß es nicht völlig entfaltet werden kann. Du verträgst uns mit großer Güte, und trotz unserer Verschuldungen gewährst du uns Leben und Wohlergehen."

Zehnter Gesang. Beim Escortiren des Geistes Schangti's:

„Mit ehrerbietigen Ceremonien ist der Bericht präsentirt worden, und du, o souverainer Geist, hast geruht, unsern Dienst anzunehmen. Die Tänze sind alle gehalten worden und die Musik hat neun Mal ertönt. Gewähre, o Herrscher, deine großen Segnungen, um das Glück meines Hauses zu vermehren. Die Instrumente von Metall und



Verbrennung von Goldpapier zu Ehren des Götzen.

reinigen und die passende Kleidung anzulegen, um die üblichen Opfer darzubringen, so scheint alles von ihnen erfüllt zu sein, als ob sie über den Häuptern der Opfernden schwebten, oder sich zu deren Rechten und Linken befänden. Mit welcher Ehrfurcht sollen wir uns deshalb betragen." In der Erklärung zu dieser Stelle werden die Geister in einer dreifachen Eintheilung aufgefaßt, nemlich als die himmlischen, die irdischen und die menschlichen Geister, und es wird sodann weiter ausgeführt, inwiefern sie alle Dinge durchdringen und gleichsam die Weltseele bilden in der Anschauung der Chinesen, oder wie es wörtlich heißt, den geistlichen Mechanismus in der Natur, so daß nichts ist, weder in der vernünftigen noch in der unvernünftigen Creatur, wo nicht ihre Wirkungen statt fänden, im Anfang sowohl wie im Ende aller Dinge, im Hervorkommen und Wachsen wie im Abnehmen und Verwelken, im Leben wie im Sterben. Sodann ist von dem moralischen Einfluß die Rede, welchen sie speziell auf die Menschen ausüben, und der seine Spitze erreicht bei dem Opfer. Hiebei ist ausdrücklich gesagt, daß der Mensch durch die Sammlung seines eigenen Geistes, durch Aufrichtigkeit und Ehrfurcht die Geister des Himmels und der Erde, sowie diejenigen seiner abgeschiedenen Ahnen so influenziren könne, daß diese Geister den ihnen geheiligten Dienst wohlgefällig entgegen nehmen, und so ein wechselseitiger Rapport der Geister mit den Menschen stattfinde. Es wird auch gewarnt vor der falschen Ansicht, als ob die Geister bloß bei den Opfern gegenwärtig seien; vielmehr seien sie, weil sie alles durchdringen, selbst inmitten einer dunkeln und abgeschlossenen Wohnung, wo niemand merke, daß ein Geist da sei, weßhalb man sich ja vor aller Nachläßigkeit und unwürdigem Betragen hüten, dagegen allezeit in Ehrfurcht als in Gegenwart der Geister leben solle. Die Erklärung schließt mit der wehmüthigen Klage, daß die späteren Zeitalter dieß nicht mehr verstanden und in abergläubischen Götzendienst verfallen seien, um sich Glück zu verschaffen. „Ach," heißt es zum Schluß, „daß die Menschen auf solche falsche und unclassische Handlungen verfallen sind." Wir stimmen von Herzen mit ein in diesen Schmerzensruf eines heidnischen Philosophen, erkennen aber, besser als er, den wahren Grund eines solchen naturgemäßen Verfalles, wie er eben liegt in der Entfremdung des Menschen von Gott, welche ihn von Stufe zu Stufe in tiefere Finsterniß führt. Dieser abergläubische Götzendienst, um sich Glück zu verschaffen, ist nun eben das dritte Stadium, in welches die Chi-

nesen bei der Entartung ihres religiösen Bewußtseins getreten sind. Ausgehend von dem Monotheismus oder dem Schangti-Dienst, huldigten sie zunächst einem Polypneumatismus oder Geisterdienst, und fielen endlich in den Idololatrismus oder abergläubischen Götzendienst.

Wir müssen den chinesischen Götzendienst unabhängig von dem Buddhismus, der besonders berücksichtigt werden wird, ins Auge fassen. Es handelt sich hiebei fürs Erste um die Gottheiten selbst, welche verehrt und angebetet werden; sodann um die Feierlichkeiten, welche bei dem Götzendienst stattfinden; um die besonderen Veranlassungen dazu, als Feste oder zufällige Ereignisse; um die, religiösen Zwecken gewidmeten Plätze, als Tempel, Haine und Altäre. Zuvor heben wir jedoch einige Hauptzüge hervor, wie sie uns namentlich den Charakter der Chinesen näher beleuchten. Bemerkenswerth ist nemlich bei dem chinesischen Götzendienst, daß dieses Volk consistent geblieben ist in Festhaltung der Idee, daß die Götter heilig seien, und daß ebenso von dem Menschen, der sich opfernd und anbetend den Göttern nahen wolle, Heiligkeit gefordert werde, wenn auch nur in dem verflachten Begriff von Sittlichkeit. Dr. Williams betont in seinem Buche über das Reich der Mitte diesen Charakterzug der Chinesen ganz besonders, und indem er eine Vergleichung mit anderen heidnischen Völkern anstellt, spricht er sich folgendermaßen darüber aus: „Im ganzen chinesischen Cultus findet sich nichts von jener Vergötterung der rohen Sinnenlust, durch welche, wie dieß in so vielen anderen heidnischen Ländern der Fall ist, im Namen der Religion die gräulichsten Ausschweifungen der menschlichen Natur gerechtfertigt und legitimirt, die geistigen Kräfte des Volks aber entnervt, und die Herzen verunreiniget werden. Unter den chinesischen Göttinnen findet sich keine Venus oder Lakschmi, keine Wehklage um Thamuz, wie bei den Phöniziern; kein schamloses Preisgeben, wie in den Tempeln der assyrischen Mylitta. Keine schandbaren Uebungen, wie im indischen Durgadienst sind je von den chinesischen Priestern angeordnet oder sanctionirt worden, noch werden in ihren Tempeln feile Buhldirnen, wie in den indischen Pagoden, oder öffentliche Lustdirnen, wie in den Götterwohnungen zu Corinth gehalten. Die philosophisch religiösen Spekulationen der Chinesen über das Dualprinzip von Yin und Yang sind niemals ausgeartet in den scheußlichen Lingamdienst, wie ihn Indien hat, oder in die schamlose Verehrung des Amun kem, wie er abgebildet ist auf den Ruinen des ägyptischen Thebä. Wohl sind die Chinesen ein leicht-

fertiges Volk in Wort und That, aber sie haben das Laster nie mit religiöser Weihe umgeben, noch je versucht, die Knechte der Lust noch tiefer hinabzuführen auf der Straße des Verderbens, indem sie etwa diese Straße durch die Hallen eines Tempels hindurchgeleitet, oder unter den Schutz einer Göttin gestellt hätten. Ihre Göttersagen wissen nichts von jenen ekelhaften Liebesgeschichten der Götter, von denen die indische Mythologie auf so empörende Weise wimmelt. Im Gegentheil, sie preisen und vergöttern, den alten Römern gleich, die Keuschheit und Herzensreinheit als ein Mittel, durch welches Leib und Seele der höchsten Vollkommenheit näher gebracht werden. Das Laster wird so viel wie möglich ebensosehr dem Blick entzogen, als es außer dem Bereich der Religion bleibt, und man kann getrost sagen, daß in keiner chinesischen Stadt je ein Schild von so schlimmer Bedeutung sich ausgehängt findet, wie jene Inschrift an dem ausgegrabenen Hause in Pompeji, die dem Vorübergehenden zurief: hic habitat felicitas, hier wohnt die Glückseligkeit." Auffallend finden wir aber dann auf der andern Seite die gänzliche Abwesenheit des Sühnopfers in der chinesischen Religion. Es muß uns um so mehr wundern, daß die Idee der Sühne den Chinesen so ganz fehlt, während man doch sagen kann, daß das sittliche Gefühl sich viel schärfer bei ihnen erhalten hat, als z. B. bei den Hindu's. Gleichwohl sehen wir diese zur Befriedigung ihres Gewissens sich Bußübungen auferlegen, die oft entsetzlich peinlich sind, während der Chinese nie über seine Sünden bekümmert zu sein scheint, nichts von Bußübungen hören will, nie ein blutiges Opfer bringt, noch durch Blutsprengen eine Entsündigung bezwecken zu müssen denkt. Wohl glaubt der Chinese an eine Vergeltung des Guten und Bösen, und zeitliches Unglück ist ihm eine Strafe des Himmels, weßhalb ja namentlich auch der Kaiser bei besonderen Unglücksfällen, die das Land betreffen, ein öffentliches Sündenbekenntniß ablegt, und den Himmel um Abwendung der Noth bittet; aber die ganze Weltanschauung des Chinesen bringt es doch mit sich, daß er in der Sünde nicht die Majestätsbeleidigung eines persönlichen Gottes, sondern eine Störung der allgemeinen unpersönlichen Weltharmonie sieht, die sich von selbst wieder an dem Frevler rächt, weshalb keine Sühne am Platz wäre. Damit hängt dann genau zusammen, daß es in China auch nie einen Priesterstand gegeben hat. Die jetzt dort vorhandenen Priester, welche unter dem Namen Bonzen bekannt sind, gehören der Secte des Buddhismus oder dem Thauismus an, und

es wird am betreffenden Orte von ihnen die Rede sein. Dem Chinesen hat sich nie die Nothwendigkeit einer priesterlichen Vermittlung zwischen ihm und seinen Göttern aufgedrungen. Der Kaiser ist Oberpriester, und verrichtet als solcher die höchsten Opfer dem Himmel oder dem Schangti. Dieselbe Stellung nimmt in untergeordneter Weise der Statthalter einer jeden Provinz, und der Präfekt eines jeden Distrikts ein, wie dann auch jeder Hausvater der Priester ist in seiner Familie; daher gibt es auch keine Geheimlehren, durch welche die Religion in ein zauberisches Dunkel gehüllt würde und keine Monopolisirung der religiösen Erkenntniß wie bei den Brahminen in Indien, welche als Priester von Geburt sich einer höheren Erkenntniß in Sachen der Religion rühmen und das Volk geflissentlich in Unwissenheit erhalten. In Beziehung auf die himmlische Lehre sagt ja Confuzius, daß dem geringsten Manne, wie dem geringsten Weibe die Mittel zur Erkenntniß zu Gebot stehen, ja es ist eines jeden Menschen Pflicht, die himmlischen Prinzipien, welche ihm ins Herz gelegt sind, zu erkennen und darnach zu leben.

In Beziehung auf die Gegenstände der göttlichen Verehrung findet nur ein naturgemäßer Unterschied statt, durch den Stand und Rang des Individuums bedingt. Die Götter nun, welche die Chinesen verehren, sind durchgängig vergötterte Menschen, welche sich in ihren Lebzeiten durch tugendhafte Handlungen ausgezeichnet und sich besonsondere Verdienste um das menschliche Geschlecht erworben haben. Man hat sie deßhalb in den Götterstand erhoben und sie sollen einestheils dem Volke als Muster zur Nachahmung vor Augen stehen, anderntheils möchte man sich gerne ihrem Schutz anvertrauen, indem man glaubt, daß sie solchen in ihrer Eigenschaft als Geist gewordene Wesen gewähren können. Bei der Anbetung der Vorfahren glaubt der Chinese, zunächst sich der Pflicht der kindlichen Dankbarkeit entledigen zu müssen, schreibt aber auch den abgeschiedenen Geistern seiner Eltern und Ahnen eine göttliche Kraft zu, die dieselben, wie er hofft, zum Wohle der hinterbliebenen Familie wirken lassen werden. Die Geschichten der einzelnen Gottheiten sind in einem besondern Werke dem Seu schin ki gesammelt, unsere Zeit reicht jedoch nicht, um längere Auszüge davon zu geben. Die Vergötterung oder Canonisirung der einzelnen Wesen geschieht durch den Kaiser, der die betreffenden Titel ertheilt. Das Pantheon der Chinesen ist daher immer noch im Wachsen begriffen, und es wäre deßhalb schwer zu ermitteln, wie groß die An-

zahl der in China verehrten Götter sei. Wir heben die hauptsächlichsten derselben hervor und klassifiziren sie nach den vier Ständen, in welche das chinesische Volk sich theilt.

Der vornehmste Stand in China ist der der Gelehrten, welcher auch alle Beamten, Civil und Militär, in sich begreift. Diejenigen, welche sich der wissenschaftlichen Laufbahn widmen, beten vor allem den Confuzius an. Außer ihm gibt es aber auch noch einen besondern Gott der Wissenschaft, den Wun tschong ti kiun, dessen Patronage sich besonders die Studenten anvertrauen. Ferner wird der Erfinder der Schreibkunst von den Gelehrten verehrt, dessen edle Gabe der Schriftzeichen ganz besonders von den Chinesen hochgeschätzt wird, so daß sie jegliches überschriebene Papier sorgfältig vor Profanirung bewahren und alles Makulatur im Feuer verbrennen, damit die kostbaren Schriftzeichen gen Himmel aufsteigen möchten. Die Beamten haben officiell die besonderen Schutzgötter ihres Amtes und ihres Distrikts zu verehren, auch bringt es ihre amtliche Stellung mit sich, daß sie vor dem in jedem Amthause befindlichen Ehrenplatz, der die Gegenwart des Kaisers vertritt, bei bestimmten Veranlassungen Weihrauch verbrennen und sich wie vor dem Kaiser selbst zur Erde niederwerfen müssen. Die Krieger beten den Kwan kung an, der ein berühmter General war zur Zeit der Han-Dynastie. Er starb für Fürst und Vaterland und ist deßhalb zum Gott des Krieges erhoben worden. Ueber seinem Altar strahlen die Schriftzeichen Treue und Gerechtigkeit in Gold. Der zweite Stand ist der der Ackerleute, welche die Erfinder des Ackerbaues und die Schutzgötter über die Felder und das Getreide verehren. Der dritte Stand ist der der Künstler und Handwerker, welche wiederum theils die Erfinder der betreffenden Künste, theils solche, die einst berühmte Meister waren, göttlich verehren. Der vierte Stand endlich ist der der Kaufleute; diese beten den Gott des Reichthums an, häufig aber auch den Gott des Krieges, um damit anzudeuten, daß es ihnen um Treue und Rechtschaffenheit im Handel zu thun sei. Zu diesem Stand gehören auch die Schifffahrer, welche sich unter den besondern Schutz der Himmelskönigin gestellt haben, die ihren Altar in jedem kleineren oder größeren Fahrzeug der Chinesen hat.

Das weibliche Geschlecht hängt besonders der Kwan yim oder Göttin der Barmherzigkeit an, und läuft häufig in ihre Tempel, um durch Weihrauchverbrennen sich ihre Gunst zuzuwenden. Es herrscht aber kein strenger Unterschied in Beziehung auf die Götter; jeder darf

sich einen wählen und anbeten, welchen er will und zu welchem er das meiste Vertrauen hat. In der Anbetung der Vorfahren herrscht die allgemeinste Einheit, indem der Kaiser wie der Bauersmann dieß für unerläßliche Pflicht hält.

Was die besonderen Feierlichkeiten betrifft, die bei dem Götzendienst stattfinden, so bestehen sie in Opferdarbringen, Feste feiern und Spiele anstellen, und alles das hat seine bestimmte Zeit. Der Heide fühlt gar wohl seine eigene Schwäche und Abhängigkeit von einer höheren Macht als die menschliche ist, zu seinem Schutz und Wohlergehen, daher sucht er die Gunst seiner Götter auf die Weise, die er eben für die beste hält, und wendet sich in allen Lebensverhältnissen an sie. Es ist nicht zu läugnen, daß der Chinese bei Ausübung seiner Religion vor allem seinen eigenen Nutzen im Auge hat. Er will sich seine Götter dienlich machen zur Erfüllung seiner persönlichen Wünsche. Gelingt ihm das nicht, so steht es auch mit seiner Gottesfurcht oft sehr schlecht. Er züchtigt oder degradirt dann dieselben Wesen, die er göttlich verehrte, oder tauscht den einen Gott für einen andern um.

Der Chinese ist gewohnt, Morgens und Abends seinen Göttern ein Opfer von Weihrauch zu bringen. Ehe er ein Geschäft unternimmt oder eine Reise antritt, geht er erst zu den Göttern und fragt, ob sein Vorhaben gelingen werde, indem er die Antwort aus dem Fall der Würfel entnimmt. Ist ihm etwas gelungen, hat er eine gute Spekulation gemacht, ist einer im Examen bestanden, oder tritt er ein Amt an, findet eine Hochzeit statt, oder hat sich die Familie vermehrt, so verfehlt er nicht, den Göttern ein Opfer zu bringen, um seinen Dank damit auszudrücken. Außerdem giebt es besondere Festzeiten, deren etwa 56 im Jahr vorkommen, die mit mehr oder weniger Feierlichkeit begangen werden. Das größte und am allgemeinsten gefeierte ist das Neujahrsfest. Da steigen alle Götter gen Himmel, um Bericht zu erstatten dem Schangti über das Thun und Lassen der Menschen; daher wird ein großes Fest gefeiert, die Götzenbilder werden verschleiert oder die Gesichter mit weißer Farbe überschmiert, als Zeichen der Abwesenheit der Götter. Am vierten Tag des ersten Monats kommen sie wieder herab zur Erde, und werden abermals mit großer Feierlichkeit empfangen.

Acht Hauptfeste finden das Jahr hindurch statt, an denen das Volk mehr allgemein Theil nimmt. Da wird die Arbeit bei Seite

gelegt, man kleidet sich festlich, zieht in die Tempel, bringt Opfer von Reis, Fleisch, Thee und Branntwein. Die Opfer werden vor den Göttern auf den Altar gestellt, man wirft sich zur Erde nieder und bittet die Götter, das Dargebrachte wohlgefällig anzusehen. Dabei werden auch Gebete gesprochen, deren Inhalt aber von dem weiter oben mitgetheilten Gebete des Kaisers bedeutend absticht.

Folgendes ist ein Beispiel, wie die Hakka-Chinesen beten:

„An diesem glücklichen Tage, in dieser günstigen Stunde werfen wir uns nieder, um anzubeten. Der Himmel ist über uns ausgebreitet und die Erde dehnt sich unter unseren Füßen aus, und wir haben den Tisch bereitet, um Weihrauch darauf anzuzünden. Der Weihrauchkerzen sind es viele, o möget ihr Geister kommen und eure Ehrensitze einnehmen. In dicken Wolken steigt der Weihrauch auf, o möget ihr Geister kommen und uns beglücken. Fein ist der Duft unseres Weihrauches, darum ihr Geister kommet gewiß und lasset uns sehen eure wirksame Kraft. Eure gläubigen Verehrer beten an und laden euch ein. Ihr Geister des Himmels und der Erde, der Sonne, des Mondes und der Sterne, die ihr im unendlichen Raume ab- und zugehet, abermals anbetend laden wir euch ein. Den Sternenfürst des Ostens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen Kap yet begränzt ist, und der durch die Kraft des Holzes regiert; den Sternenfürst des Westens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen Kang sin begränzt ist, und der durch die Kraft des Metalls regiert; den Sternenfürst des Nordens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen nyim kwui begränzt ist, und der durch die Kraft des Wassers regiert; den Sternenfürst des Südens, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen piang ten begränzt ist und der durch die Kraft des Feuers regiert; den Sternenfürst der Mitte, dessen Territorium durch die himmlischen Zeichen sut ki begränzt ist und der durch die Kraft der Erde regiert. Ihr fünf Sternenfürsten der fünf Gegenden und fünf Wege, die ihr durch die Kräfte der fünf Elemente regiert, möge der Weihrauch euch lieblich sein und jeder zu seiner Stelle herkommen, abermals anbetend laden wir euch ein. Der zuerst das Land umbrach, indem er das Gesträuch weg hieb, Pak kung sammt seiner Gemahlin, seinen Kindern und Enkeln, kommet und setzet euch jeder nach seinem Rang, abermals anbetend laden wir euch ein. Der große General, der mit neun Kühen den Boden urbar machte, der grünliche Drache, der links regiert und der weiße Tiger,

der rechts Gewalt hat — auch für euch, o Geister, ist Platz, darum kommet und besetzet ihn, abermals anbetend laden wir euch ein. Die unserer eigenen Familie Halle bewohnen, die Ahnen des Stamms und der Urväter Schaar, sammt Großvätern und Großmüttern, die da wohnen an dem Geistersitz; Alle die in demselben Familienbecken von ihrem Blute gereinigt wurden, als sie bei der Geburt zur Erde fielen: Tanten, Schwestern, Cousinen sammt allen, in denen des Stammvaters Adern fließen, möge der Weihrauch euch lieblich sein und jedes kommen zu seiner Stelle, abermals anbetend laden wir euch ein. Die dienstbaren Geister, welche das Haus umschweben, der Fürst über den Brunnen und den Herd, sammt dem Drachen, der die Gegend bewacht, abermals anbetend laden wir euch ein. Die Geister unserer Berge und der Königin Erde, die Geister des Glücks und der Tugend, die Drachengeister, den Drachenvater, die Drachenmutter, die Drachenkinder, die Drachenenkel — sechs Mal sechs ist ihre Zahl gleich 36 Drachen — kommt, setzet euch alle nach der Reihe, abermals anbetend laden wir euch ein. Wenn wir einen Geist einladen, sollen alle 10,000 Geister es wissen. Wenn ein Geist sich zu uns naht, so kommen alle 10,000 Geister zugleich mit herbei. Ihr, die ihr im Himmel wohnet, fahret daher auf den Wolken und nehmet euch Storchen zum Gespann; ihr, die ihr auf Erden wohnet, besteiget eure Pferde und spornet sie an. Ihr Geister des Wassers, schaukelt euer Schiff und treibt es mit Rudern geschwind. Von allen euren Tempeln eilt jetzt herbei und lasset die Kunde von unserer Einladung weithin erschallen. Zertheilet die Wolken und labt euch am Dufte des Weihrauchs, den wir jetzt verbrennen; kommt uns zum Glück, kommt uns zur Wohlfahrt und laßt uns alles gelingen. Sind es der Geister so viele, daß es an Plätzen gebricht, so setzt euch nur enge zusammen und streitet euch nicht. Eure Verehrer haben ihre Herzen mit Ehrfurcht bereitet und dargebracht Weihrauch sammt köstlichem Gold und Lichter von Wachs. Ein wackerer Hahn, der den Kopf hoch zu tragen pflegte, und Fleisch von dem fetten Schweine sind auf dem Tisch. Bereit stehen die schmackhaften Fische des Meeres sammt dem gelben Getreide und lieblichem Wein. Auch perlendes Wasser von den hohen Bergen holten wir und bereiteten daraus starken Thee. Alles haben wir bereitet mit Fleiß und Eifer. Nun öffnen wir die Flasche Wein und schenken einen Kelch euch ein. Den ersten Kelch, den opfern wir euch ganz (der Wein wird bei diesen Worten auf die Erde gegossen). Den

zweiten Kelch begleiten wir mit Sauce (nun wird eine Schaale Sauce ausgegossen). Zwei Kelche habt ihr gesehen, zwei Kelche auch gekostet, nun schenken wir wiederum ein, und lassen die Runde ihn gehen. Zwölf ist der Monate Zahl, zwölf sollen der Kelche es sein, die opfern wir alle euch auf mit lieblichem duftenden Wein. Drei Kelche sollen geheiligt sein zu feiern eure Ankunft, und wenn ihr wieder Abschied nehmt, begleiten wir euch mit Sauce. Neiget das Haupt und kostet den menschlichen Wein; hebt eure Häupter dann auf und schützet die Menschen der Welt. Fürs Erste kommt und beehrt uns, indem ihr die Gaben empfanget; fürs Zweite kommt und beschützet uns und gebt uns, was jeder verlanget. Das ganze Haus mit sammt dem Vieh soll Ruhe haben für und für. Der Alten Glück sei unbeweglich wie der grüne Berg. Die Jungen im Geschäftsdrang, wo sie gehen auf Brücken und den Weg entlang, möge bescheinen euer Glanz und eure Hülfe. Möge uns Reichthum stets blühen, mögen die Heerden der Kühe und Schweine gedeihen und das Geflügel sich mehren, daß die Mütter vorn und hinten seien stets umringt von Kindern. Daß ihr Gewicht sich mehre täglich um 1000 Pfund und jede Nacht um 800, und wenn wir des Morgens 100 Stück auslassen, mögen des Abends 50 Paare unversehrt zurückkommen. Ferner bitten wir, daß ihr beschützet, die sich den Studien widmen, daß ihre Namen glänzen mögen auf dem goldenen Verzeichniß. Die sich mit Handel befassen, die wollt ihr beschützen und jeglichem geben 1000 mal 10,000 Stück Kupfer. Die den Acker bauen, wollt ihr beschützen und das Getreide anhäufen, daß es 1000 Scheunen erfülle. Abermals gießen wir Wein ein. Kommt, esset der würzigen Speisen bis ihr satt seid, und trinket des duftenden Weines bis ihr trunken seid. Machet euch lustig und seid froh, öffnet eure Beutel und nehmet was wir euch jetzt darbringen. Was wir hier verbrennen, ist, eh' es durchs Feuer gegangen, nur einfach Papier; aber nachdem es verbrannt ist, wird es zum feinsten Golde, so viel, daß man die Erde damit bedecken könnte. Obs hundert sei oder mehr, ihr Geister theilt euch darein, 1000—2000 Stück, rechnet es selbst unter euch aus. Jeder Geist soll etwas haben, keiner soll zu kurz kommen. Nicht sollen die Starken an Kraft mehr nehmen, als ihnen gebührt, noch sollen die Schwächern ganz ausgehen mit leerer Hand (nun wird das Goldpapier verbrannt und sofort etwas Wein auf die Asche gegossen). Wir begießen das Gold mit geheiligtem Wein, wir gießen drauf Wein und Sauce. Wenn ein Tropfen zur Erde

fällt, so wissen es alle Geister. Möget ihr uns nun bewahren vor allem Bösen und vor allen Gefahren, daß wir nie in Prozessen verwickelt werden, daß nicht wilde Thiere uns gefährden, welche ihr ferne von uns treiben wollt und ihnen eine Gränze setzen, die sie ewig nicht überschreiten. (Nun werden die Opferplatten vom Altar genommen und knieend vor den Geistern gewebt; dieß geschieht drei Mal, unter folgenden Worten:) Das Fleisch ist so hoch aufgethürmt wie der Himalaya und des Weins ist so viel als Wasser im Ocean. Für 1000 Geister reicht es hin und 10,000 können es nicht aufzehren. Eure Verehrer erheben ehrfurchtsvoll die Hände, um euch die Gaben zu präsentiren. (Wenn die Ceremonie des Präsentirens vorüber ist, so sagen sie:) Nun ist das Fleisch erkaltet und hat nicht mehr Geschmack, der Wein ist auch veraltet und fort ist all sein Duft. Darum wollen wir nicht mehr Worte machen und wünschen euch allen Adieu. Alles erhebt sich jetzt von den Knieen. Das Gebet, welches abgelesen worden war, wird mit weiterem Goldpapier verbrannt und Feuerwerk wird angezündet. Die messingene Trommel mit dem Clarinet und andern Instrumenten machen großen Lärmen. Dann kommt noch die Ceremonie des Verabschiedens, wobei sich Alle drei Mal auf die Kniee werfen und den Kopf je drei Mal auf die Erde stoßen. Dieß heißt das dreimalige Knieen und neunmalige Kopfstoßen. Die Geister werden gebeten, daß jeder wieder an seinen Ort zurückkehren möchte, indem die geschmacklosen Ueberbleibsel des Opfers, wovon die Geister ja den Duft bekommen haben, jetzt abgetragen werden.

Von feierlicher Andacht und heiligem Ernste, da der Mensch seinen Sinn und seine Gedanken von der Welt ab- und Gott zukehrt, ist freilich da nicht die Rede. Die Trommel, das Clarinet und die messingene Pauke nebst dem Abbrennen von Feuerwerk machen einen höchst unerbaulichen Lärm und das Ende des Opferfestes besteht in einer Mahlzeit, wobei die Opfernden sich selbst gütlich thun von den Gaben, die ihre Götter ja doch nicht nehmen konnten.

Für die Verehrung der Götter haben die Chinesen besondere Tempel, worin die Götzenbilder aufgestellt sind. Die Ahnen werden in eigenen Hallen verehrt, wo dann keine Abbilder vorkommen, sondern nur die Tafeln mit den Geschlechtsregistern darauf in schönen Schreinen aufgestellt sind. Sonst hat jede Familie auch ihren Hausaltar, wo die täglichen Morgen- und Abend-Opfer gebracht werden. Auch in Kaufläden und Werkstätten, sowie auf Schiffen und Booten ist ein

Ort, der den Göttern geheiligt ist. Ferner giebt es Götzenhaine und Altäre auf offenem Felde; ja auf allen hohen Bergen und unter allen grünen Bäumen wird Abgötterei getrieben, besonders aber auch noch an den Gräbern der Verstorbenen.

Das zweite Religionssystem, welches sich in China Geltung verschafft hat, ist der Buddhismus. Buddha, der Stifter dieser Religion, war ein indischer Fürst, der aber die Krone mit der Kutte vertauschte, sich von der Welt zurückzog, Schüler um sich sammelte, denen er seine Grundsätze einpflanzte und so die Buddha-Religion einführte, welche in Indien mit dem Brahmanenthum in einen Kampf trat, in welchem die Buddhisten heftige Verfolgungen erlitten, was ohne Zweifel eine Veranlassung wurde, daß sie sich über das ganze östliche Asien hin verbreiteten, so daß diese Religion jetzt in Thibet, Siam, Cochinchina, Ava, der Tartarei und Japan ebenso einheimisch ist, wie in China. Im Grunde genommen, ist dieselbe sowohl nach Lehre als nach Leben ganz antichinesisch. Der Chinese ist mit seinem Herzen nur dieser Erde zugewendet; was drüber hinausliegt, hat nie einen Gegenstand seines Nachdenkens oder seiner Wünsche gebildet. Confuzius hat auf die Frage eines seiner Schüler: „wie es sich verhalte mit dem Tode," nur geantwortet: „Wir kennen das Leben noch nicht, was sollen wir vom Tode wissen."

Unter den fünf Glückseligkeiten, welche sich der Chinese wünscht, steht Reichthum obenan, dann kommt Ehre, dann langes Leben, viertens Liebe zur Tugend und fünftens ein natürlicher Tod. Ein Fortleben nach dem Tode ist nicht einmal in dem Bereich der Wünsche des Chinesen. Nicht daß die Idee des Fortbestehens der Seele nach dem Tode bei den Chinesen gar nicht vorhanden wäre, wofür ja die Verehrung der Vorfahren Zeugniß giebt, aber die confuzische Lehre ertheilt keinen Aufschluß darüber und hält die Sorge darum für überflüssig. Dem ganz entgegengesetzt advocirt der Buddhismus Abstraction von der Welt und Befreiung von Leidenschaften, um sich dadurch würdig vorzubereiten zur Assimilirung mit Buddha. Ferner ist in China seit undenklichen Zeiten die Wichtigkeit der Ehe anerkannt, so daß Confuzius sogar sagt: die größte Vernachlässigung der Pflicht der kindlichen Liebe bestehe darin, daß einer ohne Nachkommen sterbe. Diejenigen, welche sich ganz der buddhistischen Religion hingeben, seien es Männer oder Weiber, treten aber von der Familie aus, und leben als Mönche oder Nonnen in den Tempeln und Klöstern, unter Aebten

und Aebtissinen, wo ihr religiöses Leben im Absingen der Gebetsformeln, Verbrennen von Lichtern und Weihrauch vor den Götzenbildern, in der Enthaltsamkeit von animalischen Speisen und im Gelübde der Keuschheit besteht. Diese Ehelosigkeit der buddhistischen Priesterschaft ist deßhalb immer als ein sehr gefährlicher Gebrauch betrachtet worden. Endlich sah ja Buddha Beschaulichkeit und Befreiung von weltlichen Sorgen für die größte Annäherung an Seligkeit und Vollkommenheit an, weßhalb seine Anhänger ihr Leben in Trägheit verbrachten und das Betteln für das gehörige Mittel zu ihrem Unterhalt ansahen. Dieß ist aber den politischen Institutionen von China, wo der Kaiser selbst durch Führung des Pfluges und die Kaiserin durch eigenhändiges Weben mit gutem Beispiel vorangehen, diametral entgegengesetzt.

Der Buddhismus ist auch keine Religion, welche sich an den Verstand wendet. Die Hauptausübung desselben besteht im Hersagen von Gebeten, welche in der indischen Palisprache gelassen und nur mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben worden sind, so daß der Betende gewöhnlich gar nicht weiß, was er betet, und es zur größten Seltenheit gehört, wenn je einmal ein buddhistischer Priester seine eigenen Religionsbücher versteht. Es hat deßhalb seit Einführung des Buddhismus in China auch nie an Bekämpfung desselben als einer Häresie gefehlt. Ein Kaiser der Ming-Dynastie, der der buddhistischen Glaubenslehre sehr ergeben war, und zu Anfang des 16. Jahrhunderts einen Gesandten mit kostbaren Geschenken nach Indien zu senden beabsichtigte, um einige der größten Gelehrten dieser Secte zur Erklärung ihrer Lehre an den Hof zu bringen, mußte sichs gefallen lassen, von einem seiner Minister in folgenden Worten zur Rede gestellt zu werden: „Da ich annehme, daß Ew. Majestät ausnehmende Zuneigung für die Secte des Buddha aus dem ernstlichen Wunsche entspringt, den guten Weg zu entdecken, so wage ich Ew. Majestät zu bitten, nicht bloß den Namen zu lieben, sondern die Sache mit Fleiß zu suchen; nicht nur den Zweck zu betrachten, sondern sorgfältig das Prinzip aufzusuchen und dieß nicht von Buddha, sondern von den fleckenlosen Weisen China's, nicht von Ausländern, sondern von unserem eigenen Lande nehmen zu wollen. Confuzius sagt: 'In dem Augenblick, wo ich tugendhaft sein will, ist auch die Erfüllung da'; warum sollte man mehrere tausend Meilen weit nach dem Lande des Westens senden, da doch der Gegenstand in der Nähe und vor Augen ist."

Man kann sagen, daß der Buddhismus verachtet wird von den Gelehrten China's und verlacht von den Genußsüchtigen — aber nichts desto weniger befolgt von allen. In dem Palaste zu Peking, wie in der armseligsten Bauernhütte hat er seine Anhänger. Allenthalben begegnet man buddhistischen Tempeln. Die Mönche und Nonnen durchziehen das ganze Land und finden reichlichen Unterhalt durch das Einsammeln von Gaben, die als verdienstliche Almosen von allem Volk gespendet werden. Ueber den Thüren der Häuser von Vornehm und Gering sieht man den buddhistischen Machtspruch: Nam wu pat mo O ni to fut, d. h. Verehrung dem Amida Buddha; und insbesondere haben bei Todesfällen die Priester die wichtigsten Functionen zu verrichten, Gebete zu lesen und Ceremonien zu veranstalten, um der abgeschiedenen Seele über die Schrecken des Todes an den Ort der Ruhe zu verhelfen, oder ihr wenigstens ein günstiges Urtheil auszuwirken von dem Richter in der Unterwelt, von dessen vermeintlicher Entscheidung es abhängen sollte, ob die Seele in den Himmel des Buddha eingehen dürfe oder wieder ins Leben zurückkehren müsse, um auf dem langwierigen Kreislauf der Seelenwanderung die Sünden erst abzubüßen und nach unendlichen Mühsalen in einen bessern Zustand versetzt zu werden. Bei den alljährlich wiederkehrenden Todtenfeiern, wo die Chinesen, um die vermeintlichen Bedürfnisse der Bewohner des Hades zu befriedigen, große Opfer veranstalten und Lebensmittel, Goldpapier, Kleidungsstücke, Geräthschaften, ja sogar Dienerschaft, Häuser, Boote und alles, was man im Leben braucht, von Papier ausgeschnitten, verbrennen, sind es wiederum die buddhistischen Priester, welche die Schlüssel zur Unterwelt zu haben vorgeben, durch deren Hand diese Sachen gehen müssen, und welche als Speditore in die Unterwelt eine Art Commissionsgeschäft mit den Artikeln treiben, welche die Hinterbliebenen den abgeschiedenen Geistern im Todtenreich gerne zukommen lassen möchten. Nichts von diesem hat Confuzius die Chinesen gelehrt; auch darf man ja nicht glauben, der Buddhismus habe seine Lehre verdrängt. Es kann im Gegentheil zuversichtlich behauptet werden, daß kein Chinese an der Unfehlbarkeit der Lehre des Confuzius zweifelt, noch haben die buddhistischen Priester je gewagt, den großen Meister in seiner Heiligkeit anzutasten oder seine Grundsätze zu bekämpfen: die Buddhisten beten sogar den Confuzius selbst auch an.

Aber wenn auch der Chinese gründlich davon überzeugt ist, daß

die Lehre des Confuzius das allervollkommenste System sei, wornach jeder Mensch leben müsse, um in Harmonie mit dem Himmel zu stehen und Glückseligkeit auf der Erde zu genießen; wenn der Chinese treu an seinem Confuzius hält bis an den Tod, so fühlt er dagegen, daß derselbe ihn im Stich läßt, wenn der König des Schreckens ihm naht und seine Seele abgerufen werden soll, um vor dem Richterstuhl eines wahren und persönlichen Gottes zu erscheinen. Dieß ist die Ursache, warum der Buddhismus so allgemeinen Eingang in China gefunden hat, weil er die Lücke auszufüllen schien, welche Confuzius gelassen und er dem mit belastetem Gewissen dahinsterbenden Sünder ein Seil der Hoffnung entgegenwarf, das mit Begierde ergriffen wurde, und woran Reich und Arm, Gelehrt und Ungelehrt sich halten zu können wähnte, um doch einigen Trost für ein zukünftiges Leben zu besitzen.

Wir schließen nun diese Uebersicht über die Religion der Chinesen mit einer kurzen Erwähnung des dritten Systems, welches zwar älter als der Buddhismus ist, aber doch nie so großen Einfluß in China erlangt hat. Dieß ist die Thau=Secte. Sie wurde gestiftet von dem Lau kiun, der ein Zeitgenosse des Confuzius war, und hat seit ihrem Entstehen mehrere Phasen durchlebt. Ein chinesischer Critiker, Ma thon lim, beschreibt dieselben so: „Ihre Lehre von der Reinheit und Ruhe war das Erste, dann kam die von Läuterung und Selbsterziehung. Die Aufsuchung des Steines der Weisheit und des Tranks der Unsterblichkeit unterscheidet sich dann wieder von der Einführung und dem Gebrauch der Zauberei. Die Sitte, Bücher herzuplappern und Gebete und Opfer an Götzen zu richten, ist eine fünfte bestimmt verschiedene Form, welche diese Religion angenommen hat.“ Das wichtigste Buch dieser Secte ist der Thau tet kin, oder 'Buch der Vernunft und Tugend'. Spätere Schriftsteller von dieser Secte haben sich viel mit Abfassung von abergläubischen Legenden und Geistergeschichten abgegeben, welche heutigen Tages den populärsten Theil der thauistischen Literatur ausmachen. Lau kium identificirt die Thau, 'Vernunft', mit dem Thai khit, 'Absoluten', welches wir bei Entwicklung der Ansicht der Chinesen über die Entstehung des Weltalls kennen gelernt haben. Die reine Vernünftigkeit war nach dem Lau zu der Ursprung der unreinen Materie, woraus Himmel, Erde und alle Dinge producirt wurden. „Des Menschen Seele, sagt er, liebt Reinheit, aber sein Herz trübt sie. Des Menschen Herz liebt Ruhe, aber seine

Leidenschaften stören sie. Könnte der Mensch nur ruhig hinsitzen und seine Leidenschaften bemeistern, so würde sein Leben in ihm bleiben, indem so sein Odem länger bei ihm bleibe und er nicht durch das Feuer der Leidenschaften verzehrt würde." Dieser Weg zur Unsterblichkeit zu gelangen muß sich den Thauisten jedoch selbst als ein unerreichbarer bewiesen haben, und sie trachteten deßhalb nach einem physischen Mittel, welches denjenigen Zustand verschaffen sollte, der durch moralisches Streben nicht erreicht werden konnte, und so suchten sie nach dem Trank der Unsterblichkeit. Selbst Kaiser entblödeten sich nicht, die Lebensessenz aus ihrer Hand zu kosten, mußten aber erfahren, daß sie die entgegengesetzte Wirkung hatte. Das Streben, die geheimen Kräfte der Natur zu erbeuten, führte die Thauisten sofort auf Zauberei und Hexenkünste. Sie gaben vor, mit der Geisterwelt in Verbindung zu stehen und versprachen Schutz gegen die bösen Geister durch den Gebrauch von Zauberformeln und Amuletten. Sie machten auch Gebrauch von Zauberspiegeln, welche den Charakter der Geister enthüllen und die Bösen vernichten sollten.

Folgende kurze Geschichte erläutert den Gebrauch dieser Spiegel. Am Fuße des Berges Liu lu war eine Laube, wo ein böser Geist residirte. Wenn ein Reisender sich hier niederließ, wurde er krank und starb. Die ganze Nacht waren 40 bis 50 Personen dort, sowohl männliche als weibliche, in gelben, schwarzen oder weißen Kleidern. Eines Abends kam Pek yi dorthin und schickte sich an, die Nacht daselbst zuzubringen. Er zündete ein Licht an und las die heiligen Bücher bis um Mitternacht; da kam eine Parthie von mehr als zehn Personen, welche sich ihm gegenüber setzten und anfiengen zu spielen. Pek yi zog heimlich seinen Spiegel heraus und sah in demselben einen Rudel Hunde. Da nahm er sein Licht und streifte so nahe an einem dieser Gäste vorbei, daß seine Kleider angezündet wurden. Der Geruch davon war gleich dem von verbranntem Haar. Pek yi ergriff sein Messer und durchstach eines dieser unheimlichen Wesen. Ein Schrei ließ sich vernehmen: „Ich bin getödtet!" aber siehe da, ein todter Hund lag am Boden und die Andern nahmen alle den Reißaus.

Das letzte Stadium, in welches der Thauismus eintrat, ist ein Gemisch von diesem mit dem Buddhismus. Viele ihrer Gottheiten sind ganz dieselben und auch die lithurgischen Bücher und Ceremonien zeigen deutlich den Einfluß an, den der Buddhismus auf den Thauismus hatte. So stehen an der Spitze der buddhistischen Götter die „drei Kost-

baren," nemlich Buddha, Dharma und Sanga, während den thauistischen Götterreigen eine Dreiheit eröffnet, welche Sam tsin oder „die drei Reinen" genannt werden.

Der Titel ihres täglichen Gebetbuches ist: Hien mun nyit syung, oder „die täglichen Cantiken der Thau-Secte". In demselben steht folgendes Gebet an den Lau kiun: „Allbarmherziger, allweiser, himmlischer Lehrer der Vernunft und der Tugend! überall hin verbreitest du deine Lehren und errettest dadurch die Menschen in den aufeinanderfolgenden Zeitaltern. Du hast zu verschiedenen Malen die Titel von Kaisern und Königen angenommen, um die Menschen zu unterrichten und die Lehre von Himmel, Erde und Mensch festzusetzen. Du hast geheim gehalten, was tief ist, und geoffenbaret, was einfach ist. Zwölfhundert Diener und Oberste warten auf deinen Befehl. Du hältst in deiner Hand den tausendfältigen Odem des Brahma. Wiederhersteller der alten und neuen Zeit, der du geschrieben hast das Buch über Vernunft und Tugend in 5000 Worten. In deiner Hand ist Licht und Finsterniß; du befiehlst dem Donner und präsidirst über die mystischen Zahlen neun und fünf."

Ferner kommt ein Gebet an die buddhistische Göttin Quan yim unter folgenden Ausdrücken: „Erretterin unzähliger Menschen, die du sitzest auf dem Throne der Lotusblume. Du bist oft in die Welt gekommen in der Gestalt frommer Könige und eifriger Lehrer. Deine Fußstapfen sind in Pu to, wo das Licht deiner Gnade erschien und wo du verehrt wirst mit dreiundfünfzigmaligem Niederwerfen. Durch deine Kraft erhältst du die fünf Elemente der Natur. Deine Gnade durchdringt die drei Welten. Du errettest alle Leidenden und führest sie mit dir in das glückliche Paradies."

Die Priester dieser Secte leben nicht im Cölibat, halten sich aber auch in thauistischen Tempeln und Klöstern auf, indem sie ihren Lebensunterhalt durch Zauberei, Wahrsagen, Verkauf von Amuletten und durch Quacksalberei sich verschaffen. Sie haben ein Oberhaupt aus der Familie der Tschong, der den Titel then szu oder himmlischer Lehrer besitzt und vom Kaiser besoldet wird. Seit 60 Generationen besteht ein solcher Tschong then szu als Oberhaupt aller Zauberer, Wahrsager und Hexenmeister. Er hat ein Siegel, kraft dessen er seinen Untergebenen die Vollmacht ertheilt, Zaubersprüche und Amulette auszufertigen, welche an das Volk verkauft werden.

Dieß sind die Religionen, mit welchen das Drittheil des ganzen

menschlichen Geschlechtes sich befaßt. Confuzius wird bewundert, von den Chinesen, weil er Ehrfurcht vor dem Himmel und den unsichtbaren Geistern einprägte und zur Ausübung der Tugend aufforderte; aber indem er den Menschen auf sich selbst wies und ihn so zu sagen zu seinem eigenen Gott machte, genügte dieses System nicht zur Befriedigung des religiösen Bedürfnisses der Chinesen und konnte nie eine populäre Religion werden. Der Thauismus faßt die entgegengesetzte Seite auf; er weist den Menschen von sich selbst hinweg und lehrt ihn sein Heil in dem Universum suchen; aber dieses System ist längst in Verfall gerathen und zum elendesten Aberglauben ausgeartet. Der Buddhismus endlich kam als ein scheinbarer Nothbehelf dazwischen zur Ergänzung des gefühlten Mangels; aber auch in ihm ist keine Befriedigung zu finden und obgleich bestehend in China und allgemein verbreitet, wird er doch zugleich verachtet und verlacht. Wen sollte das nicht mit Wehmuth und mit dem tiefsten Mitleid erfüllen? Doch auch auf diese Nacht wird der Tag anbrechen über China und der Morgenstern wird aufgehen in ihren Herzen; denn das Wort der Wahrheit wird ihnen jetzt durch die Predigt und in Schrift nahe gelegt und dieses ruft auch den Chinesen zu: „Wohlan alle, die ihr durstig seid, kommt her zum Wasser, und die ihr nicht Geld habt, kommt her, kaufet und esset, kommt her und kaufet ohne Geld und umsonst beides, Wein und Milch. Warum zählet ihr Geld dar, da kein Brod ist, und eure Arbeit, da ihr nicht satt davon werden könnet? Höret mir doch zu und esset das Gute, so wird eure Seele in Wollust fett werden. Neiget eure Ohren her und kommt her zu mir; höret, so wird eure Seele leben; denn ich will mit euch einen ewigen Bund machen, nemlich die gewisse Gnade Davids." Jes. 55, 1 ff.

Dritter Vortrag.

Anthropologie der Chinesen.

I. Lehre von der Entstehung des Menschen.

Die Chinesen betrachten den Menschen als Geschöpf des Himmels. Im Schikin steht eine Stelle, welche auch in den „vier Büchern" citirt ist, wo es heißt: „Der Himmel erzeugt alle Menschen und weist ihnen ihre Pflichten an, zu deren Erfüllung er ihnen auch die Mittel an ihre Hand gibt." Ein unter dem Volk sehr gangbares Sprüchwort heißt: „Der Himmel erzeugt die Menschen, die Erde erzeugt die Dinge." Darum hat der Chinese auch einen Begriff davon, daß der Mensch für den Himmel geschaffen sei, und denselben als Oberherrn anzuerkennen habe. In den vier Büchern steht eine Stelle, welche sagt: „Wer dem Himmel Gehorsam leistet, der wird erhalten; wer aber widerspenstig ist gegen den Himmel, der muß zu Grunde gehen." Eine andere Stelle sagt: „Wer gegen den Himmel sündiget, hat keinen Ort, wo er sich im Gebet hinwenden könnte." Ueber das Wie der Erschaffung erhält man aber keinen weiteren Aufschluß, und die Sage, daß die Menschen aus den Würmern, die im Leichnam des Pwan ku gewachsen, entstanden seien, ist nicht orthodox, und keine Schule hat es jemals für der Mühe werth gehalten, derselben Glauben zu schenken; nur was in den fünf classischen Schriften: — dem Schukin, Schikin, Liki, Jitkin und Tshuntschiu, so wie in den „vier Büchern," welche die Philosophie des Confuzius und Mencius nebst der ihrer Schüler enthalten, gelehrt ist, ist als Maßstab dessen, was der Chinese glaubt und lehrt, anzunehmen. Obgleich der chinesische Philosoph die Entstehung des Menschen vom Himmel ableitet, so ist er doch nicht im Stande, sich vor diesem Himmel ehr-

furchtsvoll in den Staub zu beugen und ihm für dessen Walten unbedingt Ehre zu geben. In dem Buche der „goldenen Mitte“ ist eine Stelle, wo es heißt: „Himmel und Erde! wie erhaben sind sie, und doch haben die Menschen auch Ursache gegen sie zu murren.“ Was von dem Commentator so erklärt wird, daß der Himmel irre in der Hervorbringung und Ueberschattung der Dinge, und die Erde irre in der Vervollkommnung und Erhaltung derselben. Daher seien hie und da Plagen vom Himmel gesandt, wenn sie nicht gesandt werden sollten, und darum haben die Menschen Ursache, gegen Himmel und Erde zu murren. Oder — setzte mein Lehrer weiter hinzu, — wenn ein Mensch blind, taub, oder ein Krüppel zur Welt komme, so sei das auch ein Fehler des Himmels, wogegen der Mensch ein Recht habe zu murren.

II. Lehre vom Wesen des Menschen.

Der Mensch ist ein geistiges Wesen. Er ist wan wut tschi lin, 'aller Dinge Geist.' Das Thier hat keinen lin oder Geist, obgleich es das Vermögen hat, zu wissen und zu handeln; es folgt aber dabei nur seinem Naturtrieb. Thut der Mensch nichts Besseres, so entwürdigt er sich selbst zum Thiere. Mencius sagt: daß der Unterschied zwischen Menschen und Thieren nur gering sei; welcher Satz folgendermaßen von dem Commentator weiter ausgeführt wird: „Wenn Menschen und Thiere ins Dasein treten, so erhalten sie gleicherweise das Prinzip des Himmels und der Erde als ihre Natur; sie erhalten auch den Aether oder das feine Fluidum des Himmels und der Erde als das Substratum ihrer Gestalt. Der einzige Unterschied besteht darin, daß die Menschen die Richtigkeit (?) dieses Aethers erhalten und die Kraft haben, ihre Natur zur höchsten Vollkommenheit zu bringen; obgleich also oben gesagt ist, daß der Unterschied nur klein sei, so liegt er doch wirklich hier. Der gemeine Haufe weiß das nicht und verliert die Unterscheidung; deßhalb, obgleich sie den Namen Mensch behalten, unterscheiden sie sich doch nicht eigentlich von den Thieren. Ein ander Mal stellt er die Frage an einen seiner Schüler: ob er denn glaube, daß die Natur eines Ochsen dieselbe sei, als die eines Menschen? welches derselbe Commentator näher erklärt und sagt: „Wenn man von dem Athem oder Leben spricht, so ist kein Unterschied zwischen Menschen und Thieren in Beziehung auf ihr Wissen und Handeln; aber wenn man von ihrer Vernunft spricht, wie könnte sich

bei Thieren Liebe, Gerechtigkeit, Anstand und Weisheit in Vollkommenheit vorfinden? Dieß zeigt, daß der Mensch der Geist aller Dinge ist, oder allein unter allen Creaturen eine geistige Seele besitzt." Der Mensch ist als ein Geschöpf des Himmels von demselben auch mit herrlichen Anlagen ausgerüstet. Auf dem ersten Blatte des Tai hok oder „höheres Studium", liest man: „Da der Himmel das Volk ins Leben ruft, hat er ihm nicht auch eine Natur gegeben, welche mit Liebe, Gerechtigkeit, Anstand und Weisheit ausgerüstet ist? Aber nicht Jedem ist das Talent gegeben, um seine Natur zu einem Ganzen zu vereinigen; deßhalb wissen nicht Alle, wozu sie ihre Natur haben, und können sie nicht vollkommen anwenden. Ragt aber einer aus der Menge hervor, welcher einsichtsvoll und weise ist und seine Natur dazu gebrauchen kann, wozu sie ihm gegeben ist, so erhält dieser gewiß den Beruf vom Himmel als Fürst und Lehrer der Tausende, damit er sie regiere und lehre, wie sie ihre Natur restituiren können. Solche waren z. B. Fokhi, Schinlong, Hwangti, Yau und Schun — nachher reihte sich ihnen natürlich Confuzius und Mencius an. — Ein kleines Schulbüchlein, welches von allen Anfängern gelesen und gelernt wird, fängt damit an, zu sagen: daß des Menschen Anfang so sei, daß seine Natur ursprünglich gut sei; darin seien alle Menschen von Geburt einander gleich; aber in der Praxis gehen sie zum Theil sehr weit aus einander. Mencius sagt: „Alle Menschen haben ein mitleidiges Herz; alle Menschen haben ein Herz, das sich des Lasters schämen kann; alle Menschen haben ein Herz, welches geneigt ist, Achtung und Respekt zu zollen; alle Menschen haben ein Herz, welches zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann. Ein mitleidiges Herz aber ist Liebe; ein Herz, das sich des Lasters schämen kann, ist Gerechtigkeit; ein Herz, welches Achtung und Respekt zollen kann, ist Anstand; ein Herz, das zwischen Recht und Unrecht unterscheiden kann, ist Weisheit. Diese Tugenden sind nicht von außen in uns hereingekommen, sondern wir besitzen sie wesentlich; aber Viele denken nicht daran; darum heißt es: 'Suchet, so werdet ihr finden; lasset fahren, so werdet ihr verlieren.'" Derselbe sagt weiter: „Was der Mensch thut, ohne es gelernt zu haben, das thut er aus seinem natürlichen Vermögen; was er weiß ohne viel Nachdenken, das weiß er vermöge seiner natürlichen Kenntniß. Es giebt nicht ein einziges Kind, das man auf den Armen trägt, welches nicht seine Eltern liebte, und wenn es aufwächst, so ist wiederum keines, das nicht Aeltere ehren könnte. Hierin sind alle Men-

schen unter der Sonne gleich.“ Nantse, ein Schüler des Mencius, stellte einst die Behauptung auf und sagte: „Die menschliche Natur gleicht dem Fließen des Wassers, welches dahin geht, wohin man es lenkt.“ „Nein,“ sagte Mencius, „es liegt in der Natur des Wassers immer abwärts zu fließen; wenn man aber mit der Hand hineinpatscht, so kann man auch machen, daß es einem ins Gesicht spritzt; oder wenn man es dämmt, so kann man machen, daß es einen Berg hinaufgeht; dieß ist aber gegen die Natur des Wassers; also ist auch der Mensch von Natur tugendhaft und die Ausübung des Lasters ist ein Zwang, den der Mensch seiner Natur anlegt.“ Ein anderer Schüler, Namens Kung tu tse, machte einen Einwurf und sagte: „Kau tse sagt, daß die menschliche Natur ursprünglich weder tugendhaft noch lasterhaft sei. Einige sagen, daß die Natur zur Tugend oder zum Laster geleitet werden kann. Deßhalb, als die Könige Wang und Wu regierten, liebte das Volk die Tugend; als aber die beiden Könige Yu und Li regierten, machte das Volk sich aus der Grausamkeit ein Vergnügen. Andere sagen, daß es Leute gebe, deren Natur von Grund aus gut, und Leute, deren Natur von Grund aus böse sei; deßhalb gab es während der Regierung des Jau einen Siang — schlechter Mann —, und der schlechte Ku sou erzeugte den Schun; auch zur Zeit des Tschiu gab es einen Wui tse ki u. s. w. Dieses alles könnte nicht stattgefunden haben, wenn, wie der Lehrer sagt, die Natur tugendhaft wäre.“ Mencius antwortete: „Wenn man die natürlichen Anlagen betrachtet, so wird man sehen, daß sie tugendhaft waren, und deßhalb sage ich, daß die Natur tugendhaft sei. Wenn die Menschen in Ausübung des Lasters leben, so ist dieß nicht der Fehler ihrer natürlichen Kräfte.“

Die Chinesen haben auch eine Idee davon, daß es zu dem Wesen des Menschen gehöre in Gemeinschaft mit Gott zu stehen, was in dem Satze ausgedrückt ist, daß derjenige Mensch, welcher im Stande sei, seine Natur zu vervollkommnen und deßhalb auch die Natur Anderer und die Natur der Creaturen vervollkommnen könne, eine Dreieinigkeit mit Himmel und Erde bilde, wie es im Buch der goldenen Mitte heißt. Ferner ist von tugendhaften Fürsten, welche immer als die Quintessenz der Menschheit erscheinen, gesagt, daß sie im Stande seien in Gemeinschaft mit Schangti zu stehen. Ja die Weisen werden am Ende ihrer Laufbahn selbst Götter.

III. Lehre von der Bestimmung des Menschen.

Die nächste Bestimmung des Menschen ist, seine Natur zu vervollkommnen; die entferntere aber, die Welt in Ordnung zu halten; welch letztere Aufgabe durch Erfüllung der erstern gelöst wird. Die Kunst, das erstere zu vollbringen, hat Confuzius im Buch der goldenen Mitte also gelehrt: „Die Aufgabe des guten Mannes kann mit dem Unternehmen einer langen Reise verglichen werden; um weit zu kommen, muß er aber doch vom nächsten Punkt ausgehen; oder mit dem Ersteigen einer Höhe, wobei man an deren Fuß beginnen muß." Commentar: „Wenn man zur vollendeten Perfection seiner Natur gelangen will, so muß man bei den fünf Verhältnissen der menschlichen Gesellschaft anfangen (welche sind: Fürst und Unterthan, Vater und Sohn, ältere und jüngere Brüder, Mann und Weib, Freunde) und die gewöhnlichen alltäglichen Tugenden ausüben; wo die gewöhnlichen und leichten Tugenden vernachlässigt werden, da ist keine Möglichkeit zur vollendeten Perfection unserer Natur zu gelangen." Wenn der Mensch auf solche Weise sich täglich in der Tugend übt und die ihm vom Himmel verliehenen Anlagen veredelt, so daß er nicht von der niedern Sinnenlust irre geführt wird, sich selbst zu verderben, sondern die goldene Mitte zu behaupten weiß, sowohl in seinen Genüssen, als auch in der ihnen eingeräumten Gewalt, so wird eben dadurch die ganze Natur, Himmel und Erde und alle Dinge in Ordnung gehalten. Wie auf der andern Seite, wo der Mensch die rechte Mitte verliert und der Pflege und Vervollkommnung seines eigenen Geistes vergißt, so daß die Fleischeslust ihn beherrscht, der Ruin schnell über ihn kommt. Von dem einzelnen Individuum breitet sich das Verderben auf die Familie aus, von da auf das Reich und endlich auf die ganze Welt. Hier mag eine Stelle aus dem Schukin zur Erläuterung angeführt werden. In dem Abschnitt „der große Plan" heißt es nemlich: „Respect (auf Seiten des Menschen oder in dieser Stelle hauptsächlich des Fürsten und seiner Minister) hat zeitige Regen zur Folge; Einsicht und Verstand ein gehöriges Maß von Wärme; gute Rathgebung ein gehöriges Maß von Kälte; und Heiligkeit oder Vollkommenheit hat die periodischen Winde zur Folge. Dagegen hat Ausschweifung unaufhörlichen Regen zur Folge; Irrthum ununterbrochen helles Wetter; Trägheit übermäßige Hitze; Hast unmäßige Kälte und Dummheit fortwährende Stürme." Ein Philosoph, Namens Kong sun Kong, zur Zeit der Han-Dynastie, als er von dem Kaiser

Wu ti berufen und aufgefordert wurde, seine Meinung zu sagen in Beziehung auf die beste Weise eine Nation zu regieren, legte folgende Grundsätze nieder: „Wenn das Betragen der Regenten mit der Tugend im Einklang steht, so ist Harmonie zwischen dem Volk und seinem Regenten. Wenn die Herzen harmoniren, so harmonirt die Natur oder das Temperament; wo diese Harmonie stattfindet, da harmonirt die Form der Dinge; wo die Formen harmoniren, da harmonirt Himmel und Erde, folglich harmoniren Yin und Yang; dann kommt der Wind und Regen zu seiner Zeit, alle Arten von Getreide wachsen, das Vieh vermehrt sich unzählig, die Hügel bringen Gras in Fülle hervor, und die Flüsse werden niemals trocken." Der Mensch, welcher diese seine Bestimmung erfüllt, ist ein Schin bschin oder Heiliger genannt. In dem Buch der goldenen Mitte ist folgende Beschreibung eines solchen gegeben. Im 31. Cap. heißt es: „Weit und ausgebreitet sind die Wirkungen seiner Tugend; er ist gleich dem tiefen lebendigen Strom, welcher ohne Aufhören fließt; er ist fest und ausgedehnt wie der Himmel und tief wie der große Abgrund. Wenn seine Wirkungen sich offenbaren, so ist keiner unter dem Volke, der ihn nicht verehrte; da ist keiner, der nicht seinen Worten glaubte; keiner, der sich nicht an seinen Handlungen ergötzte. Sein Ruhm erfüllt deßhalb nicht allein die Grenzen von dem Reich der Mitte, sondern geht weit darüber hinaus und reicht bis zu den Barbaren. Wo nur immer Schiffe segeln und Wagen fahren, so weit Menschenkraft reicht, ja Alles, was der Himmel überschattet und die Erde trägt, wo die Sonne und der Mond scheinen, wo Frost und Thau fällt, alles was Odem hat, ehrt und liebt ihn. Deßhalb wird gesagt, daß er dem Himmel gleich sei." Zu der Zahl dieser herrlichen Menschen gehören die fünf Herrscher Fokhi, Schinlong, Hwangti, Yau und Schun. Dann vor allen Confuzius, obgleich er selbst die Bescheidenheit hatte zu sagen, daß er sich nicht selbst einen Schin bschin nennen dürfe. Wie gut aber die Chinesen seine eigentliche Meinung verstanden und ihm seine scheinbare Demuth belohnt haben, ist aus folgender Stelle im Buch der goldenen Mitte zu ersehen. Cap. 30 ist geradezu gesagt: „Confuzius erbte seine Prinzipien von Yau und Schun und gab eine glänzende Darstellung der Prinzipien des Königs Wan; oben ahmte er die Zeiten des Himmels nach und unten die Gesetze des Wassers und Landes. Er kann mit Himmel und Erde verglichen werden in Beziehung auf das Tragen, Ueberschatten und Enthalten

aller Dinge, mit dem regelmäßigen Wechsel der Jahreszeiten und mit dem abwechselnden Scheinen der Sonne und des Mondes" ꝛc. ꝛc. Ja der Commentator führt die eigentliche Ansicht, die sie sich von Confuzius machen, als dem Menschen par excellence, der seine Bestimmung vollkommen erreichte, in seiner Erklärung dieser Stelle aufs erschöpfendste aus und sagt: „Wie in diesem Abschnitt gezeigt ist, warum Himmel und Erde groß ist, so ist auf gleiche Weise statuirt, daß Confuzius eben so groß war, als Himmel und Erde; denn er verband in seiner eigenen Person alle Tugenden, sowohl des Himmels und der Erde, als auch aller übrigen Heiligen oder Weisen. Die höchste Fülle göttlicher Tugend war in Yau und Schun manifestirt Confuzius betrachtete sie deßhalb als seine Vorgänger, empfing und überlieferte ihre Doctrinen. Keine Gesetze waren vollständiger als die der Könige Wan und Wu. Confuzius stellte sie daher in ihrer Schönheit dar. Die Wechsel der Jahreszeiten sind bestimmt und bewegen sich in selbstständiger Kraft; deßhalb nahm sie Confuzius zu seinem Muster. Es existirt nichts, das nicht getragen, überschattet und enthalten wäre von Himmel und Erde; ebenso durchdrang die erstaunliche Alles bewegende Tugend des Heiligen das Universum. Daher ist es klar, daß Confuzius in seinem Gemüth alle Tugenden der heiligen Götter und in seinem Betragen alle Gesetze der alten heiligen Könige vereinigte." Daß die Welt doch noch steht, obgleich schon so lange kein solcher vollkommener Mensch mehr in China aufgestanden ist, ist wirklich verwunderlich, und ich kann sagen, daß wenn ich Gelegenheit hatte, mit Chinesen darüber zu sprechen, sie meistens mit einem stillschweigenden Lächeln antworteten; auch fand ich sie nicht abgeneigt zu glauben, daß es Gott sei, der die Welt in Ordnung halte und durch seine mächtige Kraft erhalte, ohne eines Menschen Hülfe dazu zu bedürfen.

IV. Ueber die Grundelemente und Grundkräfte des Menschen.

Diese Lehre ist bei den Chinesen sehr mangelhaft und unausgebildet. Sie wissen, daß der Mensch aus Leib und Seele besteht und daß die Seele des Menschen sich dadurch von der Seele anderer lebenden Wesen unterscheidet, daß sie geistig ist. Was die Bildung des Leibes betrifft, so glauben sie, daß die Nase zuerst entstehe. Anatomie ist ein ihnen unbekanntes Studium, weil sie sich vor Section fürchten, um des abgeschiedenen Geistes des Verstorbenen willen. „Wenn

ein Mensch geboren wird, — heißt es im Schukin — so ist seine äußere Form vollständig; zuerst, wenn er in die Welt gekommen ist, hört man seine Stimme; eine Weile nachher kann er sehen, darauf hören und im Verlauf der Zeit lernt er denken. Nahrung ist das, was der Mensch am dringendsten bedarf." In demselben Capitel des Schukin ist gesagt, daß der Mensch fünf Sinne habe: die Gestalt, Sprache, Gesicht, Gehör und das Denkvermögen. Es werden ihm ferner sieben Gemüthseigenschaften zugeschrieben, nämlich: 1) er kann sich freuen, 2) zornig werden, 3) sich betrüben, 4) lustig sein, 5) Liebe haben, 6) Haß empfinden und 7) Verlangen nach etwas haben. Kraft seiner angebornen Tugendhaftigkeit ist der Mensch im Stande, diese Gemüthseigenschaften in Ordnung zu halten; leider scheut aber der große Hause die Mühe und verliert deßhalb die goldene Mitte. Den Verstand setzen sie in den Magen; ein heller Kopf heißt auf chinesisch ein heller Bauch. Sonst heißt ein dummer Mensch auch ein Mensch, dessen Herz keine Oeffnung hat, während das Herz eines Weisen sieben Oeffnungen hat. Die Chinesen haben auch die Ansicht, daß das Klima einen großen Einfluß auf den Menschen ausübe, so daß z. B. das milde Klima des Südens eine milde, edelmüthige Gemüthsbeschaffenheit hervorbringt und das kalte Klima des Nordens mehr muthige, kühne und derbe Charaktere hervorbringt. Confuzius sagt im Buch der goldenen Mitte Cap. 10: „Die Leute mit einem geduldigen und milden Geiste zu unterrichten und sich nicht zu rächen an einem, der sich unvernünftig gegen mich beträgt, dieß ist der Geist des Südens. Unter den Waffen zu liegen und furchtlos dem Tode entgegen zu gehen, ist der Geist des Nordens und das Element des Tapfern." Ein Commentator zu Mencius sagt: „Nach meiner Meinung ist unter der Natur des Menschen die Vernunft zu verstehen, welche der Mensch vom Himmel erhält und das Leben ist der Athem, welchen der Mensch vom Himmel erhält; oder die Natur ist des Himmels Vernunft und das Leben ist des Himmels Athem. Natur ist das höhere Prinzip und Leben das niedere. Kraft dieser Natur bringt der Mensch die fünf Tugenden, als Liebe, Rechtssinn, Anstand, Weisheit und Treue mit auf die Welt. Er hat vollkommene Freiheit und Kraft, sich zum Guten zu besinnen. Confuzius sagte zu seinen Schülern: „Ist die Liebe etwa ferne von uns? Wenn ich nur die Liebe will, so steht sie mir zu Gebot." Ein schlechter Mensch wird dagegen dargestellt als sein eigener Tyrann, der sich selbst weg-

hielten, sind sie zu Narren geworden. Die sinnliche Lust ist also eben einmal da; doch durchaus nicht allgemein, in allen Herzen der Menschen; sondern nur, welcher nachlässig ist in dem Gebrauch seiner himmlischen Anlagen, und welcher sich nicht mit Aufrichtigkeit die Erfüllung seines Berufs als Mensch angelegen sein läßt, bei dem überzieht die niedere Sinnenlust den hellen Spiegel seiner Natur; er wird verfinstert, macht sich selbst unfähig zum Guten, und es gibt keine Grenze mehr, wie weit er in der Ausübung des Bösen kommen kann. Das Verderben beschränkt sich auch nicht bloß auf Ein Individuum, sondern nimmt seinen Verlauf in einem solchen Stufengang, daß der Mensch sich erst selbst verderbt, dann seine Familie in Unordnung bringt, von wo aus sich das Verderben auf das Reich und endlich über die ganze Welt ausbreitet, so daß Himmel und Erde unter der Sünde der Menschen leiden müssen. Daher kommt es, daß der Kaiser den Frieden seines Reiches und das Wohlergehen seiner Unterthanen auf Rechnung seiner eigenen Tugend schreibt; wie denn aber auch alles Unglück, als Theurung, Erdbeben, Ueberschwemmung, Krieg, Sonnen- und Mondfinsterniß und andere ungewöhnliche Naturereignisse als Schuld des Kaisers angesehen werden. Diese Ansicht hat denn auch den Philosophen Veranlassung gegeben, die Sünden des Volkes zu entschuldigen und zu behaupten, daß seine gute Natur hie und da nothgedrungen zurücktrete und die Sünde sich äußere. Mencius sagt; „In den Jahren der Fülle hat das Volk genug zu leben; aber in schlechten Jahren thun sie viel Uebels. Der Unterschied kommt aber nicht von der natürlichen Beschaffenheit her, welche der Himmel den Menschen angedeihen ließ, sondern von der Veranlassung, welche die Menschen ins Laster versinken macht;" — wozu der Commentator noch bemerkt: daß in den Jahren der Fülle, wo Ueberfluß an Nahrung sei, das Volk geneigt sei, die Prinzipien der Tugend zu lernen und auszuüben; aber wenn es von Mangel gedrückt sei, so sei ihre tugendhafte Natur durch starre Nothwendigkeit gezwungen, unzählige Missethaten zu begehen. — Immer gibt es aber doch auch solche Menschen, welche ihre ursprüngliche Reinheit bewahren und sich von keinem Härlein Sinnenlust beflecken lassen. Und ein allgemein verbreitetes Sündenverderben, welches sich von Geschlecht zu Geschlecht forterbt, von welchem selbst Confuzius nicht ausgenommen war, wollen die Chinesen nicht annehmen. Natürlich läßt sich dann auch nicht erwarten, daß sie einen Begriff von der Schwere und

Schuld der Sünde als Uebertretung des Gesetzes Gottes haben könnten. Dieß erklärt einigermaßen die auffallende Erscheinung, daß in dem chinesischen Religions-Cultus nicht einmal so viel wie in andern Heiden-Religionen ein Verlangen nach Sühne ausgedrückt ist. Wir sehen z. B. die Hindus sich selbst schwere Büßungen auflegen, um ihr Gewissen zu beruhigen. Der Chinese ist nie bekümmert über seine Sünden, und die Absicht seiner Opfer, die er den Götzen bringt, ist hauptsächlich, um seinen schuldigen Dank abzustatten für empfangenes Gute, und sich ferneres Wohlwollen zuzusichern. Nur ein Mal kommt eine Stelle vor im Menzius, wo bei Anlaß der Opfer gesagt ist, daß es Sitte war, die Opfergefäße mit Blut zu besprengen. Der allgemeinste Grundsatz, den ich oft und oft habe aussprechen hören, ist der, daß wenn man nur den Fehler wieder bleiben läßt, es zu keinem Fehler wird; ein Grundsatz, zu dem sich leider auch unter den Christen ein Correlat findet, wenn man z. B. im Schwabenland sagt: „Nimmerthun ist die beste Buße." Die Einführung des Buddhismus konnte nicht fehlen, auch dem chinesischen Charakter etwas mehr Ernst in Beziehung auf Sündenbewußtsein aufzuprägen. Unter den Anhängern desselben in China ist daher wenigstens ein Bedürfniß an den Tag gelegt, etwas zu thun, um die Fehler wieder gut zu machen. Allerlei gute Werke werden deßhalb verrichtet, wie z. B. das Errichten von Findelhäusern zum Besten der armen Mädchen, welche ausgesetzt zu werden pflegen, oder das Erbauen von Tempeln oder Klöstern, auch Verbesserung von Wegen oder Brücken und anderes mehr, das in diesem Sinne geschieht. Ferner werden körperliche Beschwerden als Bußübungen übernommen, als Fasten, Bart und Kopfhaare wachsen lassen; auch sich von der Welt zurückzuziehen in eigens dazu eingerichtete Gebäude, ohne gerade ein Mönch oder eine Nonne zu werden. Doch prägt sich auch hier der chinesische Leichtsinn aus: denn sie haben ein Sprüchwort, welches sagt, daß eine gute That hinreiche, um hundert Uebelthaten zu versöhnen. Daß aber der Himmel das Gute belohne und das Böse bestrafe, dieses Bewußtsein haben die Chinesen gleichwohl nicht verloren. Confuzius sagt selbst: „Wenn der Mensch Gutes thut, so wird ihm der Himmel tausenderlei Glück bescheeren; wenn der Mensch Böses thut, so wird der Himmel tausenderlei Plagen senden." Ein im Volk sehr gangbares Sprüchwort heißt: schen ju, schen pau, ok ju ok pau, d. h.: „Gutes hat guten Lohn; Böses hat bösen Lohn;" auch die schon oben angeführte Stelle paßt hierher, wo

es heißt: „Wer dem Himmel Gehorsam leistet, der wird erhalten; wer aber widerspenstig ist, der muß zu Grunde gehen."

VI. Lehre von der Wiederherstellung des Menschen.

Wo es an einem richtigen Begriff von der Sünde fehlt, da kann natürlich auch keine richtige Vorstellung von der Wiederherstellung aus der Sünde stattfinden. Verkehrt wie die Ansichten hierüber sind, so ist doch von der Sache selbst ziemlich umständlich gesprochen, sowohl in den Büchern des Confuzius, als auch in denen des Mencius. Beide Philosophen sind gleicher Ansicht, daß nemlich der Mensch sich selbst wiederherstellen könne und müsse, wo er sich des Verlusts seines guten Herzens, der Befleckung seiner reinen Natur und der Verfinsterung seiner ihm vom Himmel verliehenen glänzenden Talente schuldig gemacht habe. Confuzius citirt in dem Buche der goldenen Mitte eine Stelle aus dem Schikin, welche sagt: „haue Artstiele." Um nemlich Artstiele zu hauen, muß man eine Art gebrauchen und dieselbe an ihrem Stiel anfassen; also auch, um den Menschen zu reformiren, muß man das, was im Menschen ist, nemlich seine angeborene Reinheit und Fähigkeit zum Guten dazu benützen. Mencius hatte einst eine Unterredung mit dem König Liang hui wang, welcher einen der Staaten regierte, in die das chinesische Reich damals getheilt war. Es war die Absicht des Philosophen, den König zu überzeugen, daß, wenn er nur den Prinzipien der Tugend folgen wollte, das ganze Kaiserreich ihm zufallen würde. Die Könige lebten damals sehr ausschweifend, und die Lehren der Philosophen schlugen gar wenig an; doch ließ sich Mencius nicht ermüden, seine Grundsätze auseinander zu setzen und den König zu ermuthigen dadurch, daß er beweisen wollte, wie der König seinen Neigungen, die ausschweifend geworden waren, nur die rechte Richtung zu geben habe, weil dieselben von Natur tugendhaft seien, und wenn recht angewendet, zu seinem und seines Reiches Glück gereichen werden. Der König sagte: „Ich habe eine Schwachheit, ich liebe den Reichthum;" damit wollte der König sich entschuldigen, wegen Erpressungen bei seinen Unterthanen rc.; aber Mencius antwortete, daß Liebe zum Reichthum an sich etwas Gutes sei, wenn nur ein König darauf bedacht sei, das Volk den Nutzen einer solchen Neigung theilen zu lassen und dafür zu sorgen, daß die Unterthanen auch reich werden unter seiner Regierung. „Aber ich habe noch eine Schwachheit," sagte der König, „ich liebe Weiber."

Auch diese Neigung, argumentirte der Philosoph, sei gut; der König soll nur sein eigenes Weib lieben und machen, daß seine Unterthanen auch jeder sich seines Weibes erfreuen dürfe, so werde Ruhe und Friede sein. Also gerade die Neigungen, von welchen der König glaubte, sie seien ihm ein Hinderniß in der Tugend, sagte Mencius, können sogar die Mittel dazu werden, wenn nur richtig angewandt und controllirt. Eine Anmerkung im Buch der goldenen Mitte sagt: „Der Himmel machte alle Dinge vermittelst der zwei Prinzipien Yin und Yang und der fünf Elemente, Wasser, Feuer, Holz, Metall und Erde. Durch den Odem werden die Dinge in regelmäßige Formen gebildet; dann trägt der Himmel die li oder Vernunft auf sie über. Die li auf die Dinge übergetragen wird sodann Natur; der Natur gemäß zu handeln ist tau (was eigentlich „der richtige Weg" bedeutet). Der Mann von erhabener Tugend wandelt darin; jedoch der Nichtswürdige verläßt seinen Pfad; aber obgleich davon abgewichen, kann ein Mensch durch seine eigene Anstrengung doch wieder zurückkehren und die ursprüngliche Vollkommenheit seiner Natur wieder gewinnen. Mencius, welcher immer gerne anschauliche Beispiele gebraucht hat, sagte: „Liebe ist das Prinzip des menschlichen Herzens; Gerechtigkeit der Pfad, auf dem der Mensch wandelt; den Pfad zu verlieren und nicht länger darauf zu wandeln — sein Herz in der Irre gehen zu lassen und nicht zu wissen, wie es zu suchen, — wie bedauerlich! Wenn Jemand seine Hühner oder seine Hunde verliert, so weiß er sie zu suchen. Es gibt Leute, welche ihre Herzen verlieren und wissen sie nicht zu suchen. — Die Pflicht dessen, der sich dem Studium widmen will, ist keine andere, als sein verlorenes Herz zu suchen." Ferner sagt er: „Setze den Fall, daß einem der vierte Finger an seiner Hand gekrümmt wäre, so daß er ihn nicht gerade ausstrecken kann, und es würde dieß weder schmerzlich für ihn sein, noch würde es ihn sehr am Geschäft hindern. Dennoch, wenn Jemand seinen Finger wieder gerade machen könnte, so würde er die Entfernung zwischen Tsin und Tsu (zwei Staaten) nicht für zu groß halten, um seinen Zweck zu erreichen, nur weil sein Finger nicht so ist, wie der anderer Leute. Nun wenn Jemand sich darüber schämen kann, daß sein Finger nicht so ist, wie der anderer Leute, kann sich aber nicht darüber schämen, daß sein Herz nicht ist gleich den Herzen anderer Menschen, der versteht wirklich nicht die relative Wichtigkeit der Dinge. Wenn Einer seinen Verstand braucht, so findet er den rechten Weg; wenn Einer

seinen Verstand nicht braucht, der findet ihn nicht. Niemand betrübe sich darüber, daß er keine Kraft habe; der Fehler liegt an dem Mangel an Uebung." Ferner: „Alle Tugenden sind vollkommen in uns selbst enthalten: es gibt keine größere Freude als in sich selbst zu gehen und vollkommen zu werden. Wir müssen uns anstrengen, andern Leuten zu thun, was wir wollen, daß sie uns thun sollen. Nichts ist leichter, als auf diese Weise suchen zur Tugend zu gelangen." Wenn Mencius, der Philosoph von praktischer Richtung, die Uebung als Mittel zur Wiederherstellung des verlorenen Herzens anräth, so bringt dagegen Confuzius mehr auf das Studium. In dem Buche des höhern Studiums ist gesagt: „Das höhere Studium besteht in der hellen Illustration der glänzenden Tugend, in der Erneuerung des Volks, und in dem Ruhen im höchsten Gipfel der Vortrefflichkeit." Dieß wird von dem Commentator folgendermaßen erklärt: „Glänzende Tugend ist das reine, unumwölkte Gemüth, welches alle Menschen ursprünglich vom Himmel erhalten, und welches durch den befleckenden, vermischenden Einfluß von äußerlichen Gegenständen verdunkelt wird und in Unordnung kommt. Die erste Absicht des wahren Studiums ist deßhalb die, das Gemüth zu seiner ursprünglichen Reinheit und zu seinem ursprünglichen Glanze wieder herzustellen durch eine durchdringende Erforschung aller Dinge (oder der Natur aller Dinge). Dieses große Ziel wird unfehlbar erreicht werden durch die vollkommene Erkenntniß, welche das Ergebniß von einer vollständigen Forschung in das Wesen aller Dinge sein wird. Wenn das Gemüth einmal zu seiner ursprünglichen Herrlichkeit wieder hergestellt ist, so folgt allgemeine Glückseligals unzertrennliche Consequenz." Im Buche der goldenen Mitte heißt eine Stelle: „Confuzius sagt: wer das Studium liebt, ist nahe an der Erkenntniß; wer kräftig handelt, ist nahe an der Liebe; wer Schamgefühl besitzt, ist nahe an Großmuth; wer diese drei kennt, der besitzt die Mittel, um persönliche Tugend zu cultiviren." Commentator: „Die Naturen der Menschen sind ursprünglich gleich tugendhaft, aber ihre Fähigkeiten sind nicht gleich. Einige verlieren nie die ursprüngliche Reinheit des Gemüths: so war es mit Yau und Schun, welche Heilige waren von Geburt. Bei andern ist die ursprüngliche Reinheit des Gemüths und der vollkommene Verstand einigermaßen befleckt und verdunkelt durch den Einfluß der äußern Dinge; deßhalb ist das Studium nöthig, um die sittliche Befleckung und den Nebel, der den Verstand umhüllt, wieder wegzutreiben und das Gemüth zu

seiner ursprünglichen Herrlichkeit wieder herzustellen. Dieß war der Fall bei den Königen Wu, Wan und Tang. Es gibt aber auch noch solche, deren Gemüth so sehr befleckt ist, daß ein langer, wachsamer Curs anstrengenden Studiums nöthig ist, um eine vollständige Neuerung zu bewirken. Aber gleich wie Leute, welche auf verschiedenen Wegen wandeln, doch alle in derselben Stadt ankommen, so sind auch alle Menschen gleich, wenn sie zur Vollkommenheit gelangen; welches auch die Mittel sein mögen, durch welche völlige Erkenntniß und vollkommene Heiligkeit erlangt wird, können doch alle durch persönliche Anstrengung dazu gelangen."

Was die Chinesen eigentlich meinen mit der Erforschung des Wesens aller Dinge, ist schwer zu sagen. Einerseits ist es deutlich genug, daß die chinesischen Weisen des Alterthums ihre Forschungen hauptsächlich auf das Wesen und die Pflichten des Menschen beschränkten und sich wenig um die Gesetze der Natur und deren Eigenschaften bekümmerten. Bis auf den heutigen Tag haben sie keine Physik, keine Naturgeschichte, wie überhaupt keine einzige ausgebildete Wissenschaft. Sie sind so dumm in der Geographie als in der Astronomie; Botanik, Zoologie, Mineralogie, Geologie, Mathematik, Geometrie rc. sind ihnen alles unbekannte Studien. Andererseits besteht aber doch ihr Yit Kin oder das Buch der Räthsel, und die Chinesen sagen, wer dieses verstehe, der wisse Alles. Nun hat es aber noch Niemand verstanden. Ferner haben sie sich auch in tiefe Spekulationen über das Yin und Yang oder männliche und weibliche Prinzip in der Natur eingelassen, und eine Kenntniß dieser eingebildeten Kräfte wird als wesentlich betrachtet, nicht allein zur Vervollständigung des menschlichen Wissens, sondern auch um einen Menschen zur Erfüllung der ihm obliegenden Pflichten tüchtig zu machen. Da sie die Ansicht haben, daß alle Dinge in der Natur entweder zu Yin oder Yang gehören, und hinwiederum eben daraus hervorgeht, ob etwas vorzüglich oder gering sei, wenn es entweder zum männlichen oder zum weiblichen Prinzip gehört, so ist eine Kenntniß davon nöthig, sogar in den unbedeutendsten Sachen, um, wie sie meinen, alles naturgemäß zu thun. So kann z. B. nicht einmal eine gewöhnliche Mahlzeit auf den Tisch gestellt werden, ohne daß man sorgfältig den Unterschied zwischen Yin und Yang berücksichtigt; denn warme oder kalte, starke oder schwache, bessere oder geringere Speisen müssen alle in der rechten Ordnung und am rechten Platze stehen rc. rc.

Wie nun jeder Mensch persönlich sich zur vollkommenen Heiligkeit restituiren kann und soll, so ist es ferner die Aufgabe des Fürsten, als Haupt der Menschheit, das Erneuerungs- oder Wiederherstellungsgeschäft an Andern zu vollbringen. Er, so wie auch der Weise oder Heilige — der Mann von erhabener Tugend — sind im Stande, durch Lehre und Exempel, ja sogar durch die Macht des Einflusses, welchen seine Tugend von selbst ausübt, das in sittlichen Verfall gerathene Menschengeschlecht wieder umzuwandeln. Als Confuzius im Amte war, sagte er: „Im Entscheiden von Prozessen bin ich nicht anders als andere Leute; aber es ist nöthig, dem Prozeßführen ganz ein Ende zu machen.“ Der Commentator erklärt den Sinn des Weisen so, daß er sagt: „Die Weisen können durch ihre tiefe und genaue Kenntniß der Dinge und durch ihre vollkommene Tugend schlechte Leute über ihre bösen Thaten beschämt machen und eine universale Reformation in der menschlichen Natur hervorbringen.“ Im Buch der goldenen Mitte steht: „Derjenige, welcher vollkommene Aufrichtigkeit besitzt, leuchtet hervor, ohne sich zu zeigen; er erneuert Andere, ohne sich zu bewegen; er macht sie vollkommen, ohne zu handeln.“ Der Schikin sagt: „Wie herrlich sind die Wege des Himmels! es heißt ferner: wie glänzend ist die Tugend und Reinheit des Königs Wan.“ Diese Stelle ist im Buch der goldenen Mitte citirt und darüber folgende Erläuterung gegeben: „Da in diesem Abschnitt die verdienstlichen Wirkungen der höchsten Aufrichtigkeit als Himmel und Erde gleichkommend erklärt wurden, so müssen wir einen nähern Blick auf Himmel und Erde werfen, um uns eine Idee von der vollkommenen Aufrichtigkeit zu machen. Obgleich nämlich Himmel und Erde so groß sind, so kann doch das Prinzip ihrer Regierung in einem Worte ausgedrückt werden. Dieß ist das wahre, unwandelbare, einige, reine und bleibende Prinzip, wovon alle Bewegungen des Yin und Yang regulirt sind. Wie nun die Prinzipien, nach welchen Himmel und Erde handeln, ganz und gar frei sind von aller Selbstsucht und nie aufhören in ihrer Wirksamkeit, also war auch der König Wan, vermöge seiner überschwänglichen Tugend, gleichsam absorbirt in Himmel und Erde, ohne die geringste Beimischung menschlicher Leidenschaft und unerschöpflich in einer erneuernden Kraft.“ — Eine andere Stelle im Schikin heißt: „Tschiu, obgleich ein alter Staat, hat einen neuen Befehl erhalten, d. h. der Himmel machte die Regenten des Staates Tschiu zu Kaisern von China, weil das Volk durch den Einfluß der

Tugend von König Wan und Wu erneuert wurde. Der Kaiser Schun hatte einen lasterhaften Vater, welcher diesen seinen tugendhaften Sohn haßte. Schun aber erschöpfte die Pflicht der kindlichen Liebe so, daß sein Vater endlich herumgebracht wurde, und sich sogar an der Tugend des Sohnes ergötzte. Der Vater, einmal herumgebracht und ergötzt, — so war das ganze Reich erneuert; denn die Wirkung einer solchen beispiellosen kindlichen Liebe war durch das ganze Reich hindurch fühlbar." Ebenso ist auch von Confuzius gesagt, daß er nicht einmal zu lehren brauchte, weil seine Tugend allein schon hinreichend war, um Alles zu erneuern. Leider hat aber Confuzius selbst bekannt, daß Niemand seine Lehre annehme, daß er aber, wenn er Kaiser geworden wäre, hätte im Stande sein können, das Reich in drei Jahren zu erneuern.

VII. Von dem Zustande des Menschen nach dem Tode.

Hier werden wir von den Weisen dieser Welt sehr kurz abgefertiget. Ein Schüler des Confuzius wandte sich einst an seinen Meister mit den Worten: „Darf ich fragen, wie es sich mit dem Tode verhält?" worauf Confuzius antwortete: „Wir verstehen das Leben noch nicht einmal, was sollten wir vom Tode wissen?" Er selbst, der große Weise, der Allerheiligste der Vorzeit, kam aber doch auch aufs Todtenbett. Derselbe Schüler fragte wiederum, ob man nicht beten solle? worauf aber Confuzius erwiderte: „Mein Gebet ist schon längst verrichtet." Darüber ist Folgendes commentirt: „Das Gebet zu den Göttern schließt eine Bereuung seiner Fehler und ein Fortschreiten im Guten in sich, wozu man die Hülfe der Götter anfleht; wo nicht dieser Sinn ist, da kann das Gebet unterbleiben. Der Heilige hatte aber keine Fehler zu bereuen, noch war für ihn ein Fortschritt im Guten möglich, weil sein bisheriger Wandel schon ganz in Uebereinstimmung mit den Göttern gewesen war; und deßhalb konnte er sagen, daß sein Gebet schon längst verrichtet sei." Ueber den Tod des Kaisers Schun steht im Schukin in der Erklärung: „Der Tod der Könige ist immer ein Aufsteigen genannt; was so viel sagen will, daß sie in den Himmel aufgestiegen seien." Und weiter: „Die verstorbenen Fürsten stiegen auf und wurden mit dem Himmel vereinigt." In Mencius kommt eine Stelle vor, wo von dem Tode Yau's gesprochen wird, und es dann weiter heißt: „Wenn ein Mensch stirbt, so steigt die Fun oder geistige Seele aufwärts, aber die Pak oder

animalische Seele fällt abwärts." In den Gebeten, welche die Kaiser beim Ahnenopfer an ihre Vorfahren richten, erscheinen letztere immer als in dem Himmel wohnend und regierend, so daß sie den Nachkommen immer Glück und Wohlstand verleihen können. Die Worte eines solchen Gebets lauten z. B. folgendermaßen: „Wie majestätisch seid ihr, meine Ahnen, auf- und absteigend in dem Himmel; prächtig ist dieser mein Tempel geschmückt, und ehrfurchtsvoll sind die Opfer gebracht worden; mögen eure Geister fortwährend bei uns wohnen, damit die Altäre in feierlicher Ruhe seien; so wird großes Glück und Gedeihen ohne Unterbrechung euern Nachkommen zu Theil werden zum Segen meiner Familie und meines Reiches für tausende von Jahren." Als der Kaiser Taukwang vor zehn Jahren starb, wurde sein Tod so angekündigt: „Der Kaiser hat den Drachenwagen bestiegen, um ein Gast im Himmel zu werden." Das Fortbestehen der Seele nach dem Tode gilt aber nicht bloß von den Kaisern, sondern es ist ein allgemeiner Glaubensartikel bei allen Chinesen. Confuzius hat deßhalb gelehrt, daß die höchste Pflicht der kindlichen Liebe damit erfüllt werde, daß man den Eltern nach dem Tode gerade noch so diene, wie wenn sie am Leben wären. Daher kommen die Opfer für die Todten, wo Kleider, Papiergeld und Hausrath im Feuer verbrannt werden, damit es den Seelen in der Unterwelt zu gut komme. Auch Speisen und Wein werden geopfert; aber nachdem die Seele einige Zeit den Geruch dieser Sachen genossen hat, werden sie von den Lebenden verzehrt. Es ist die Vorstellung des Volks, daß ein Mensch drei Seelen habe. Bei dem Tode werden sie getrennt, so daß eine im Hause bleibt, wo deßhalb ein Hausaltar eingerichtet ist, auf welchem Opfer gebracht werden. Die zweite bleibt beim Grabe, weßhalb auch dort geopfert wird, und die dritte nimmt Besitz von der Ahnenhalle, wo die reichlichsten Opfer gebracht werden. Es gibt auch Todtenbeschwörer in China, welche sich mit dem Todtenreich in Verbindung setzen zu können vorgeben. Auf Verlangen und Bezahlung können sie die Seelen der Verstorbenen im Hades aufsuchen und erfahren, wie es ihnen ergehe. Vor zwei Jahren starb in Hongkong eine Frau, welche von Bruder Hamberg getauft worden war, und der er das Zeugniß geben konnte, daß sie im Glauben an den Heiland heimgegangen sei. Ihre Tochter fragte auch einen solchen Beschwörer, ob er ihr sagen könne, wie es ihrer Mutter gehe, weil sie nicht nach heidnischer Weise, also ohne Opfer rc. begraben wurde. Dieser machte

nun seine Künste und versicherte, daß er der Seele der Mutter begegnet sei, und sie habe gesagt: ihr habt mir keine Lichter angezündet und doch habe ich helle; ihr habt mir kein Geld gegeben, und doch habe ich Ueberfluß; ich habe Speise und Kleider genug in des Himmels Halle; ich bin reich und glücklich; hier leidet man keine Noth. —

Wo die etwas mehr nüchterne Phantasie der Chinesen stehen geblieben ist, da hat der von Indien herübergekommene Buddhismus den Gegenstand weiter ausgeführt. Dieß ist nemlich die Lehre von der Hölle und von der Seelenwanderung. Ich habe ein buddhistisches Buch gesehen, welches geschrieben wurde „zur Warnung an die Menschen der Welt.“ Es ist mit Abbildungen versehen, wo die Mandarinen der Unterwelt Gericht haltend da sitzen. Unter den verschiedenen Strafen sind abgebildet: ein Blutsee, ein Feuerofen, ein Feld mit Messern aufrecht ausgesteckt, reißende Thiere, Ketten, Kange und andere Strafwerkzeuge. Hat die Seele ihre Strafe ausgestanden, so darf sie wieder ins Leben treten, sei es in verschiedenen Stufen der menschlichen Gesellschaft, vom Mandarinen bis zum Bettler, sei es als Thier, — und auch da ist noch ein Rangunterschied von dem geliebten Hausthier an bis hinab zu der Muskito. Das höchste Glück besteht darin, daß man in den Buddha aufgeht, oder wie die Chinesen sagen: in dem westlichen Himmel ein Buddha wird. Die Tauisten sprechen von dem Palaste der Geister und Feen, wo man die Pflaume der Unsterblichkeit ißt, und sich so ewige Existenz verschafft.

animalische Seele fällt abwärts." In den Gebeten, welche die Kaiser beim Ahnenopfer an ihre Vorfahren richten, erscheinen letztere immer als in dem Himmel wohnend und regierend, so daß sie den Nachkommen immer Glück und Wohlstand verleihen können. Die Worte eines solchen Gebets lauten z. B. folgendermaßen: „Wie majestätisch seid ihr, meine Ahnen, auf- und absteigend in dem Himmel; prächtig ist dieser mein Tempel geschmückt, und ehrfurchtsvoll sind die Opfer gebracht worden; mögen eure Geister fortwährend bei uns wohnen, damit die Altäre in feierlicher Ruhe seien; so wird großes Glück und Gedeihen ohne Unterbrechung euern Nachkommen zu Theil werden zum Segen meiner Familie und meines Reiches für tausende von Jahren." Als der Kaiser Taukwang vor zehn Jahren starb, wurde sein Tod so angekündigt: „Der Kaiser hat den Drachenwagen bestiegen, um ein Gast im Himmel zu werden." Das Fortbestehen der Seele nach dem Tode gilt aber nicht bloß von den Kaisern, sondern es ist ein allgemeiner Glaubensartikel bei allen Chinesen. Confuzius hat deßhalb gelehrt, daß die höchste Pflicht der kindlichen Liebe damit erfüllt werde, daß man den Eltern nach dem Tode gerade noch so diene, wie wenn sie am Leben wären. Daher kommen die Opfer für die Todten, wo Kleider, Papiergeld und Hausrath im Feuer verbrannt werden, damit es den Seelen in der Unterwelt zu gut komme. Auch Speisen und Wein werden geopfert; aber nachdem die Seele einige Zeit den Geruch dieser Sachen genossen hat, werden sie von den Lebenden verzehrt. Es ist die Vorstellung des Volks, daß ein Mensch drei Seelen habe. Bei dem Tode werden sie getrennt, so daß eine im Hause bleibt, wo deßhalb ein Hausaltar eingerichtet ist, auf welchem Opfer gebracht werden. Die zweite bleibt beim Grabe, weßhalb auch dort geopfert wird, und die dritte nimmt Besitz von der Ahnenhalle, wo die reichlichsten Opfer gebracht werden. Es gibt auch Todtenbeschwörer in China, welche sich mit dem Todtenreich in Verbindung setzen zu können vorgeben. Auf Verlangen und Bezahlung können sie die Seelen der Verstorbenen im Hades aufsuchen und erfahren, wie es ihnen ergehe. Vor zwei Jahren starb in Hongkong eine Frau, welche von Bruder Hamberg getauft worden war, und der er das Zeugniß geben konnte, daß sie im Glauben an den Heiland heimgegangen sei. Ihre Tochter fragte auch einen solchen Beschwörer, ob er ihr sagen könne, wie es ihrer Mutter gehe, weil sie nicht nach heidnischer Weise, also ohne Opfer ꝛc. begraben wurde. Dieser machte

dir tief und geheimnißvoll erscheinen; bring dich in Besitz davon, und sie wird dir leicht vorkommen."

Die chinesischen Geschichtschreiber sagen, daß in der Krisis, wo ein Mittel sich bildete Ideen zu überliefern und ihnen beständige Dauer zu verleihen, Himmel, Erde und die Geister alle in Bewegung gekommen seien. Die Bewohner des Hades weinten in der Nacht, aber die Himmel regneten als Ausdruck der Freude reifes Getreide herab. Seit der Erfindung des Schreibens nemlich begann das Ränkeschmieden des menschlichen Herzens wirksam zu werden, falsche und irrthümliche Geschichten nahmen täglich zu; Streitigkeiten und Einkerkerungen entstanden, und dadurch auch trügerische und ränkevolle Sprache, welche so viel Verwirrung in der Welt hervorbringt. Aus diesen Gründen weinten die Schatten der Abgeschiedenen bei Nacht. Aber aus der Erfindung des Schreibens gieng auch höflicher Verkehr und Musik hervor; Vernunft und Gerechtigkeit wurden offenbar; die Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens wurden beleuchtet und die Gesetze festgestellt; Statthalter hatten Regeln auf die sie sich bezogen; Schüler hatten Auctoritäten die sie verehrten, und dadurch erfreut, regneten die Himmel reifes Getreide herab. Der classische Gelehrte, der Geschichtschreiber, der Mathematiker und der Astronom, keiner von ihnen kann ohne Schreiben bestehen. Wo keine geschriebene Sprache wäre, um Beweis zu geben von den Ereignissen die sich zutragen, würden die Schatten zu Mittag weinen und die Himmel Blut herabregnen müssen.

Erinnert man sich nun, wie von Seiten der chinesischen Regierung eine Zeitlang strenge verboten war, daß kein chinesischer Lehrer einen Ausländer in der Sprache des Landes unterrichten dürfe, so daß die ersten Missionare in der größten Verborgenheit ihre Studien verfolgen mußten, so könnte man in ähnlicher Weise sagen, daß die jetzt schnell zunehmende Bekanntschaft mit der chinesischen Sprache von Seiten der Ausländer eine andere Krisis für China herbeiführen werde. Man beginnt einzudringen in das innerste Heiligthum des chinesischen Wesens; seine Religion, seine Philosophie, seine Geschichte werden ans Licht gezogen und entfalten sich dem Forscher ihrer Sprache. China hört auf, das Land der Geheimnisse zu sein, und, was das wichtigste ist, ein neues Licht beginnt, seine heilbringenden Strahlen in ihre dunkle Behausung zu werfen, indem die heilige Schrift in das Chinesische übersetzt worden ist. Das Volk darf in seiner eigenen

Sprache die großen Thaten Gottes hören und lesen; ein neues Leben wird sich in ihnen entwickeln durch die Gotteskraft des Evangeliums; die alten Fesseln des Aberglaubens und der falschen Religion werden fallen, und sie werden erfahren, daß der rechte Adel der Menschen darin besteht, ein durch den Sohn Gottes Freigemachter zu sein, nicht aber ein Bürger des himmlischen Reiches fälschlich zu heißen.

Das Datum des Ursprungs der chinesischen Sprache verliert sich in die frühesten Perioden vorsündfluthlicher Geschichte. Es ist bereits bemerkt worden, daß der erste chinesische Kaiser, dem die Gründung des Reiches zugeschrieben wird, die Erfindung der Zeichenschrift gemacht haben soll. Die Geschichte sagt, daß die Beobachtung der Zeichnung auf der Schale der Schildkröte den ersten Gedanken hiezu in ihm angeregt habe. Tschang kiet, der ein Minister aus derselben Periode war, soll diese Schriftzeichen vervollkommnet haben, indem er die Figuren beobachtete, die einige Vögel mit ihren Füßen und Schnäbeln in den Sand machten, welche Beobachtung ihn gleichfalls veranlaßt haben soll, Schriftzeichen zu erfinden. Diese Zeichenschrift untersuchen wir nun zuerst nach ihrem Ursprung, ihrer Entwicklung und ihrem jetzigen Bestand, indem wir sodann über die Sprache, wie sie in China gesprochen wird, Mittheilung macheu.

Die ursprünglichen Schriftzeichen der chinesischen Sprache sind von natürlichen und künstlichen Gegenständen, deren rohe Umrisse sie anfangs waren, abgeleitet. Die meisten Originalformen sind in den Abhandlungen eingeborner Philologen aufbewahrt, worin die Veränderungen, die nach und nach mit ihnen vorgegangen sind, gezeigt werden. Die Anzahl der zuerst gewählten Gegenstände war nicht bedeutend. Unter ihnen waren Sinnbilder für die Sonne, den Mond, für Hügel, Naturgegenstände, Thiere ꝛc. Es liegt am Tage, daß die Anzahl von Bildern, welche auf diese Weise gemacht werden konnte, in keinem Verhältniß stand zu dem Bedürfniß und Gebrauch einer Sprache, und deßhalb mußte man bald zu zusammengesetzten Symbolen seine Zuflucht nehmen, zur Combinirung derjenigen, die man bereits verstand, oder zur Annahme willkürlicher oder phonetischer Zeichen. Die Chinesen machen selbst eine Eintheilung ihrer Schriftzeichen in sechs Klassen. Die erste derselben ist die Klasse der sióng hin oder Schriftzeichen, welche darstellende Symbole sind. Solche waren z. B. ein Ring und ein Punkt in der Mitte für Sonne ⊙

oder die Figur des Halbmondes, für Mond [symbol]. Drei Zacken für Berge [symbol]. Ein Bogen rechts und ein Bogen links, mit zwei Querstrichen und einem kleinen Ring in der Mitte, für Brunnen [symbol]. Ein Bogen aufwärts und ein Bogen abwärts mit einem Strich durch die Mitte, für Baum [symbol].

Die zweite Klasse heißt Tschi szú und enthält solche Schriftzeichen, die die Sache bloß andeuten. Beispiele hievon sind: Ein Strich mit einem Punkt drüber, für oben [symbol]; ein Strich mit einem Punkt drunter, für unten [symbol]. Ein Ring mit einem Strich dadurch, für Mitte [symbol], oder das oben angeführte Zeichen für Sonne und ein Strich darunter für Morgen, wenn nemlich die Sonne gerade über den Horizont heraufgekommen ist [symbol].

Die dritte Klasse heißt Fúi yi und enthält solche Zeichen, die durch einen weitern Fortschritt in der Geistesarbeit der Chinesen entstanden sind. Fúi yi heißt nemlich Gedankenverbindung, und die unter dieser Klasse enthaltenen Zeichen bestehen aus mehreren Symbolen, die zusammengesetzt worden sind, um eine einzelne Idee zu bilden. Beispiele sind die Zusammensetzung von Sonne und Mond, um Glanz auszudrücken. Zwei Bäume zusammen bedeuten Wald, und die Verbindung von dreien bedeutet ein Dickicht. Der Begriff gut wird ausgedrückt durch Zusammensetzung der Zeichen für Sohn und Tochter. Das Zeichen Frau unter dem Zeichen Dach bedeutet Friede. Drei Frauen zusammen bedeutet Ränke, Intrigue, Ehebruch. Das Zeichen für Mund wird als ein Viereck geschrieben [symbol], und würde somit der ersten Klasse angehören. Vier Striche über dieses Viereck gesetzt, bedeutet Rede, Wort, indem die vier Striche das bezeichnen, was aus dem Munde hervorgeht. Somit käme das Zeichen für Wort 言 in die zweite Klasse. Setzt man nun zu diesem noch das Zeichen für Mann, so bedeutet es Treue, Glauben: Ein Mann, ein Wort 信. Mund und Reis bezeichnet Harmonie. Mund und Vogel ist Vogelsang. Zorn wird dargestellt durch das Zeichen Herz unter dem Zeichen Sklave. Geduld wird geschrieben, indem man

das Zeichen für Herz unter das Zeichen für Messer setzt. Liebe ist geschrieben mit dem Zeichen für Mensch in Verbindung mit dem Zeichen für Zwei. Es ist klar, daß die Phantasie hier einen sehr freien Spielraum gehabt hat; wenn wir aber einerseits den Produkten derselben verdiente Achtung zollen und diese Gedankenverbindungen öfter sehr geistreich finden, so suchen wir doch vergeblich nach einem Gesetz, auf Grund dessen diese Zeichenbildung geschehen wäre. Es scheint oft, als ob der Zufall die Symbole also gruppirt hätte, und man könnte in den meisten Fällen aus ihrer Verbindung eine Menge anderer Begriffe ableiten, als gerade den, welchen das Schriftzeichen ausdrücken soll. Man würde sich sehr täuschen, wenn man meinte, die chinesischen Schriftzeichen seien so getreue Symbole der Dinge oder Begriffe, welche sie darstellen sollen, daß man dieselben durch den Anblick des Zeichens erkennen könnte. Bei den Chinesen selbst habe ich nie wahrgenommen, daß sie sich auf die Etymologisirung ihrer Schriftzeichen einlassen, um die Bedeutung eines derselben kennen zu lernen, sondern sie greifen eben einfach zum Dictionär und schlagen die Bedeutung dort nach.

Die vierte Klasse ist genannt Tschòn tschú, d. h. umgekehrte Bedeutungen. Beispiele sind: die links gerichtete Hand, für links [Zeichen] die rechts gerichtete Hand, für rechts [Zeichen]. Zwei aufrechte, von oben nach unten auseinandergehende Striche, für einen lebenden Menschen 人. Dasselbe Zeichen in umgekehrter Stellung, für eine Leiche [Zeichen]. Ein Viereck, dessen obere Linie einwärts vertieft ist, für eine Vertiefung [Zeichen]. Ein solches mit der obern Linie aufwärts hervorstehend, für Erhöhung [Zeichen]. Diese Klasse ist nicht groß und zeigt ein Bestreben, durch mehr oder weniger willkürliche Veränderungen in bekannten Zeichen unterscheidende Symbole für verschiedene Ideen zu erhalten.

Die fünfte Klasse heißt kà tsiá und schließt metaphorische Symbole und Combinationen in sich, wo das Bild eines sinnlichen Gegenstandes nach einer naheliegenden Ideen-Assoziation auf einen andern sinnlichen Gegenstand oder Begriff übertragen wird. Z. B. ein schielendes Auge, für weiß; das Bild einer keimenden Pflanze, für wachsen; die zwei Klappen einer Muschel, für Freunde. Halle, für Mutter,

sich keineswegs immer nur auf zwei Zeichen, sondern man kann oft ein halbes Dutzend Symbole zu einem einzigen Schriftzeichen verbunden antreffen; aber die Aussprache bleibt immer nur ein einsylbiges Wort. Der Chinese, indem er seine eigenen Schriftzeichen lesen lernt, bekümmert sich zunächst nicht um deren Zusammensetzung oder Klassifikation, er läßt sich dieselben einfach vorsagen, von Einem der die Zeichen schon kennt, und sagt sie nach, bis sie sich seinem Gedächtniß eingeprägt haben. So bringt der Schulmeister seinen Schülern das Lesen bei, und Jedermann scheint sich damit zu begnügen. Wenn je Einer ausnahmsweise seinen Scharfsinn später daran üben will, die Schriftzeichen zu zergliedern, so mag er es zu seinem Privatvergnügen thun. Praktischen Werth für die Wissenschaft findet der Chinese keinen in einer solchen Arbeit.

Die obenangeführte sechsfache Klassifikation der chinesischen Schriftzeichen zeigt hauptsächlich die Entstehung und allmälige Vermehrung der chinesischen Schrift. Gewiß ist sie interessant für den Philologen, gewährt ihm aber wenig Nutzen zur Erlernung der Sprache. Wie auch immer die Schriftzeichen gebildet worden sein mögen, die vorhandene Anzahl von 24235 ist es jetzt, mit der ich es zu thun habe, wenn ich die Sprache erlernen will. Da ich den Bildern durchaus nicht ansehen kann, was sie bedeuten sollen, und die Etymologisirung so unsicher ist, daß ich nie auf einen grünen Zweig kommen könnte, so muß ich ein anderes Mittel suchen, wodurch sich mir das Geheimniß der Bedeutung dieser seltsamen Figuren erschließt. Dieses Mittel ist gegeben in dem chinesischen Dictionär. Hier ist der massenhafte Stoff der chinesischen Zeichenschrift, der sich mit Einschluß von veralteten und synonymen Zeichen auf 44441 beläuft, übersichtlich angeordnet, so daß man, wie man sich mit Hülfe eines Wegweisers in den zahlreichen Straßen einer großen Stadt zurechtfinden kann, ebenso auch in das scheinbare Gewirre der chinesischen Schriftzeichen sich hineinwagen, und zu den seltsamen Thürlein und Fensterlein, wie die Zeichen sie unsrem Auge darbieten, hineinschauen kann, um den Sinn und die Bedeutung zu erfahren.

Mit Beachtung der Entstehungsweise der chinesischen Schrift sind nemlich die einfachen Bilder, welche in den zusammengesetzten Zeichen als graphisches Element wieder erscheinen, und die Elemente aller chinesischen Schriftzeichen in sich begreifen, als Klassenhäupter aufgestellt worden, um ihnen den ganzen Reichthum der Schrift un-

terzuordnen. Die Anzahl dieser Klassenhäupter beläuft sich auf 214. Sie sind aus den gewöhnlichsten und ältesten Symbolen der Sprache gewählt, und eine Uebersicht derselben wird einigermaßen die leitende Idee andeuten, die bei den Combinationen befolgt worden ist.

Es sind 1) Stammwörter, welche Theile von Körpern bezeichnen: Körper, Leichnam, Kopf, Haar, Flaum, Backenbart, Angesicht, Auge, Ohr, Nase, Mund, Zähne, Hauer, Zunge, Hand, Herz, Fuß, Fell, Leder, Haut, Flügel, Federn, Blut, Fleisch, Klauen, Horn, Knochen.

2) Zoologische Stammwörter: Mann, Frau, Kind, Pferd, Schaf, Hund, Ochs, Schwein und Schweinskopf, Hirsch, Tiger, Schildkröte, Drache, Reptil, Maus, Kröte, Vogel, hühnerartiges Geflügel, Fisch, Insekt.

3) Botanische Stammwörter: Kraut, Getreide, Reis, Waizen, Hirse, Hanf, Lauch, Melone, Hülsenfrucht, Bambus, Opferkraut, Holz, Zweig, Sproß, Blumenblatt.

4) Mineralische Stammwörter: Metall, Stein, Edelstein, Salz, Erde.

5) Meteorologische Stammwörter: Regen, Wind, Feuer, Wasser, Eiszapfen, Dunst, Schall, Sonne, Mond, Abend, Zeit.

6) Stammwörter von Geräthschaften: Kiste, Maaß, Mörser, Löffel, Messer, Bank, Lager, Töpferwaaren, Kleider, Ziegel, Schüssel, Serviette, Netz, Pflug, Gefäß, Dreifuß, Boot, Wagen, Pinsel, Bogen, Hellebarde, Pfeil, Wurfspieß, Beil, musikalisches Rohr, Trommel, Siegel.

7) Stammwörter von Eigenschaften: schwarz, weiß, gelb, himmelblau, fleischfarb, düster, Farbe, hoch, lang, süß, viereckig, groß, klein, stark, lahm, dünn, alt, duftend, scharf, verkehrt, schlecht, entgegengesetzt.

8) Stammwörter von Handlungen: einziehen, folgen, langsam gehen, ankommen, schreiten, spazieren gehen, laufen, erreichen, berühren, stille stehen, fliegen, überdecken, umhüllen, umkreisen, feststellen, überschatten, berichtigen, unterscheiden, errathen, sehen, essen, sprechen, tödten, kämpfen, entgegensetzen, einhalten, schuldig sein, sticken, vergleichen, nachahmen, hervorbringen, gebrauchen, verbieten.

9) Stammwörter von Theilen der Welt, Wohnungen, Zahlen und Vermischtem: Wüste, Höhle, Feld, Bau, Damm, Hügel, Thal, Bach, Klippe, Zufluchtsort, Stadt, Dach, Thor, Thüre, Säulen-

sich keineswegs immer nur auf zwei Zeichen, sondern man kann oft ein halbes Dutzend Symbole zu einem einzigen Schriftzeichen verbunden antreffen; aber die Aussprache bleibt immer nur ein einsylbiges Wort. Der Chinese, indem er seine eigenen Schriftzeichen lesen lernt, bekümmert sich zunächst nicht um deren Zusammensetzung oder Klassifikation, er läßt sich dieselben einfach vorsagen, von Einem der die Zeichen schon kennt, und sagt sie nach, bis sie sich seinem Gedächtniß eingeprägt haben. So bringt der Schulmeister seinen Schülern das Lesen bei, und Jedermann scheint sich damit zu begnügen. Wenn je Einer ausnahmsweise seinen Scharfsinn später daran üben will, die Schriftzeichen zu zergliedern, so mag er es zu seinem Privatvergnügen thun. Praktischen Werth für die Wissenschaft findet der Chinese keinen in einer solchen Arbeit.

Die obenangeführte sechsfache Klassifikation der chinesischen Schriftzeichen zeigt hauptsächlich die Entstehung und allmälige Vermehrung der chinesischen Schrift. Gewiß ist sie interessant für den Philologen, gewährt ihm aber wenig Nutzen zur Erlernung der Sprache. Wie auch immer die Schriftzeichen gebildet worden sein mögen, die vorhandene Anzahl von 24235 ist es jetzt, mit der ich es zu thun habe, wenn ich die Sprache erlernen will. Da ich den Bildern durchaus nicht ansehen kann, was sie bedeuten sollen, und die Etymologisirung so unsicher ist, daß ich nie auf einen grünen Zweig kommen könnte, so muß ich ein anderes Mittel suchen, wodurch sich mir das Geheimniß der Bedeutung dieser seltsamen Figuren erschließt. Dieses Mittel ist gegeben in dem chinesischen Dictionär. Hier ist der massenhafte Stoff der chinesischen Zeichenschrift, der sich mit Einschluß von veralteten und synonymen Zeichen auf 44441 beläuft, übersichtlich angeordnet, so daß man, wie man sich mit Hülfe eines Wegweisers in den zahlreichen Straßen einer großen Stadt zurechtfinden kann, ebenso auch in das scheinbare Gewirre der chinesischen Schriftzeichen sich hineinwagen, und zu den seltsamen Thürlein und Fensterlein, wie die Zeichen sie unsrem Auge darbieten, hineinschauen kann, um den Sinn und die Bedeutung zu erfahren.

Mit Beachtung der Entstehungsweise der chinesischen Schrift sind nemlich die einfachen Bilder, welche in den zusammengesetzten Zeichen als graphisches Element wieder erscheinen, und die Elemente aller chinesischen Schriftzeichen in sich begreifen, als Klassenhäupter aufgestellt worden, um ihnen den ganzen Reichthum der Schrift un-

stantiva, und sang szu, lebendige Wörter, das sind die Verba. Unter den leeren Wörtern verstehen sie die Partikeln, deren besondere Gattungen von Anfangs- und Schluß-Partikeln, Fragwörtern, Versicherungswörtern, Conjunctionen, Ausrufungen u. s. w. genau beschrieben werden. Will der Chinese ein Geschlecht ausdrücken an einem Substantiv, so bedient er sich dazu der Worte männlich und weiblich. So heißt z. B. nyu, Kuh oder Ochse, und um es genau zu unterscheiden, muß man sagen nyu ku, dann ist es Ochse, und nyu ma, dann ist es Kuh. nyu tsai oder Kuh-Kind heißt ein Kalb. Die Mehrzahl wird ausgedrückt theils durch Anhängung einer Plural-Partikel, theils durch Wiederholung des Wortes. 'Ich' heißt ngo, 'wir' heißt ngo ten. 'Mensch' heißt nyin, 'viele Menschen' kann mit nyin nyin ausgedrückt werden. Das Verbum bleibt immer im Infinitiv, z. B. 'gehen' heißt hi, 'ich gehe' ngo hi, ich gehen; 'ich bin gegangen' ngo hi ko, ich gehen vorbei; 'ich werde gehen' ngo tsiong hi, ich zukünftig gehen; indem so die Tempora durch Hinzusetzung von Worten ausgedrückt werden, welche Vergangenheit oder Zukunft bedeuten. Sätze, wie z. B. 'wenn ich gegangen wäre, so würde er froh gewesen sein,' kann man nur so ausdrücken: ngo yok szu hi, ki tšyu fon hi, 'ich wenn gehen, er dann froh'. Dr. Wutke hat deßhalb nicht Unrecht, wenn er in seinem Werke über die Geschichte des Heidenthums in Betreff der chinesischen Sprache sagt: „Die Sprache trägt denselben Charakter, wie die ganze Weltanschauung der Chinesen. Da ist keine organisch lebendige Entwicklung des Stammwortes zu einer reichen fruchtbaren Verzweigung abgeleiteter Formen und Wörter, keine weithin sich ausbreitende Flexion; sondern die Wörter an äußerem Gehalt alle einander gleich, wie die Atome eines Krystalls, werden nur dadurch zur Sprachgestaltung, daß sie aneinander krystallinisch sich ansetzen; die meisten Begriffe werden durch Wortkonglomerate ausgedrückt, deren einzelne Bestandtheile nach festen Gesetzen sich aneinander fügen. Die Wörter sind keine lebendigen Keime, flectiren und gestalten sich nicht, sie sind todte Stofftheile." Diese Mängel der chinesischen Sprache fallen dem angehenden Schüler, der an europäische Idiome gewohnt ist, ungeheuer auf. Je mehr man aber mit denselben bekannt wird, desto mehr lernt man auch die eigenthümliche Schönheit des chinesischen Idioms schätzen.

Ein ausgezeichneter Kenner der chinesischen Sprache, Dr. Mor-

rison, bemerkt, daß die chinesische schöne Schreibart in schnellem Blitz mit einer Kraft und Schönheit auf den Geist herabschießt, deren eine alphabetische Sprache nicht fähig ist. Die ausdrucksvolle Natur der Schriftzeichen, wenn man mit ihren Bestandtheilen vertraut geworden ist, macht es dem Leser erscheinen, als gehe ein Satz im Augenblick vor seinem Auge vorüber, während die Energie und das Leben, welche aus der durch die Abwesenheit aller Biegungen und den sparsamen Gebrauch von Partikeln erreichbaren Kürze entstehen, dem Style eine unglaubliche Kraft verleihen. Der Styl in der chinesischen Schriftsprache ist jedoch verschieden. Man theilt ihn gewöhnlich in vier Klassen. Der erste ist der antike Styl, in dem die alten Klassiker geschrieben sind. Von diesem sagen die Chinesen, daß er sehr tief sei, d. h. er ist sehr unverständlich, theils weil er ungeheuer kurz, gedrängt und sentenziös ist, theils weil da noch eine Menge Schriftzeichen vorkommen, die nicht mehr im Gebrauch sind. Die Chinesen hängen deßhalb zum Verständniß desselben von dem Commentar ab, den der gelehrte Tschu fu tzu vor 700 Jahren dazu gemacht hat.

Der zweite ist der literarische Styl, in welchem die Aufsätze geschrieben werden bei den öffentlichen Examen. Dieser ist weitschweifiger und deßhalb leichter verständlich. Er enthält eine große Anzahl von Partikeln, welche namentlich zur Herstellung des Rhythmus erforderlich sind; er muß aber in classischen Ausdrücken gehalten sein und nichts Vulgäres darf sich einmischen. Dieser Styl spielt eine große Rolle in China, denn nur wer darin geübt ist und eine schöne Composition machen kann, darf hoffen, im Examen zu bestehen. Es erfordert eine ungeheure Belesenheit, um einen guten Aufsatz, dessen Styl den Anforderungen der Examinatoren entsprechen kann, zu schreiben. Für einen Missionar ist es rein unmöglich, so viel Zeit auf die Aneignung der schönen Schreibart im Chinesischen zu verwenden, als die chinesischen Studenten zu thun pflegen. Von Jugend auf lernen sie die Classiker auswendig und bringen sich dadurch in den Besitz eines reichen Fonds von chinesischer Wissenschaft. Haben sie diese inne, so studieren sie Aufsätze über Themata aus den Classikern, von welchen reichliche Sammlungen vorhanden sind. Diese lernen sie dem Hundert nach auswendig, um sich so allmählig den guten Styl anzueignen. Es wird davon später mehr die Rede sein in einem folgenden Vortrag über das Erziehungswesen und die Examina. Wir

gehen deßhalb jetzt weiter in der Aufzählung der verschiedenen Stylarten, und kommen drittens zu dem Geschäftsstyl. Dieß ist die Schreibart, in der alle offiziellen Dokumente, Verträge, Correspondenzen ꝛc., sowie auch Werke über die Regierung, Statistik, das Gesetzbuch und die amtliche Pekinger Zeitung abgefaßt sind. Die Dollmetscher der ausländischen Gesandtschaften und Consulate haben sich hauptsächlich dem Studium dieses Styls zu widmen. Die Chinesen sagen, daß er einfach und deutlich sei. Doch ist er nicht so leicht, als endlich viertens der Familiärstyl, denn dieser kommt der gesprochenen Sprache am meisten gleich. Romane, Komödien und geschichtliche Erzählungen sind in demselben abgefaßt, und ein Studirender der chinesischen Sprache wird am ehesten im Stande sein, ein Buch in diesem Style geschrieben, zu lesen. Die Chinesen nennen ihn den seichten Styl.

Ein chinesischer Gelehrter ist in allen diesen Stylarten gleich bewandert, während solche, denen es ihr Beruf nicht gestattet, so viel Zeit und Fleiß auf die Sprache zu verwenden, weder einen Aufsatz verstehen, noch die Classiker lesen könnten.

Es giebt nur einerlei Schrift in ganz China, und es kommt nur darauf an, wie einer mehr oder weniger gelehrt in derselben ist, so kann er lesen und verstehen, was in irgendwelchem Theile des großen Reiches geschrieben oder gedruckt wird. Wie wichtig dieß für die Ausbreitung des Evangeliums ist, leuchtet ein. Man braucht in China nur Eine Uebersetzung der heiligen Schrift, welche sofort im ganzen Reich gelesen und verstanden werden kann.

Die Aussprache ist sehr verschieden, wie sogleich näher gezeigt werden wird, so daß z. B. zwei Chinesen aus verschiedenen Provinzen, die in der gleichen Schrift miteinander correspondiren, sich mündlich gar nicht verständigen können.

Nachdem von den verschiedenen Stylarten die Rede gewesen ist, kann hier auch der Poesie Erwähnung geschehen. Wir fassen aber nicht sowohl das Wesen und den Geist der chinesischen Dichtung, als vielmehr nur den poetischen Styl ins Auge. Schon einer der fünf Classiker, nemlich das Buch der Lieder — Schi kin — ist poetisch, und das Versemachen ist allezeit eine Lieblingsbeschäftigung der Chinesen gewesen. Die Uebung in der Verskunst macht einen Theil ihrer Studien aus, und bei den öffentlichen Prüfungen müssen außer den Aufsätzen auch Verse gemacht werden. Man unterscheidet zwischen antiker und moderner Structur; erstere umfaßt die Oden im Schikin

und letztere die Gedichte späterer Zeit. Diese zeichnet sich aus durch strenge Regeln für das Alterniren der Betonung, die einem jeden Schriftzeichen zukommt. Es muß eine regelmäßige Antithese der Betonung gewisser Sylben zu anderen in derselben Zeile, und zu correspondirenden in anderen Zeilen statt finden. Die moderne Metrik gibt Zeilen von fünf oder von sieben Sylben den Vorzug, und in Beziehung auf die Länge hält man sich am liebsten zwischen acht und zwölf Zeilen. Der Umstand, daß so viele Wörter gleichen Auslaut haben, erleichtert den Gebrauch des Reims sehr. Die Strophe beginnt meist mit einem Bilde, dann folgt der entsprechende Gedanke. Die Beziehung ist aber oft sehr dunkel und räthselhaft. Die Parallele des Bildes und des Gedankens gibt einen gewissen Rhythmus, ähnlich dem Parallelismus in der hebräischen Dichtung. Die poetischen Ausdrücke und Bilder sind oft sehr schwer zu verstehen. Folgendes Gedicht, das mir mein Sprachlehrer bei meiner Abreise von China, auf einem Fächer geschrieben, überreichte, mag als eine Probe der chinesischen Verskunst dienen. Es besteht aus acht siebensylbigen Zeilen und lautet so:

Aufsetzen Fuß Mitte Blüthe Reihe sein Jahre
Thok tsiuk tschung fa lit yu nyen

Entfalten deutlich wahre Lehre predigen weit und breit
Tschen min tschin thau kong tschhon sen

öffnen Taubheit aufklären Blindheit unaufhörlich ohne Geheimniß
Khoi lung khi khui pin wu yun

befruchtender Regen besänftigender Wind auch unpartheiisch
Fa yi fo fung yit put pen

pflanzen Glück vieler Art doch sagen mit euch
Tschung fuk to nyen yu wa khiung

Auslegung Schrift noch nicht fertig plötzlich sagen zurückkehren
Tham kin wui liau ki nyen sen

von jetzt an Land getrennt Gefühl schwer trennen
Tshiung kim thi kak tshin lan kak

auf den Zehen stehend ausblicken wieder begegnen für Sie ergreifen Peitsche
Tschhu mong tschhung fung thoi tschip pen.

Es ist schon eine Reihe von Jahren, seit Sie nach China gekommen sind.
Sie haben die wahre Lehre deutlich entfaltet und weit und breit verkündiget.
Den Tauben gingen die Ohren auf, und den Blinden das Gesicht, denn Sie waren unermüdlich, und haben nichts geheim gehalten.

Der unpartheiische Einfluß der Lehre hat sich deßhalb auch gezeigt, wie der befruchtende Regen und der besänftigende Wind.
So haben Sie viel Glück gepflanzt und doch gesagt: ich bleibe noch länger bei euch.
Aber ehe wir ganz mit der Auslegung der Schrift fertig geworden sind, sagen Sie plötzlich: ich muß nach Hause zurückkehren.
Von nun an werden wir dem Lande nach weit getrennt sein, aber eine Entfernung der Herzen ist unmöglich.
Sehnsuchtsvoll werden wir Ihrer Zurückkunft entgegensehen;
Dann wollen wir die Peitsche ergreifen, um Ihren Wagen nach Hause zu lenken.

Was die Gestalt der chinesischen Schriftzeichen betrifft, so gibt es sechserlei verschiedene Schriftarten, nemlich:

1) Die Musterschrift kai schu, welche die gefälligste Form hat und zum Schreiben benützt wird. Niemand kann unter den Chinesen auf einen literarischen Namen Anspruch machen, der nicht in dieser Schrift nett und richtig zu schreiben vermag.

2) Die Druckschrift sung schu, welche beim Drucken von Büchern angewendet wird, und etwas steifer und viereckiger ist.

3) Die Canzleischrift li schu, welche plump aussieht und bei Abfassung von Dokumenten gebraucht wird.

4) und 5) Zwei Arten von Currentschrift, hang schu oder geläufige Schrift, und tshau schu oder Grasschrift. Hier bekommen die Schriftzeichen eine Abrundung und werden oft abgekürzt und zusammengezogen, deßhalb sind sie schwer zu erkennen; aber weil man auf diese Weise viel schneller schreiben kann, so bedienen sich Geschäftsleute dieser Schrift gewöhnlich in Briefen und in ihren Büchern.

6) Die Siegelschrift tschon schu. Dieß ist die älteste Schreibart nach den Bildern und Hieroglyphen und findet noch Anwendung bei Siegeln und Zierinschriften.

Ursprünglich schrieben die Chinesen auf Blätter oder Bambustäfelchen mit eisernen Stiften. Im dritten Jahrhundert v. Ch. wurde der Gebrauch des Pinsels eingeführt und auf Seiden- oder Baumwollenzeug geschrieben. Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung erfanden die Chinesen die Fabrikation des Papiers, welche sie aus den holzigen Fasern des Bambus, sowie aus der Rinde des Papierbaums und aus Baumwolle bereiten. Der Tusch kam während des siebenten Jahrhunderts in Gebrauch. Papier und Pinsel, Tusch und der Reibstein werden die vier Kostbarkeiten des Studierzimmers genannt, wun fong si pau. Die Buchdruckerkunst wurde im zehnten Jahrhundert

erfunden. Die Schriftzeichen werden auf Holzplatten geschnitten und davon abgedruckt.

Wir kommen nun zu der Sprache, wie sie gesprochen wird. Hier findet nicht dieselbe Einheit statt, wie in der Schriftsprache. In den 18 Provinzen China's werden wohl mehr als 18 verschiedene Sprachen gesprochen, obgleich nur eine und dieselbe Schrift im Gebrauch ist. Wir können uns einen Begriff davon machen, wenn wir uns unsere Zahlen vergegenwärtigen, welche man durch ganz Europa mit den gleichen Zeichen schreibt, aber in jedem Lande verschieden ausspricht. Die seltsamste Erscheinung in der chinesischen Sprache ist ihre auffallende Armuth an Wörtern. Haben wir zuvor den Reichthum ihrer Schriftzeichen bewundert, so müssen wir die Chinesen dagegen bedauern, daß sie nicht auch eine größere Anzahl von Sylben erfunden haben, um jeden Gegenstand oder jeden verschiedenen Begriff auch mit einem eigenen Wort zu benennen. In logischer Hinsicht ist die chinesische Sprache sehr reich und ausgebildet; aber die Verleiblichungsformen des Gedankens bildeten sich mehr für den Gesichtssinn durch die Schrift, als für das Ohr durch Laute, deßhalb ist auch die Rednerkunst nie in China gepflegt worden, wohl aber die Kunst, in einem schönen Styl zu schreiben. In dem am reichlichsten mit Wörtern ausgestatteten Dialekte der Provinz Fuk kien gibt es doch nur 1000 verschiedene Sylben; in dem Hakka-Dialekte sind es 700 und im Mandarinen-Dialekte nur etwas über 400. Haben wir aber mehr als 40,000 Schriftzeichen und im besten Falle blos 1000 Wörter, um dieselben auszusprechen, so folgt daraus, daß im Durchschnitt wenigstens 40 Schriftzeichen auf ein und dasselbe Wort kommen. Nehmen wir jedes beliebige Wort, um ein Exempel aufzustellen. Fu heißt im Chinesischen: Mann, Edelstein, mit unterschlagenen Beinen sitzen, Axt, Kleie, Vertrag, Gefangener, Floß, eine Pflanze, rufen, verbreiten, Haut, Blumenkelch, Reif, Kerbstock, helfen, Grille, Pökelfleisch, Stickerei, Beil, Kessel, Haus, beugen, streicheln, Eingeweide, bitter, Tiger, Bernstein, Weib, reich, Assistent, Taxe, Arsenal, Hosen, Wasser schöpfen, Vater, Schwiegersohn, ein Fisch, Ahnenopfer, nahe, verfault, sich wohin begeben, Todesnachricht, tragen, anordnen, anvertrauen. Fuk*) heißt

*) Die Sylbe nimmt im Hakka-Dialekt sowohl, als auch in einigen anderen Volksdialekten einen harten Consonanten an. Im Mandarin-Dialekt ist dieß nicht der Fall, sondern sie bleibt auch da fu, wird aber so aus-

Speicher, Rolle, Glück, umwerfen, dienen, wiederholt, niederfallen, Handtuch, Chinarinde.

Hier haben wir 55 Wörter mit 55 verschiedenen Bedeutungen, die mit den verschiedensten Schriftzeichen geschrieben werden, und doch alle Fu oder Fuk lauten. Wollte man nun aber etwa schließen, daß die größte Verwirrung in China herrschen müsse, weil man ja nie wissen könne, ob von einem Mann oder einem Weibe, von Pökelfleisch oder Kerbstock, von einem Fisch oder von einer Pflanze rc. die Rede sei, indem ja alles gleich laute, so würde man sich doch sehr täuschen. Finde ich in Büchern, die über China handeln, Urtheile, wie das folgende: „Die Armuth ihrer Sprache gibt den Chinesen den Anschein eines sehr ernsten und zurückhaltenden Volkes. Oft sitzen Eingeborene längere Zeit bei einander, ohne nur ein Wort auszutauschen, und wenn sie sprechen, wird der Sinn mehr durch Beachtung ihrer Gesichtszüge und Gliederbewegungen entnommen, als aus artikulirten Tönen, die laut werden", so muß ich nur lächeln über die falschen Vorstellungen, die man sich von den Chinesen macht. Dieselben sind im Gegentheil ein heiteres und gesprächiges Volk, und haben nicht verfehlt, Mittel zu erfinden, um der Armuth ihres Wortvorraths zu Hülfe zu kommen. Da steht nun obenan die verschiedene Betonung der Worte. Sie haben nemlich vier verschiedene Töne, welche benannt werden der ebene, der aufsteigende, der fortgehende und der rückkehrende oder eingehende Ton. Diese Zahl kann verdoppelt werden, indem man von jedem Ton eine hohe und tiefe Skala, annimmt. Im Hakkadialekt finden sich nur 6 Töne, indem der erste und vierte Ton doppelt vorkommen, der zweite und dritte aber blos einfach. Es ist also ein großer Unterschied, ob ich sage fu im hohen ebenen Ton, dann heißt es Mann, oder fu im tiefen ebenen Ton, dann heißt es helfen; fu im aufsteigenden Ton heißt bitter, und fu im fortgehenden, reich; fuk im hohen rückkehrenden Ton heißt dienen, und fuk im tiefen rückkehrenden, Glück. Die Unterscheidung und Aneignung dieser Töne ist allerdings für Ausländer nicht so leicht, aber es ist doch keine Unmöglichkeit. Genauigkeit darin ist ein unerläßliches Erforderniß zum richtigen Sprechen, da andernfalls Mißverständnisse unvermeidlich wären. Ein Missionar schickte z. B. einmal seinen Diener auf den Markt, um

---

gesprochen, wie wenn man den Ton wieder einschnappen wollte, oder gleich als ob man in der Aussprache durch den Schluchzer unterbrochen würde.

Pflaumen zu kaufen, welche yo buē heißen (im ebenen Ton ausgesprochen); der Diener aber verstand yo buè (im aufsteigenden Ton), was Geisschwänze bedeutet, welche er dann auch wirklich mit vieler Mühe bei allen Schlächtern in der Stadt einsammelte und in gespannter Erwartung heimbrachte, um zu sehen, was sein Herr mit denselben machen wolle. Ein anderer forderte über Tisch ein Glas Wasser mit den Worten pūi schui (im ebenen Ton); der Diener aber verstand púi schui (im fortgehenden Ton) und brachte nach langem Warten siedendes Wasser, das er in der Zwischenzeit gekocht hatte. Ein zweites Mittel ist die Verbindung von zwei gleichbedeutenden Wörtern, wodurch der Begriff näher bestimmt wird. Zu dem Wort fu, Mann, wird das Wort tschong gesetzt, das auch Mann heißt, und wenn ich nun von einem tschong fu spreche, so weiß jedermann, was ich meine. Zu fu, helfen, wird tzhu gesetzt, und niemand mißversteht die Meinung von fu tzhu. Spreche ich von einem Weibe, so sage ich nicht bloß fu, sondern fu ngi. Fuk, dienen, wird fuk szu. Es ist eine Hauptaufgabe für den, der die gesprochene Sprache lernen will, sich diese Combinationen oder wie man sie auch nennen könnte, zweisylbigen Wörter recht anzueignen.

Die Chinesen bedienen sich auch einer Menge klassifizirender Wörter, welche unserm deutschen 'Stück, Paar, Heerde'; &c. entsprechen. Ein Buch heißt z. B. im Chinesischen immer ein Band Buch; ein Haus heißt eine Stätte Haus, ein Tisch heißt eine Fläche Tisch. Der Chinese spricht nicht einfach von zwei Herren, sondern sagt zwei Individuen Herren. Das gemeine Volk gebraucht auch das Wort Stück in Beziehung auf Menschen, und das sind sie so gewöhnt, daß z. B. die chinesischen Dienerschaften bei den Engländern in Hongkong, welche nur wenig Englisch verstehen und ihr chinesisches Idiom beibehalten, wenn sie etwa einen Besuch anzumelden haben, sagen können: one piece gentleman oder one piece lady hab come (ein Stück Herr, oder ein Stück Dame ist gekommen). Zieht man nun noch in Betracht, daß doch der Zusammenhang in den meisten Fällen das Verständniß mit sich bringt, so wird man nicht mehr zweifeln, daß die Chinesen auch deutlich sprechen können.

Ueber die Verschiedenheit der Dialekte ist nur kurz zu bemerken, daß dieselbe sehr groß ist. Man hat noch nicht einmal genau ermitteln können, wie viel verschiedene Dialekte in China existiren. In der Provinz Quangtung, wo mein Arbeitsfeld war, finden sich vier

Speicher, Rolle, Glück, umwerfen, dienen, wiederholt, niederfallen, Handtuch, Chinarinde.

Hier haben wir 55 Wörter mit 55 verschiedenen Bedeutungen, die mit den verschiedensten Schriftzeichen geschrieben werden, und doch alle Fu oder Fuk lauten. Wollte man nun aber etwa schließen, daß die größte Verwirrung in China herrschen müsse, weil man ja nie wissen könne, ob von einem Mann oder einem Weibe, von Pökelfleisch oder Kerbstock, von einem Fisch oder von einer Pflanze rc. die Rede sei, indem ja alles gleich laute, so würde man sich doch sehr täuschen. Finde ich in Büchern, die über China handeln, Urtheile, wie das folgende: „Die Armuth ihrer Sprache gibt den Chinesen den Anschein eines sehr ernsten und zurückhaltenden Volkes. Oft sitzen Eingeborene längere Zeit bei einander, ohne nur ein Wort auszutauschen, und wenn sie sprechen, wird der Sinn mehr durch Beachtung ihrer Gesichtszüge und Gliederbewegungen entnommen, als aus artikulirten Tönen, die laut werden", so muß ich nur lächeln über die falschen Vorstellungen, die man sich von den Chinesen macht. Dieselben sind im Gegentheil ein heiteres und gesprächiges Volk, und haben nicht verfehlt, Mittel zu erfinden, um der Armuth ihres Wortvorraths zu Hülfe zu kommen. Da steht nun obenan die verschiedene Betonung der Worte. Sie haben nemlich vier verschiedene Töne, welche benannt werden der ebene, der aufsteigende, der fortgehende und der rückkehrende oder eingehende Ton. Diese Zahl kann verdoppelt werden, indem man von jedem Ton eine hohe und tiefe Skala annimmt. Im Hakkadialekt finden sich nur 6 Töne, indem der erste und vierte Ton doppelt vorkommen, der zweite und dritte aber blos einfach. Es ist also ein großer Unterschied, ob ich sage fu im hohen ebenen Ton, dann heißt es Mann, oder fu im tiefen ebenen Ton, dann heißt es helfen; fu im aufsteigenden Ton heißt bitter, und fu im fortgehenden, reich; fuk im hohen rückkehrenden Ton heißt dienen, und fuk im tiefen rückkehrenden, Glück. Die Unterscheidung und Aneignung dieser Töne ist allerdings für Ausländer nicht so leicht, aber es ist doch keine Unmöglichkeit. Genauigkeit darin ist ein unerläßliches Erforderniß zum richtigen Sprechen, da andernfalls Mißverständnisse unvermeidlich wären. Ein Missionar schickte z. B. einmal seinen Diener auf den Markt, um

---

gesprochen, wie wenn man den Ton wieder einschnappen wollte, oder gleich als ob man in der Aussprache durch den Schluchzer unterbrochen würde.

		Hakka.	Hoklo.
吾	Unser	Ng	Oa
父	Vater	fu	pe
在	im	tshai	to
天	Himmel	then	thien
願	werde	nyen	nguan
爾	Dein	li	lu
名	Name	myang	mya
聖	geheiliget	schin	sya
爾	Dein	li	lu
國	Reich	kwet	kok

		Hakka.	Hoklo.
臨	komme	lim	lim
格.	herbei	kak	kek
爾	Dein	li	lu
旨	Wille	tschi	tschi
得	geschehe	tet	tek
成		schin	sing
在	auf	tshai	to
地	Erden	thi	ti
若	wie (im)	yok	dschyak
天	Himmel	then	thien

		Hakka.	Hoklo.
所	was	so	so
需	nöthig	si	su
之	von	tschi	tsu
糧.	Nahrung	lyong	nyo
今	heutigen	kim	kya
日	Tages	nyit	dschit
錫	gieb	syak	sya
我	uns	ngo	oa
我	wir	ngo	oa
免	vergeben	men	mien

Hauptdialekte und diese sind so sehr von einander verschieden, daß die Chinesen selbst sich nicht untereinander verständigen können, wenn nicht der Eine den Dialekt des Andern zuvor gelernt hat. Die vier Dialekte sind:

1) Der Mandarin-Dialekt, welcher die Hofsprache ist und von allen Beamten gesprochen wird. Mit den verschiedenen Dialekten sind ja nicht die oben angeführten verschiedenen Stylarten zu verwechseln. Es wäre z. B. ein Irrthum zu vermuthen, daß Bücher, Briefe, Erlasse oder sonst etwas in der Mandarinsprache geschrieben werden. Es wird in China nie geschrieben wie man spricht, und nie gesprochen wie man schreibt. Der Mandarin-Dialekt ist aber die beste von den gesprochenen Sprachen und unserem Hochdeutsch zu vergleichen; er kommt dem seichten Styl der Schriftsprache am nächsten, weicht aber als gesprochene Sprache immer noch von demselben ab, obgleich nicht so viel als die andern Dialekte, in welchen die Beimischung des Vulgären so stark ist, daß viele der volksthümlichen Ausdrücke gar nicht mit chinesischen Schriftzeichen geschrieben werden können.

2) Der Hakka-Dialekt, der dem Mandarin am nächsten steht. Er wird von dem Stamme der Hakka-Chinesen gesprochen und hat seine Heimath in der Provinz Kiang si.

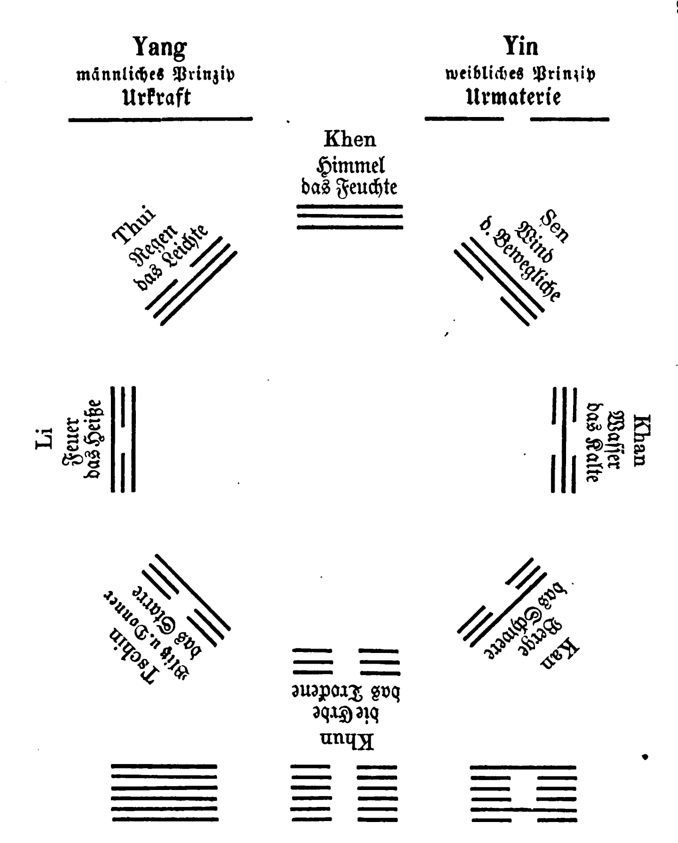
3) Der Hoklo-Dialekt, welcher ein Zweig des Dialekts der Provinz Fuk kien ist, und hauptsächlich in der Präfektur Tiotschiu gesprochen wird.

4) Der Punti-Dialekt, welcher die Sprache der ursprünglichen Bewohner der Provinz Quangtung ist, und für welchen die Stadt Kanton als maßgebend betrachtet wird, weßhalb man ihn auch den Kanton-Dialekt nennt.

Mit dem Hakka- und Hoklo-Dialekt bin ich bekannt geworden während meines Aufenthalts in China, und gebe hier das Vaterunser in beiden Dialekten, woraus einigermaßen der Unterschied in dem Wortklang wahrgenommen werden kann.

Wir können nun schließlich nur noch einen übersichtlichen Blick auf die chinesische Literatur werfen. Daß ein Volk, welches schon so frühe eine Schrift besaß und seit Jahrtausenden sich einer Civilisation erfreute, auch eine reiche Literatur besitzen werde, läßt sich nicht anders denken. Es existirt ein Katalog der kaiserlichen Bibliothek zu Peking von 112 Oktavbändchen, jedes von circa 300 Seiten, welcher 12000 Titel von Werken enthält, die sich über den ganzen Umfang aller Wissenschaften erstrecken und denen zugleich ein kurzer Abriß des Inhalts der einzelnen Werke beigefügt ist. Die Bücher sind in vier Abtheilungen geordnet, und nachdem wir die Chinesen als ein Volk kennen gelernt haben, in welchem ein starkes sittliches Element herrscht, so werden wir es natürlich finden, daß in ihrer Literatur diejenigen Bücher obenan stehen, welche Moral enthalten. Dieselben heißen im Chinesischen kin, und sind diejenigen Bücher, welche man die Classiker oder auch die heiligen Schriften der Chinesen nennt. Es sind deren fünfe von Confuzius gesammelt aus vorhandenen Bruchstücken, und zum Theil von ihm selbst verfaßt, weßhalb er als der Vater der chinesischen Literatur anzusehen ist. Das erste ist der Yit kin, das Buch der Veränderungen, welches die Grundlage der kosmogonischen Weltanschauung der Chinesen enthält. Die dem Buche zu Grunde liegenden räthselhaften Figuren, welche pat kwa oder acht Diagramme genannt werden, dienen als Symbole der vielgestaltigen Veränderungen in der Natur.

Nebenstehende Zeichnung bildet den ältesten Text des Yit kin. Die Grundidee davon ist, daß das Weltall durch die Wechselwirkung von zwei obersten Prinzipien entstanden sei und fortbestehe. Dieser Grundgedanke wurde durch mathematische Vermehrung der Gegensätze weiter ausgesponnen und eine mathematische Zeichenphilosophie daraus abgeleitet, entsprechend der kosmogonischen Mythologie anderer Völker. Es ist ausführlicher davon die Rede gewesen in dem Vortrag über die Geschichte China's. Weil jedoch dem Gedanken keine Wirklichkeit entspricht, so wurde ein geistloses Spiel daraus. Doch ist in der Beziehung ein Fortschritt wahrzunehmen, daß die Chinesen diesem Zeichenspiel eine ethische Bedeutung geben, denn die Prinzipien des guten Handelns für das menschliche Verhalten werden ebenfalls daraus abgeleitet. Die Chinesen gestehen selbst, daß der Inhalt dieses Buches sehr schwer zu verstehen sei, trotz der Auslegungen und Abhandlungen darüber, die von Wun wong, Confuzius, Tschu hi u. a. vorhanden



sind. Zauberer und Wahrsager haben auch ihre Kunst daraus gezogen, und das sonst geheimnißvolle Buch auf diese Weise zu einem verständlichen Nutzen angewendet.

Das zweite Buch der kin ist der Schu kin, oder das Buch der Berichte. Es enthält Bruchstücke aus der Geschichte der drei ersten Dynastien des chinesischen Reiches; gibt viele vortreffliche Reden der alten Kaiser, sowie Aussprüche und Rathschläge der Minister, durch welche hindurch sich immer der goldene Faden zieht: „Fürchte Gott, sei tugendhaft, liebe deine Unterthanen und sorge für sie wie ein Vater." Sechs verschiedene Arten von Staatsschriften sind als kostbare Dokumente über die ersten Zeiten der chinesischen Nation darin aufbewahrt, nemlich 1) kaiserliche Befehle, 2) Pläne von Staats-

männern, 3) Belehrungen zur Leitung des Prinzen, 4) kaiserliche Proklamationen zur Belehrung an das Volk, 5) Gelübde vor Schangti und 6) Mandate an die Staatsminister.

Das dritte ist der Schi kin, oder das Buch der Lieder. Dieß enthält eine Sammlung von 300 Oden, die die Sitten der damaligen Zeit darstellen, und welche Confuzius aus dem ganzen Lande gesammelt hat, um den sittlichen Zustand des chinesischen Volkes zu beleuchten, und Lehre sowohl als Warnung dadurch aufzustellen. Es sind viererlei Arten von Oden, nemlich kok fung oder Nationalarien; syau nga und thai nga, d. h. kleinere und größere Lobpreisungen, und syung oder Opfergesänge. Es existirt eine Uebersetzung dieses Buches in deutscher Aneignung von Fr. Rückert, welche empfehlenswerth ist.

Das vierte ist der Li ki, oder das Buch der Ceremonien. Dasselbe ertheilt Anweisungen für alle Handlungen des Lebens in Beziehung auf Familie, Staat und Religion und bildet ein Gesetzbuch der Etiquette. Die Anordnungen beziehen sich nicht blos auf das äußerliche Verhalten, sondern beruhen auf einem sittlichen Grunde und verfolgen einen sittlichen Zweck. Durch die äußerlichen Formen sollten die Sitten der Menschen gesänftiget, die natürliche Neigung zu Excessen und Gewaltthätigkeiten gezügelt und die verschiedenartigsten Temperamente und entgegengesetztesten Charaktere durch die Gesetze des Anstandes in Einklang gebracht werden. Aufs engste mit den Ceremonien ist die Musik verbunden, als das was Eintracht unter den Menschen befördere. Vor der Festsetzung der Ceremonien und der Musik lebten die Menschen noch in ganz rohem Zustande. Damals hatten sie keine Häuser, sondern lebten in Höhlen oder in Nestern auf den Bäumen. Den Gebrauch des Feuers kannten sie noch nicht und aßen nur die Früchte von Bäumen und Sträuchern, sammt dem rohen Fleisch von Thieren und Vögeln, indem sie das Blut tranken und selbst die Federn mit hinabschlangen. Ihre Leiber bedeckten sie mit Fellen, weil sie den Hanf noch nicht zu verarbeiten verstanden. Die Todten ließ man unbeerdigt liegen und von Opfern wußte man ohnehin nichts. Wie nöthig war es daher, daß die Weisen die Ceremonien festsetzten, wodurch alle Lebensverhältnisse geordnet, die Todten bestattet und die Geister mit Opfern bedient wurden. Die Ceremonial-Gebräuche der Chinesen werden auf 3000 geschätzt und das Cultministerium hat das besondere Amt, diese wichtigen Gegenstände zu überwachen.

Das fünfte der Classiker ist ein geschichtliches Werk, tschun tshiu

genannt, von Confuzius selbst verfaßt und beschreibt die Geschichte und Zustände seiner damaligen Zeit. Nächst den fünf Classikern kommen die s. g. vier Bücher, welche die Lehren des Confuzius und Mencius enthalten, wie die Schüler derselben sie aufgezeichnet haben. Die Quintessenz davon ist Selbstbildung durch Ausübung der Tugenden, welche der Himmel in das Herz des Menschen gelegt hat; von da aus als nächster Fortschritt Familienbildung, und als Schlußstein Staatsbildung. Sehr treffend sagt Du Halde, daß die Doctrine dieser Philosophen dahin strebe, der menschlichen Natur ihren ursprünglichen Glanz und Schönheit wiederzugeben, welche sie vom Himmel erhalten hatte, und welche durch die Finsterniß der Unwissenheit und die Befleckung des Lasters verdunkelt worden war. Um dahin zu gelangen, riethen sie, dem Himmel zu gehorchen, ihn zu ehren und zu fürchten, seinen Nächsten zu lieben wie sich selbst, seine Leidenschaften zu besiegen und nie seinen eigenen Neigungen zu folgen als Regel des Betragens, sondern dieselben der Vernunft zu unterordnen und in allen Dingen derselben zu gehorchen, nichts zu reden, nichts zu thun und selbst nichts zu denken, das ihr entgegengesetzt wäre.

Nächst diesen heiligen Schriften kommen die Erklärungen zu denselben, unter welchen die von dem Philosophen Tschu hi im zwölften Jahrhundert den ersten Rang behaupten. Seine Erklärung ist als die allein orthodoxe angenommen, und andere Systeme, welche von Zeit zu Zeit aufgetaucht sind, haben nie eine bleibende Geltung erlangen können.

In der zweiten Section kommen nun die historischen Schriften, welche aus sehr zahlreichen und ebenso voluminösen Werken bestehen. Jede Dynastie hat ihre eigene Geschichte; hier sind jedoch hauptsächlich die Begebenheiten am Hof und die Schicksale der Dynastie berichtet, während die Geschichte des Volks keine Aufzeichnung gefunden hat. Neben einer überaus dürren und langweiligen Darstellungsweise ist doch der Geist ernster Sittlichkeit und Wahrhaftigkeit ansprechend. Die Reichs-Annalen schmeicheln nicht und das Maß ihres sittlichen Urtheils ist sehr streng. China's geschichtliche Zeitbestimmungen sollen die genauesten sein im ganzen Alterthum. Der größte chinesische Geschichtschreiber war Szu ma tsen, 104 vor Chr. Sein Werk besteht aus 130 Bänden und enthält in fünf Abtheilungen folgendes: 1) die eigentliche Kaiser-Chronik, 2) chronologische Bestimmungen, 3) von den Ceremonien, der Musik, Astronomie und Eintheilung der Zeit,

4) Biographien aller Familien, welche die Kaiserwürde gehabt haben, 5) Memoiren über fremde Länder und Biographien berühmter Männer. Andere berühmte Geschichtschreiber waren Szu ma kwang in der Mitte des eilften Jahrhunderts, dessen vollständige Annalen von dem Jesuiten De Mailla ins Französische übersetzt worden, und Ma thuan lim, der gegen Ende des dreizehnten Jahrhunderts eine geschichtliche Encyklopädie veröffentlicht hat. Die Zahl der biographischen und statistischen Werke ist sehr groß und befindet sich unter denselben auch ein Werk, betitelt: die Memoiren ausgezeichneter Damen der alten Zeit.

Die dritte Sektion umfaßt scholastische oder technische Schriften und ist in 14 Abtheilungen getheilt, nemlich: 1) philosophische Schriften, 2) militärische, 3) Gesetzbücher, 4) ackerbauliche, 5) medizinische, 6) mathematische, 7) magische, 8) Werke über die freien Künste, 9) Sammlungen von Denkschriften, 10) Miscellen, 11) Encyklopädien, 12) beschreibende und illustrirte Werke über alte und neue Völker, 13) Abhandlungen über die buddhistischen und tauistischen Religionen, 14) mythologische Werke.

Die vierte und letzte Sektion umfaßt Gedichte, Dramen, Romane und Novellen. Diese werden collectiv von den Chinesen syau schot genannt oder kleines Geschwätz, im Gegensatz zu der thai thau oder großen Lehre, die in den Classikern enthalten ist. Li thai pak und Szu tung po waren zwei berühmte Dichter unter den Chinesen. Des Ersteren Gedichte sind in 30 und des Letzteren in 115 Bänden enthalten. Manche von den chinesischen Romanen sind ins Französische und Englische übersetzt worden, und haben sowohl in literarischer Beziehung, als auch in Hinsicht ihres Inhalts eine günstige Beurtheilung gefunden.

Der Chinese hat außer den Büchern noch viel Gelegenheit zum Lesen durch die vielen Inschriften, denen man allenthalben begegnet, an Häusern, in Zimmern, auf Fächern, auf Tassen und Tellern, und sind dieß gewöhnlich Sittensprüche oder Verse.

Da einigemale von der Musik die Rede war, so dürfte es vielleicht manchen interessiren, einige kleine chinesische Musikstückchen kennen zu lernen, welche als Volkslieder dort im Gebrauch sind. Die Melodien habe ich von einem chinesischen Geigenspieler gelernt, die Harmonisirung zum Clavier ist hier geschehen. Die Chinesen haben selbst keine Claviere, aber viele Saiteninstrumente: Geigen mit zwei Saiten, Guitaren mit drei und sechs Saiten, Cithern mit vier Saiten und

ein langes Instrument mit 14 Saiten, das auf den Tisch gelegt und so gespielt wird. An Blasinstrumenten haben sie Pfeifen, Clarinetten und Posaunen. Von Trommeln ist eine große Varietät vorhanden. Bekannt ist die Gonge oder messingene Trommel, eine große runde Platte von Messing, welche mit einem hölzernen Klöpfel angeschlagen wird. Auch Cymbeln sind im Gebrauch. Musikalische Steine, die beim Anschlagen einen Ton von sich geben, und aufgehängte Glasstückchen, die durch die Bewegung des Windes an einander schlagen und so klingeln, sind sehr beliebt. Die Musik kommt in Anwendung bei allen Feierlichkeiten, als Hochzeiten, Leichenbegängnissen, Opfern und heidnischen Prozessionen, Komödien &c. In Hongkong gibt es viele Pavillione, welche des Abends beleuchtet werden und wo chinesische Mädchen, leider von schlechtem Rufe, Musik machen und dazu singen, um Gäste herbeizulocken. Schon in den Classikern ist aber gegen obscöne Musik geeifert, und Confuzius soll durch das Anhören einer guten und schönen Musik so begeistert worden sein, daß er drei Monate lang den Geschmack der Speisen nicht mehr unterschied.

Drei chinesische Musikstückchen.

1. Die schöne Jasminblume.



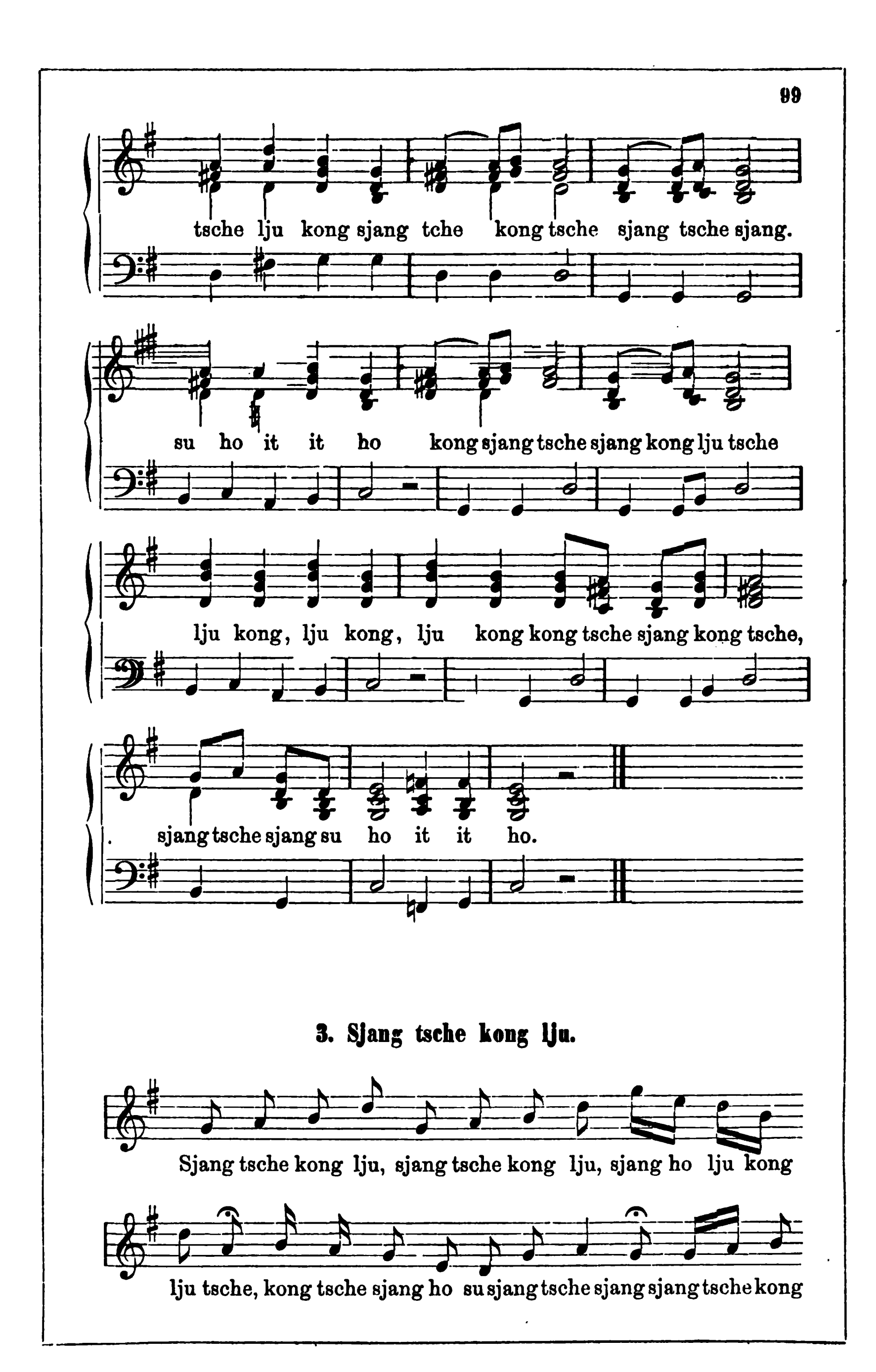


Jasminblume, o du schönste Lust,
Jasminblume, o du schönste Lust,
Eines Morgens hab' ich dich gesehen.
Will dich tragen an meiner Brust,
Unvergleichlich schöner Jasmin,
Unvergleichlich schöner, allerschönster Jasmin.

2. U sjang lju.*)



*) Zu dieser und der folgenden Nr. ist kein Text vorhanden. Die Worte sind die chinesischen Namen der Noten.


tsche lju kong sjang tche kong tsche sjang tsche sjang.
su ho it it ho kong sjang tsche sjang kong lju tsche
lju kong, lju kong, lju kong kong tsche sjang kong tsche,
sjang tsche sjang su ho it it ho.
3. Sjang tsche kong lju.
Sjang tsche kong lju, sjang tsche kong lju, sjang ho lju kong
lju tsche, kong tsche sjang ho su sjang tsche sjang sjang tsche kong

Jeder Zweig der Wissenschaft, die Rechtsgelehrsamkeit, Geschichte und öffentliche Statistik ausgenommen, wird im Verhältniß zu jenen gering geschätzt und der literarische achtzigjährige Graduirte wird mangelhaft erfunden werden in den meisten Zweigen allgemeinen Wissens, unwissend in hundert Dingen und Ereignissen seiner Volksgeschichte, welche der bloße Schulknabe der westlichen Welt aus der seinigen nicht zu kennen sich schämen würde.

Die Rechte und Pflichten der Regierung, sowie des einzelnen Individuums in seinen verschiedenen sozialen Verhältnissen als Beamter, Gatte, Vater, Sohn, Bruder, Freund rc. bilden den Hauptinhalt der chinesischen Lehrbücher. Confuzius legte in seinem Systeme die in der Natur vorhandenen Prinzipien der Abhängigkeit und Unterordnung zu Grunde. Diese Prinzipien werden in den confuzischen Schriften überall eingeschärft, und dieß hat ihn auch zu einem solchen Günstling der chinesischen Regierung viele vergangene Jahrhunderte hindurch und noch jetzt gemacht, indem die Beherrscher China's wohl einsahen, welche große Sicherheit die Annahme und Verbreitung seiner Lehren ihrer Herrschaft geben würden.

Durch den Schulunterricht werden diese Grundsätze dem jungen Geiste frühzeitig eingeflößt und bilden die Basis seiner moralischen Gefühle. Die Erklärung und Inkraftsetzung derselben ist die Aufgabe der Studenten, welche Magistrate oder Staatsmänner zu werden streben, und es ist hauptsächlich dem Einflusse dieser Prinzipien auf Geist und Gewissen des Volks zuzuschreiben, daß China geworden ist was es ist. Der große Endzweck der Erziehung war deßhalb bei den alten Chinesen nicht sowohl den Kopf mit Kenntnissen zu füllen, als das Herz durch Unterweisung zu bessern und die Neigungen zu reinigen. Die Idee ist gewiß lobenswerth, aber um zu einem befriedigendern Resultate zu kommen, als die Chinesen erreicht haben, muß eben der Mensch vor allem zu seinem Gotte zurückgeführt werden, weil die Verirrung von ihm hinweg die Quelle alles Bösen ist, und losgetrennt von Gott, keine wirkliche Verbesserung der menschlichen Natur möglich ist. Confuzius weist den Menschen auf seine eigene Kraft an, und obgleich er auch Ehrfurcht vor dem Himmel oder dem höchsten Herrscher predigt, so räth er doch, die Geister ferne von sich zu halten, indem nicht sie es seien, die den Menschen gut und glücklich machen könnten, da der Mensch Kraft und Mittel hiezu in sich selbst besäße.

Die Knaben fangen ihre Studien im Alter von sechs bis sieben

Jahren mit einem Lehrer an. Da der Unterricht in China nicht Zwangssache ist und keine Schullehrer von der Regierung angestellt werden, so müssen die Eltern selbst Lehrer für ihre Kinder bestellen. An Männern, die hiezu tauglich wären, fehlt es in einem Lande nicht, wo so viel gelesen und studirt wird, und wo nicht der zehnte Theil derer, die sich den Wissenschaften widmen, auf eine Anstellung im Staatsdienste rechnen darf. Um Schulmeister zu werden, braucht einer nicht nothwendig ein Examen gemacht zu haben, noch bedarf es einer obrigkeitlichen Beglaubigung oder Berechtigung zur Uebernahme einer Lehrerstelle. Wenn nur die Eltern jemanden so viel Zutrauen schenken, daß sie ihm ihre Kinder zum Unterricht übergeben, so steht keinem Chinesen ein Hinderniß in dem Wege, Lehrer zu werden. Ein bereits Graduirter erhält natürlich den Vorzug, wenn die sonstigen Umstände es erlauben. Ein solcher macht nemlich begreiflicher Weise höhere Ansprüche in Beziehung auf den Gehalt, dessen Betrag eben von den Vermögensumständen derer, die den Lehrer anstellen, abhängig ist.

Die Anzahl der Schüler, welche ein chinesischer Lehrer übernimmt, beläuft sich im Durchschnitt auf 20 bis 30. Er bekommt entweder seine Kost von den Eltern der Schüler und einen Gehalt von 100 bis 200 Gulden, oder er verköstigt sich auch selbst und empfängt dafür eine angemessene Vergütung. Sein Engagement währt nur für ein Jahr, und er kann nach Verlauf dieser Zeit entlassen oder wieder aufs Neue angestellt werden. Eigentliche Schulhäuser, nur für diesen Zweck erbaut und Gemeingut eines Ortes, sind nicht gewöhnlich in China. Vermögliche Familien haben wohl zuweilen privatim ein Lokal, welches das schu fong oder Bücherzimmer genannt wird, das dann für den Zweck dient, oder ein Lehrer selbst ist im Besitz eines zu einer Schule tauglichen Hauses und nimmt dann die Schüler bei sich auf; am häufigsten kommt es aber vor, daß die Schulen in die Tempel und Ahnenhallen verlegt werden. Diese sind nemlich sehr geräumig und stehen unbenützt da, wenn nicht gerade ein Fest gefeiert wird, was des Jahres etwa 8 bis 10 Mal vorkommt. Ist der Lehrer nicht aus dem Orte selbst, so wird ihm in diesen Gebäuden ein kleines Zimmer zurecht gemacht, wo er schlafen, und wenn ihm die Kost in die Schule geschickt wird, auch essen kann.

Die Einrichtung der Schule ist sehr einfach. Der Lehrer bekommt einen Tisch und Lehnsessel für sich, und jeder der Schüler hat selbst einen Schreibtisch und Stuhl mitzubringen. Die Bücher hat ein

Waizen, Bohnen, Hirse und eine Art Korn), die sechs Hausthiere (Pferd, Ochs, Schaaf, Geflügel, Hunde, Schweine), die sieben Leidenschaften (Liebe, Haß, Freude, Betrübniß, Lust, Zorn und Furcht), die acht Noten der Musik, die neun Grade der Verwandtschaft, die zehn sozialen Pflichten (zwischen Fürst und Minister, Vater und Sohn, Mann und Weib, älteren und jüngeren Geschwistern und Freunden). Auf diese Uebersicht folgen Regeln für einen Cursus der akademischen Studien mit einem Verzeichniß der zu gebrauchenden Bücher und einer Uebersicht der allgemeinen Geschichte China's, nebst einer Aufzählung der successiven Dynastien des Reiches. Das Werk schließt mit Beispielen und Beweggründen zum Lernen, gezogen aus dem Verhalten der alten Weisen und Staatsmänner und aus der Erwägung des Vortheils und Ruhms. Der Stoff ist zu trocken und zu gedrängt, als daß der jugendliche Geist ihn zu seiner Belehrung in sich aufnehmen könnte. Auf Entwicklung des Denkvermögens ist es aber auch bei den Schülern in diesem Alter noch gar nicht abgesehen; sie sollen nur ganz mechanisch einen Vorrath von Wissenswerthem in ihr Gedächtniß aufnehmen, bis die Zeit kommt, wo ihnen durch die Erklärung des Lehrers das Verständniß darüber aufgeschlossen wird. Zunächst handelt es sich um die Bekanntmachung mit den chinesischen Schriftzeichen. Wo die Arbeit, sich wunderliche Schriftzeichen einzuprägen, so groß und beschwerlich ist, da hat wahrscheinlich die Erfahrung gelehrt, daß es nicht weise wäre, zu viele Dinge auf einmal zu lernen.

Nach unserer Anschauung würde man es freilich für viel zweckmäßiger halten, die Langweiligkeit des bloßen Erlernens der Schriftzeichen den Schülern dadurch zu erleichtern, daß man ihnen die Zusammensetzung der Schriftzeichen zeigte, auf die Grundwurzel aufmerksam machte, und sie die allmälig daraus entstandene Begriffserweiterung lehrte; allein damit befaßt sich der chinesische Lehrer nicht. Seine Methode, um das Lesen zu lehren, ist folgende: Das Buch wird aufgeschlagen und der Lehrer fangt ohne Weiteres an zu lesen. Die Schüler, deren jeder sein Buch vor sich hat, sprechen dem Lehrer Wort für Wort nach, die Augen unverwandt aufs Buch gerichtet und mit dem Zeigfinger den Worten folgend. Es wird nur eine Zeile gelesen und diese so lange repetirt, bis die Schüler sich die Aussprache eines jeden Zeichens gemerkt haben und ohne den Lehrer die Zeile lesen können. Nun müssen sie dieß auswendig lernen. Das

jeder selbst anzuschaffen, sowie Papier, Tusch und Pinsel zum Schreiben. Der Eintritt in die Schule ist mit einer feierlichen Ceremonie begleitet, unter dem Namen koi hok, d. h. Eröffnung der Studien. In jedem Schullokal ist ein kleiner Altar angebracht, der dem Confuzius und dem Wun tschong ya, der der Gott der Wissenschaften genannt wird, geheiliget ist. Hier bringt der Lehrer zuerst ein Opfer und bittet um die geistliche Gegenwart dieser vergötterten Persönlichkeiten, damit unter ihrem segensreichen Einflusse die Schule gedeihe und berühmte Männer daraus hervorgehen. Dann folgen die Schüler mit der Darbringung ihrer Ehrfurchtsbezeugung, welche im Verbrennen von Weihrauch und in Verbeugungen vor dem Altare besteht, indem sie sich durch diese Ceremonie unter dem besonderen Schutz der hier verehrten Götter stellen wollen. Bei dieser Gelegenheit bekommen die Knaben neue Namen. Bisher wurden sie bei ihrem sog. Milchnamen genannt, der wird nun abgelegt und der Schulname tritt an seine Stelle. Die Namensveränderung kommt noch mehrere Mal vor, z. B. wenn einer zum erstenmal einen Grad erlangt, oder wenn einer sich verheirathet u. s. w. Jeden Tag, wenn die Schüler zur Schule kommen, verneigen sie sich gegen den Altar wie gegen den Lehrer, und nehmen dann ihre Plätze ein. Dem Lehrer liegt überhaupt nicht blos der Unterricht, sondern auch die Erziehung seiner Schüler ob. Er muß sie deßhalb auch stets in gutem Benehmen unterrichten und ihnen die Regeln des Anstandes und der Höflichkeit beibringen.

Das erste Schulbuch, dessen sich die Chinesen bedienen, ist ein Curiosum in seiner Art; die Chinesen selbst nennen es einen Paß zu den Regionen der classischen und geschichtlichen Literatur: schon diese Benennung zeigt an, wie wenig geeignet es ist als erstes Lehrbuch einer Elementarschule zu dienen. Das Buch beginnt mit der Natur des Menschen, sowie mit der Nothwendigkeit und den Methoden der Erziehung. Die Wichtigkeit der kindlichen und brüderlichen Pflichten wird dann eingeschärft durch Vorschrift und Beispiel, und darauf folgt eine Uebersicht der verschiedenen Zweige des Wissens in aufsteigender Reihenfolge nach den verschiedenen Hauptzahlen: die drei großen Mächte (Himmel, Erde und Mensch), die vier Jahreszeiten, die vier Himmelsgegenden, die fünf Elemente (Metall, Holz, Wasser, Feuer, Erde), die fünf Cardinaltugenden (Liebe, Gerechtigkeit, Schicklichkeit, Weisheit, Wahrheit), die sechs Arten des Getreides (Reis, Gerste,

Waizen, Bohnen, Hirse und eine Art Korn), die sechs Hausthiere (Pferd, Ochs, Schaaf, Geflügel, Hunde, Schweine), die sieben Leidenschaften (Liebe, Haß, Freude, Betrübniß, Lust, Zorn und Furcht), die acht Noten der Musik, die neun Grade der Verwandtschaft, die zehn sozialen Pflichten (zwischen Fürst und Minister, Vater und Sohn, Mann und Weib, älteren und jüngeren Geschwistern und Freunden). Auf diese Uebersicht folgen Regeln für einen Cursus der akademischen Studien mit einem Verzeichniß der zu gebrauchenden Bücher und einer Uebersicht der allgemeinen Geschichte China's, nebst einer Aufzählung der successiven Dynastien des Reiches. Das Werk schließt mit Beispielen und Beweggründen zum Lernen, gezogen aus dem Verhalten der alten Weisen und Staatsmänner und aus der Erwägung des Vortheils und Ruhms. Der Stoff ist zu trocken und zu gedrängt, als daß der jugendliche Geist ihn zu seiner Belehrung in sich aufnehmen könnte. Auf Entwicklung des Denkvermögens ist es aber auch bei den Schülern in diesem Alter noch gar nicht abgesehen; sie sollen nur ganz mechanisch einen Vorrath von Wissenswerthem in ihr Gedächtniß aufnehmen, bis die Zeit kommt, wo ihnen durch die Erklärung des Lehrers das Verständniß darüber aufgeschlossen wird. Zunächst handelt es sich um die Bekanntmachung mit den chinesischen Schriftzeichen. Wo die Arbeit, sich wunderliche Schriftzeichen einzuprägen, so groß und beschwerlich ist, da hat wahrscheinlich die Erfahrung gelehrt, daß es nicht weise wäre, zu viele Dinge auf einmal zu lernen.

Nach unserer Anschauung würde man es freilich für viel zweckmäßiger halten, die Langweiligkeit des bloßen Erlernens der Schriftzeichen den Schülern dadurch zu erleichtern, daß man ihnen die Zusammensetzung der Schriftzeichen zeigte, auf die Grundwurzel aufmerksam machte, und sie die allmälig daraus entstandene Begriffserweiterung lehrte; allein damit befaßt sich der chinesische Lehrer nicht. Seine Methode, um das Lesen zu lehren, ist folgende: Das Buch wird aufgeschlagen und der Lehrer fangt ohne Weiteres an zu lesen. Die Schüler, deren jeder sein Buch vor sich hat, sprechen dem Lehrer Wort für Wort nach, die Augen unverwandt aufs Buch gerichtet und mit dem Zeigfinger den Worten folgend. Es wird nur eine Zeile gelesen und diese so lange repetirt, bis die Schüler sich die Aussprache eines jeden Zeichens gemerkt haben und ohne den Lehrer die Zeile lesen können. Nun müssen sie dieß auswendig lernen. Das

Arbeit betreibt. Die stillen Stunden der Nacht werden für ganz besonders geeignet gehalten zum studieren, und oft vermischt der Schrei des Hahns sich noch mit den Tönen des seine Aufsätze laut auswendig lernenden Studenten. Es wird nicht uninterressant sein, einen solchen Aufsatz hier in Uebersetzung zu geben. Da es bei denselben nicht sowohl auf eine wissenschaftliche Behandlung einer vorgelegten Frage ankommt, als auf guten Styl, und auf Gewandtheit, sich classischer Ausdrücke zu bedienen, so geht freilich bei einer Uebersetzung das beste daran verloren; wir können uns aber doch dadurch noch einigen Begriff von der Schreibart und Denkweise der Chinesen verschaffen. Der Aufsatz behandelt ein Thema aus den vier Büchern, welches ein Ausspruch des Confuzius ist, mit den Worten: 'Fui ya put koi khi lok', d. h. 'Die Freude des Fui war keinem Wechsel unterworfen.' Dieser Fui war der ausgezeichnetste Schüler des Confuzius und befand sich in sehr dürftigen Umständen, so daß seine tägliche Speise nur in einer Schale Reis und einer Flasche Wasser bestand. Seine Wohnung war eine geringe Hütte; dessenungeachtet war er im Besitz einer unwandelbaren Freude, welche auch nur Confuzius recht zu schätzen wußte, weil er eine tiefe Kenntniß des inneren Gehalts seines Schülers hatte.

Nach dem Gesetz der Aufsätze soll ein solcher acht Glieder haben. Das erste Glied heißt pho thi oder Eröffnung des Thema's und der Aufsatz fängt nun so an: „Der große Weise (Fui) hatte wahre Freude; aber nur der Heilige (Confuzius) verstand, daß dieselbe keinem Wechsel unterworfen war, denn die Freude, welche nicht durch äußere Verhältnisse erzeugt worden ist, leidet auch durch äußere Verhältnisse keinen Wechsel. Was aber den Fui eigentlich zum Fui machte, wer konnte das erkennen, ohne der große Meister selbst! (Nun kommt das zweite Glied hi kong oder Anfang der Betrachtung des Gegenstandes.) Unter den Menschen auf Erden ist nur der Selbstgenügsame nicht abhängig von äußerem Glück, und der Selbstständige (wörtlich: der sich selbst besitzt) ist nicht träge im Innern, indem die Tugend in seinem Herzen waltet. Dieß ist der sicherste Beweis, daß er eine vollkommene Natur vom Himmel erhalten hat. Wenn er nicht den beständigen Besitz derselben hätte, so würde ihm selbst unter günstigen Umständen doch seine Freude nicht lange wichtig bleiben; wie viel mehr würde Widerwärtigkeit im Stande sein, dieselbe zu zerstören. (Nun kommt das dritte Glied, nyp thi oder Einführung des Thema's. Hier wird Con-

fuzius redend eingeführt, weil das Thema ein Ausspruch von ihm ist.) Ich nehme also das, was den Menschen am wenigsten angenehm ist und betrachte darnach den Fui. (Viertes Glied, genannt thi pi oder Gleichnißrede.) Was die Menschen nicht gerne haben, ist es etwa, daß Fui gerade das erwählte? wenn es ihm aber auch gegen seine natürliche Neigung begegnete, so widerstrebte er ihm nicht, sondern fügte sich darein, deßhalb sehen wir, daß auch unter solchen armseligen Umständen doch wohl ein Fui sein konnte. Was den Menschen bitter ist, sollte das dem Fui allein süß sein? Wenn es aber der Himmel so ungefähr über ihn bestimmt hat, so hat er es auch nur so von ungefähr angenommen. Untersuchen wir dieß näher, so müssen wir denken, daß unter solchen armseligen Umständen ebensowohl auch kein Fui hätte sein können. (Nun kommt das fünfte Glied tschhut thi oder Hervortreten des Thema's.) Fui also hatte wahrlich eine selbstständige Freude. (Das sechste Glied, genannt tschung pi oder die Mitte, berücksichtigt nun die eigentlichen Verhältnisse des Fui.) Bedenke ich, daß er zu den Weisen aufgeschaut hat, um von ihnen zu lernen, so ist dieß schon eine lange Zeit her. Von dem Prinzip, das Himmel, Erde und alle Dinge regiert, hat Fui auch schon längst die Hauptsache erkannt. Durch diese Erkenntniß hat sich sein Herz erweitert, und er brauchte nicht, um das eine zu erlangen, das andere fahren zu lassen, noch strebte er nach der Lust, sich Freude zu verschaffen, und indem er zugriff und sich aneignete, machte Fui wirklich einen Fortschritt vom Wenigen zu größerer Fülle. Bedenke ich, wie er das Studium aufs Leben anwandte, so ist auch dieß schon lange her. In dem, was er lieben oder hassen, sich aneignen oder bekämpfen sollte, hatte Fui seine Natur schon längst fixirt. Nachdem er seine Natur fixirt hatte, erhielt sein Temperament den Frieden, und diese Freude war für ihn so unaussprechlich, Freude so ewig unvergeßlich. Frei von Schuldbewußtsein vor dem Himmel, wie von Beschämung vor den Menschen, war er wohl arm, aber an Freude wurde er immer reicher. (Das siebente Glied, genannt tschui ku, heißt und ist weitere Ausführung, indem jetzt der Gedanke 'Wechsel' berücksichtigt wird.) Seine Freude! wie würde er sie um das ganze Reich vertauscht haben, und für einen einzigen Körper, was brauchte er zu suchen? Irdische Größe konnte sie nicht vermehren, und lebte er in Armuth, was schadete ihm dieß? Ob er handelte oder ruhte, so folgte er seinem festen Vorsatz. Des Morgens wie des Abends

war er regiert von dem unabänderlichen Prinzip. Seine äußere Erscheinung war wie die eines Thoren, aber sein Geist war friedlich. Musik und Gesang war seine tägliche Erholung, und sein Temperament war glücklich. Er betrat meine Halle, und vernachlässigte nicht, die Sitten und die Musik der vier Geschlechter des Alterthums zu erforschen und zu vergleichen. Er ging mit mir hinaus in die Welt, und ob uns jemand ein Amt übertragen wollte, oder ob wir uns ins Privatleben zurückzogen, so konnten der Lehrer und der Schüler sich gegenseitig Zeugniß geben. Nicht nur äußerte sich nie eine Aufregung des Gemüths in seiner Gestalt, sondern Kummer bewegte auch nicht sein Herz. Nicht allein klebte keine weltliche Lust an seiner Brust, sondern er bedurfte auch nicht der Ascese, um die Erleuchtung seines Gemüthes zu befördern. Also in Betreff seiner Freude, so war dieselbe wirklich keinem Wechsel unterworfen. (Nun kommt das achte Glied, genannt mat ku — Endglied.) Nun selbst unter Hunger doch Freude zu haben, ist auch das schöne Streben gewisser Weisen; aber wenn der Hunger wirklich kommt, so ist die Freude gleichsam erzwungen, und ich fürchte, daß die, welche im Anfang aufrichtig sind, doch nachher wieder umschlagen. Freude an der Philosophie zu haben, ist auch die gewöhnliche Gesinnung der Gelehrten; aber ob da, wo Philosophie ist, auch beständig Freude sei, sind zwei verschiedene Dinge. Ich befürchte, daß die, welche die Freude augenscheinlich festzuhalten suchen, im Verborgenen doch träge sind. (Nun folgt der Schluß, genannt khi lu, d. h. das Thema geht seinen Weg.) Fui hatte seine Freude selbstständig, wie könnte sie deßhalb einem Wechsel unterworfen gewesen sein. O Fui, du hattest gleich mir mit rauher Kost und Wasser zum Getränk und den gebogenen Arm statt eines Kopfkissens — stetige Freude.

Nach den in diesem Aufsatz ausgesprochenen Gedanken sollte die Wissenschaft studiert werden als ein Mittel und zum Zweck der eigenen Herzensbildung, so daß äußerliche Vortheile, als Anstellung und Reichthum ganz Nebensache blieben. Die Chinesen heutigen Tages gestehen aber selbst ein, daß es wenige solcher Geister unter ihnen gebe, und der Wunsch im Examen zu bestehen und die Früchte einer mühsamen Arbeit in der Belohnung durch Ehre und Anstellung einzuerndten, ist die Haupttriebfeder für den Eifer der Studenten.

Die öffentlichen Prüfungen bestehen in China seit der Zeit der Tang-Dynastie, welche 618 n. Chr. auf den Thron kam und 300 Jahre

regierte. Es gibt verschiedene Stufen derselben, wie auch die Grade, welche dabei ertheilt werden, von niederen zu höheren aufsteigen. Die erste Prüfung findet statt in dem Hien oder derjenigen Amtsstadt, welche eine Unterpräfektur bildet, und wird geleitet von dem Mandarin eines solchen Distrikts, unterstützt durch einen literarischen Beamten, der den Titel hok thoi führt. Alle junge Leute des Distrikts, welche einen Grad erlangen wollen, müssen sich einmal im Jahr in der Amtsstadt bei dem Examen einfinden. Die Zahl dieser Prüfungs-Candidaten richtet sich nach der Bevölkerung des Distrikts. In dem Distrikte, wo ich mich aufhielt, waren es 2—300. Jeder muß zuvor seinen Namen einreichen, und die Namen seiner Vorfahren von drei Generationen. Auch muß er ein Beglaubigungsschreiben von einem Graduirten des Distrikts beibringen, daß er wirklich in demselben eingebürgert sei und berechtigt sei, dem Examen beizuwohnen. Söhne von Schauspielern, oder von den niedrigsten Gerichtsdienern, sowie Sprößlinge der öffentlichen Dirnen sind von diesem Privilegium ausgeschlossen. Nachdem die Namen gehörig einregistrirt worden sind, erhält jeder Candidat eine Rolle Papier mit einer Nummer bezeichnet, auf das er seinen Aufsatz schreiben muß.

Das Examen dauert mehrere Tage. Am ersten Tag werden zwei Stellen aus den vier Büchern gewählt als Themata für die Aufsätze und noch ein willkürliches Thema, über welches Verse zu machen sind. Kein Buch oder sonstiges Hülfsmittel wird gestattet. Der Candidat muß all seine Weisheit aus sich selbst schöpfen. Sowohl Text als Commentar muß er auswendig wissen, auch kein Lexikon steht ihm zu Gebot, um ein zweifelhaftes Schriftzeichen nachzuschlagen. Wenn die Aufsätze geschrieben sind, werden sie eingesammelt, geprüft und nach ihrem Werthe geordnet. Die Namen der Candidaten werden demgemäß arrangirt in zehn Abtheilungen, deren jede 20—30 Namen umfaßt. Dann werden neue Themata ausgegeben und derselbe Prozeß wird wiederholt, bis jeder Candidat sieben Aufsätze geschrieben hat und über sieben Gegenstände Verse. Arbeiten von schlechtem Styl oder nicht schön geschrieben werden jedesmal verworfen und der Name des Verfassers wird gestrichen, so daß am Ende der Prüfung oft nur 20—30 Namen übrig bleiben, die dann für befähigt erklärt werden, der zweiten Prüfung anzuwohnen, welche in dem Fu oder der Präfekturstadt abgehalten wird. Dieselbe wird von dem Präfekten geleitet, assistirt von dem literarischen Kanzler und einem andern Be-

amten, dem Ertheiler der Instruktionen. Zu dieser Prüfung versammeln sich alle Candidaten aus den verschiedenen Hien, die zu der Präfektur gehören. Sie ist ihrem Wesen nach dieselbe wie die erste, nur wird strenger dabei verfahren. Grade werden auch hier noch nicht ertheilt, sondern die nach dieser zweiten Prüfung für befähigt erklärten Candidaten müssen sich nun einer dritten Prüfung vor dem literarischen Kanzler der Provinz unterwerfen, der zu diesem Zweck zweimal in drei Jahren jede Präfektur seiner Provinz besucht, und mit Hülfe des Präfekten und der andern literarischen Beamten die Examina abhält. Erst in Folge dieser dritten Prüfung wird dann einer bestimmten Anzahl von Candidaten der niedrigste literarische Grad, nemlich der eines Siu tshoi, zu deutsch 'blühendes Talent' ertheilt.

Ehe die Candidaten in den Examinationssaal treten, werden sie genau untersucht, und ihre Taschen, Gewänder, Schuhe und Schreibzeug durchforscht, damit nicht vorhergeschriebene Arbeit, oder andere Hülfsmittel der Composition mit eingeschmuggelt werden. Dessenungeachtet geschieht Unterschleif und Betrug aller möglichen Art. Die Wächter, welche das Geschäft des Untersuchens haben, können bestochen werden, daß sie kleine Miniatur-Ausgaben der wichtigsten Werke mit einschlüpfen lassen; für gute Bezahlung kann einer sogar einen Stellvertreter in den Examinationssaal hineinschicken, durch dessen Arbeit ihm dennoch das Diplom zu Theil werden kann; oder es weiß einer sich die Themata zum Voraus zu verschaffen und läßt dann Geschicktere als er selber ist, die Aufsätze schreiben, welche er dann mitnimmt und beim Examen nur abschreibt. Solche Ränke gehen jedoch nur an, wo die Examinatoren nicht selbst in den Betrug hineingezogen werden müßten. Diese kennen ihre große Verantwortlichkeit wohl und wissen, mit welch schweren Strafen sie heimgesucht würden, wenn ihnen betrügerisches Verfahren bei den Prüfungen nachgewiesen werden könnte. Erst im vorigen Jahr ist einer der höchsten Beamten in Peking, den man einen Oberstudienrath nennen könnte, öffentlich enthauptet worden, weil er im Examen einen begünstiget hatte, dessen Verdienste es nicht werth waren. Dieser Fall zeigt, daß dennoch auch bei den Examinatoren Betrügereien vorkommen können, und es ist wohl möglich, daß im Geheimen mehr Bestechungen geschehen, als man vermuthen würde.

Wenn die Candidaten alle in dem Saal ihre bestimmten Sitze

eingenommen haben, so werden die Pforten, Thüren, Fenster und andere Eingänge bewacht, um alle Communication nach Außen abzuschneiden. Der Saal ist angefüllt mit ängstlichen Bewerbern, die auf langen Sitzen geordnet sind, den Pinsel in der Hand, und fertig zu beginnen. Das Thema wird ausgegeben, und jeder schreibt sofort seine Abhandlung nieder. Dießmal währt das Examen nur einen Tag. Ein Signalschuß verkündet die Stunde, wo die Thüren geöffnet werden und die Studenten auseinander gehen können. Aus jedem Distrikt muß eine bestimmte Anzahl aufgenommen werden, die nach der Zahl der Bevölkerung bestimmt wird. Auf den Sinon-Distrikt, in welchem ich mich aufhielt, kamen nur drei Personen, denen bei diesem Examen das Glück zu Theil werden konnte, den Grad eines Siu tshoi zu erlangen. Ein solcher hat nun aber durchaus keinen Anspruch auf Anstellung. Er ist jetzt blos ausgezeichnet als ein blühendes Talent, was das Wort Siu tshoi besagt, das den Scheidungsprozeß der anfänglichen Examina glücklich überstanden hat, und berechtigt ist, die dreijährigen Prüfungen für den nächst höheren Grad zu besuchen. Indessen erhebt der Besitz des Grades eines Siu tshoi den Mann über das gemeine Volk. Er genießt größere Achtung in seinem Geburtsorte und bekommt mehr Einfluß; er wird mit vielen Beglückwünschungen von den Seinigen empfangen; Dankopfer werden gebracht für die Götter und für die Vorfahren, und mehrere Tage werden mit Gastmahlen und theatralischen Vorstellungen, welche immer der Ausdruck der Freude unter den Chinesen sind, zugebracht. Ein Siu tshoi kann möglicherweise seines Diploms auch wieder verlustig werden, wenn er seine Studien vernachläßigt. Deßhalb sind alle, welche diesen ersten Grad erlangt haben, verpflichtet, die Examina fortwährend zu besuchen bis in ihr sechzigstes Lebensjahr, selbst wenn sie in dieser ganzen Zeit nie einen höheren Grad erreichen. Die Berufsarten, denen sie sich allermittelst widmen, um sich einen Lebensunterhalt zu verschaffen, sind sehr verschieden. Tausende von ihnen erhalten Beschäftigung als Pädagogen und errichten Privat-Lehranstalten in der oben schon beschriebenen Art und Weise. Andere werden Advokaten, oder Schreiber in den öffentlichen Amtsstuben. Wieder Andere nehmen ihre Zuflucht zur Arzneikunde und werden Aerzte, oder verdienen sich Geld mit Briefschreiben und Abfassen von Verträgen und Formen, welche bei Geschäften in Betreff des Eigenthums üblich sind. Einige werden auch Schriftsteller und bemühen sich auf diese

[illegible]

[illegible]

[illegible] 7300

Zellen, die je 12 Quadratfuß messen und hoch genug sind, um darin zu stehen. Das Geräthe besteht aus einer Bank zum Sitzen und Schlafen und einem Tisch zum Schreiben und Essen. Die Zellen sind um eine Anzahl offener Höfe rund herum angelegt, empfangen ihre Luft und ihr Licht vom mittleren Hof, und sind der Beobachtung der Soldaten ausgesetzt, welche den Platz bewachen und darauf achten, daß niemand mit den eingeschlossenen Studenten den geringsten Verkehr unterhalte. Das Unangenehme der engen Zelle wird noch sehr vermehrt durch den Rauch, der vom Kochen in die Höhe steigt, welches im Hofe geschieht, und durch die Hitze des Wetters, die im September, wo diese Prüfungen statt haben, sehr groß ist. Mancher Student, der nicht im Stande ist, diese Strapazen auszuhalten, soll sich dort den Tod holen, aber die Hoffnung eines günstigen Erfolgs führt doch immer eine große Anzahl von Candidaten herbei.

„Wenn die Arbeiten gefertigt sind, kommen sie zuerst in die Hände einer niedern Prüfungscommission, welche untersucht, ob das vorgeschriebene Reglement in allen Stücken genau eingehalten worden sei. Kein Aufsatz darf mehr als 700 Schriftzeichen enthalten, aber auch nicht weniger als 100. Kein Wort darf über die rothen Linien hinausgeschrieben sein, womit das Examen-Papier linirt ist, dessen sich alle zu bedienen haben. Radiren oder corrigiren ist unter keinen Umständen gestattet. Aufsätze von früheren Examen dürfen nicht wiederholt werden. Jedes Versehen gegen diese Regeln würde die untere Prüfungscommission veranlassen, die Arbeit zu verwerfen und sie gar nicht in höhere Hände gelangen zu lassen. Fünfundzwanzig Tage sind der Prüfungscommission gestattet, um die Abhandlungen durchzusehen, und wenig lästigere Arbeiten können einer Commission ehrlicher Examinatoren auferlegt werden, als das Durchlesen von tausenden von Abhandlungen über ein Dutzend Gegenstände, durch welche nothwendiger Weise die eintönigste Einförmigkeit sich durchzieht und aus denen einige hundert der besten auszuwählen sind. Diese werden dann endlich den zwei kaiserlichen Examinatoren zur Beurtheilung vorgelegt, welche die letzte Entscheidung abgeben über die für befähigt zu Erklärenden, welche dann nach ihrem Verdienst geordnet werden. Bei der Verleihung von Aemtern richtet sich der Kaiser nach der Ordnung der Namen von diesem und dem höhern Examen. Der Grad eines Ki nyin berechtigt den Besitzer zu einer Anstellung nach einigen Jahren, während der nächst höhere Grad eines Doctors dem Besitzer

oder jene Art Gewinn aus ihrer Gelehrsamkeit zu ziehen. Nicht wenige kommen auch an den Bettelstab, oder müssen sich durch Verrichtung von niedrigen Handarbeiten ihr Brod verdienen.

Die Prüfungen für den zweiten Grad finden alle drei Jahre in der Hauptstadt jeder Provinz unter der Leitung zweier kaiserlichen Examinatoren statt, die zu dem Zwecke von Peking geschickt werden, und die von den an Ort und Stelle sich befindenden literarischen Beamten unterstützt werden. Da die Candidaten einer ganzen Provinz sich zu diesem Examen in der Hauptstadt einfinden, so steigt ihre Zahl oft auf 8—10,000 und noch höher; aber nur der hundertste Theil von diesen kann das zweite Diplom eines Ki nyin oder Licentiaten erlangen. Hier werden Themata gegeben aus den vier Büchern und fünf Classikern, und es wird außerdem in Geschichte und Rechtspflege examinirt, indem Thesen gegeben werden, die sich auf zweifelhafte Gegenstände der Regierung oder auf solche Fragen beziehen, die bei der Verwaltung der Staatsangelegenheiten erhoben werden können. Folgende Beschreibung eines solchen Examens für Licentiaten, gehalten in Nanking, aus der Feder eines Engländers, wird genauere Einsicht gewähren:

„Die Provinz Kiang nan, von der Nanking die Hauptstadt ist, hat 16 Präfekturen, und die Zahl der Candidaten, welche sich bei der Prüfung für den zweiten Grad in Nanking einfinden, ist sehr groß. Im Durchschnitt darf man ihrer 20,000 rechnen, von denen ungefähr 200 im Examen bestehen und das Diplom eines Ki nyin erhalten können. Außer den zwei kaiserlichen Examinatoren, welche expreß von Peking geschickt werden, beläuft sich die Zahl der bei einem solchen Examen beschäftigten literarischen Beamten auf 65, nebst noch einer Menge untergeordneten Diener. Wenn die Candidaten das Examinationslokal betreten, werden sie untersucht, ob sie keine Bücher oder sonst Schriftliches bei sich tragen, dessen sie sich als einer unberechtigten Hülfeleistung bei ihrer Arbeit bedienen könnten, auch werden die strengsten Vorsichtsmaßregeln ergriffen, jede Communication mit der Außenwelt oder unter sich zu verhindern, so lange sie sich in dem Examinationslokal befinden. Drei Abtheilungen von Thematen werden ausgegeben, von denen jede zwei Tage und eine Nacht in Anspruch nimmt, und ehe diese Zeit abgelaufen ist, darf keiner das ihm zugewiesene Zimmer verlassen. Was sie gebrauchen zum Essen und zum Schlafen, nehmen sie mit. Die Examinationshalle enthält 7500

Zellen, die je 12 Quadratfuß messen und hoch genug sind, um darin zu stehen. Das Geräthe besteht aus einer Bank zum Sitzen und Schlafen und einem Tisch zum Schreiben und Essen. Die Zellen sind um eine Anzahl offener Höfe rund herum angelegt, empfangen ihre Luft und ihr Licht vom mittleren Hof, und sind der Beobachtung der Soldaten ausgesetzt, welche den Platz bewachen und darauf achten, daß niemand mit den eingeschlossenen Studenten den geringsten Verkehr unterhalte. Das Unangenehme der engen Zelle wird noch sehr vermehrt durch den Rauch, der vom Kochen in die Höhe steigt, welches im Hofe geschieht, und durch die Hitze des Wetters, die im September, wo diese Prüfungen statt haben, sehr groß ist. Mancher Student, der nicht im Stande ist, diese Strapazen auszuhalten, soll sich dort den Tod holen, aber die Hoffnung eines günstigen Erfolgs führt doch immer eine große Anzahl von Candidaten herbei.

„Wenn die Arbeiten gefertigt sind, kommen sie zuerst in die Hände einer niedern Prüfungscommission, welche untersucht, ob das vorgeschriebene Reglement in allen Stücken genau eingehalten worden sei. Kein Aufsatz darf mehr als 700 Schriftzeichen enthalten, aber auch nicht weniger als 100. Kein Wort darf über die rothen Linien hinausgeschrieben sein, womit das Examen-Papier linirt ist, dessen sich alle zu bedienen haben. Radiren oder corrigiren ist unter keinen Umständen gestattet. Aufsätze von früheren Examen dürfen nicht wiederholt werden. Jedes Versehen gegen diese Regeln würde die untere Prüfungscommission veranlassen, die Arbeit zu verwerfen und sie gar nicht in höhere Hände gelangen zu lassen. Fünfundzwanzig Tage sind der Prüfungscommission gestattet, um die Abhandlungen durchzusehen, und wenig lästigere Arbeiten können einer Commission ehrlicher Examinatoren auferlegt werden, als das Durchlesen von tausenden von Abhandlungen über ein Dutzend Gegenstände, durch welche nothwendiger Weise die eintönigste Einförmigkeit sich durchzieht und aus denen einige hundert der besten auszuwählen sind. Diese werden dann endlich den zwei kaiserlichen Examinatoren zur Beurtheilung vorgelegt, welche die letzte Entscheidung abgeben über die für befähigt zu Erklärenden, welche dann nach ihrem Verdienst geordnet werden. Bei der Verleihung von Aemtern richtet sich der Kaiser nach der Ordnung der Namen von diesem und dem höhern Examen. Der Grad eines Ki nyin berechtigt den Besitzer zu einer Anstellung nach einigen Jahren, während der nächst höhere Grad eines Doctors dem Besitzer

ungesäumt eine Magistratur zusichert. Es ist leicht einzusehen, daß aus einer Anzahl von 20,000 Candidaten ebensogut 2000 als nur 200 tüchtige Männer ausgewählt werden könnten. Die Menge der in ihren Erwartungen Getäuschten muß sich dann freuen über den glücklichen Erfolg der Wenigen und sich trösten mit der Hoffnung eines besseren Glücks bei der nächsten Gelegenheit. Schon das Besuchen der Examina an und für sich ist eine Ehrensache, während das Durchfallen nie zur Schande gereicht. Der heilsame Einfluß, den dieses wissenschaftliche Streben auf den Charakter des Volkes haben muß, ist wohl ins Auge zu fassen. Mit Recht bemerkt einer hierüber: Wie viel besser für das Wohl der Gesellschaft ist dieser Kampfplatz, als das Lager, oder der feudale Hof, der Turnierplatz oder das Kloster.

„An den ersten Tagen des Examens werden die Themata aus den vier Büchern gewählt, nebst einer Aufgabe zum Versemachen. An den folgenden Tagen bilden die fünf Classiker den Gegenstand, über welchen Compositionen gemacht werden müssen, indem aus jedem ein Thema aufgegeben wird. Endlich werden fünf Aufgaben verschiedener Art gegeben, welche zu bearbeiten eine ausgedehnte Belesenheit in der allgemeiner Literatur erfordert, außer dem Studium der classischen Bücher.

„Die erste dieser Aufgaben bewegt sich in dem Bereiche der Commentatoren zu den classischen Büchern und es wird z. B. gefragt:

„Tschu tzu in seinem Commentar zu dem Schu kin bedient sich vier Autoren, welche zuweilen zu viel sagen und zuweilen zu wenig. Zuweilen sind ihre Erklärungen forcirt und dann wieder zu geschmückt: was habt ihr darüber zu bemerken? Unter der Han-Dynastie gab es drei Commentatoren zu dem Yit kin, deren Erklärungen und Eintheilung in Kapitel und Perioden alle verschieden sind: könnt ihr Rechenschaft darüber geben? Dabei ist gesagt: Unter unserer gegenwärtigen Dynastie ist die Wissenschaft und Literatur in einem sehr blühenden Zustande. Ihr Candidaten habt Jahre lang studiert. Jeder von euch mache Gebrauch von dem was er weiß, und erwiedere auf diese Fragen.

„Die zweite Aufgabe hat die Geschichte zum Gegenstand und ladet die Candidaten zu einer Critik ein über die geschichtlichen Werke jeder Dynastie der Reihe nach, von Szuma dem Herodot der Chinesen, bis auf die Ming-Dynastie.

„Es leuchtet ein, daß dieses Examen kein Kinderspiel sein kann, wenn solche umfassende Fragen vorgelegt werden. Die Fragen lau-

teten: Als Szuma seine Geschichte abfaßte, nahm er die heiligen Bücher und alten Berichte und ordnete die Thatsachen, welche in denselben detaillirt sind. Einige haben ihn beschuldigt, daß er die Tauisten ungebührlich hervorgehoben und zu hoch von Reichthum und Macht gedacht habe. Pan ku, ein Geschichtschreiber unter der Han-Dynastie, ist klar und umfassend; aber über Astronomie und die fünf Elemente hat er mehr als genug geschrieben. Könnt ihr Beispiele und Beweise für diese Angaben aufstellen. Tschin schau hatte bewundernswürdige Fähigkeiten für Geschichtschreibung. In seinem Werk über die drei Königreiche hat er den Tschu kot liang heruntergesetzt und den J und J, zwei andere berühmte Charaktere, leichtlich behandelt. Was sagt er von denselben?

„Die dritte Aufgabe stellt den Candidaten Fragen über die alte und moderne Eintheilung des Reichs. Sie werden aufgefordert, Autoritäten anzuführen, welche die früheste Eintheilung in neun Provinzen berichten, die Veränderungen, welche darauf folgten und die Abweichungen der verschiedenen Autoren in ihren Berichten. Dann wird nach den Veränderungen gefragt, welche unter späteren Dynastien geschehen in Beziehung auf die Zahl der Provinzen, ihre Benennung und die Art ihrer Verwaltung. Es ist dann hinzugefügt, daß da der Umfang des Reichs bedeutend zugenommen habe, im Vergleich mit früheren Zeiten fleißiges Studium auf Geographie verwendet werden sollte; die Candidaten werden deßhalb aufgefordert, ihre Kenntnisse nicht zu verbergen, sondern alles anzugeben, was sie in diesem Fache wüßten.

„Die nächste Aufgabe handelt über Bücher. Die Candidaten werden ersucht zu sagen, wo die Berichte zu finden seien über gewisse Bücher des hohen Alterthums, die verloren gegangen; und welche Kaiser sich Mühe gegeben haben zur Erhaltung der Bücher und zur Errichtung von Bibliotheken. Es wird gefragt: Die Suy-Dynastie (581—617) sammelte Bücher in einer Anzahl von 370,000. Diese wurden aber durch eine Auswahl reduzirt auf 37,000, wo war die Bibliothek, in der sie aufbewahrt worden, und wer verrichtete die Arbeit des Auswählens? Auch werden Fragen gemacht, was für Bücher-Cataloge gemacht, und welche Methoden befolgt worden, die Bücher zu classifiziren. Es ist dabei wohlgefällig hinzugefügt: Die Provinz Kiangnan hat immer hervorgeragt durch ihre Männer von Gelehrsamkeit und feiner Bildung, wollt ihr nicht beweisen, daß auch

ihr Anspruch auf einen solchen Charakter habt, indem ihr eine gründliche Beantwortung dieser Fragen machet?

„Die letzte Aufgabe ist über die Wasserläufe und Schleußen in dem östlichen Theil der Provinz. Die Fragen beginnen mit den hydraulischen Heldenthaten des Kaisers Ta yi, und ein Bericht wird verlangt über die früheren Namen dieser Regierung; dann wird gefragt, wie es komme, daß der Fluß Wu song so wohlthätig sei für die umliegenden Departemente, indem er bei Su tschau den Wassern des großen See's einen Ausfluß gewähre. Zum Schluß ist gesagt: Unser Kaiser sucht immer das Wohl des Volks zu befördern. Ihr, die ihr Bewohner dieser Provinz seid, solltet gründlich unterrichtet sein über die Wasser-Communicationen derselben. Zeiget eure Kenntnisse und beweiset dadurch, daß ihr tauglich seid, Sr. Majestät vorgestellt zu werden.

„Der Styl in Abhandlungen dieser Art darf freier sein, indem schon der Inhalt es mit sich bringt, daß man sich hier nicht an die achtgliedrige Aufsatzform binden kann. Bei den Arbeiten über die Themata aus den classischen Büchern wird auf streng classischen Styl und feine Composition gesehen.

„Die Existenz dieser Prüfungen ist hinreichend genug, den Anspruch China's auf eine Stelle unter den civilisirten und literarischen Nationen zu rechtfertigen. So lange diese bestehen, kann auch der Geist des Studierens und die Liebe zu Büchern nicht aussterben. Die Sonderbarkeiten des Landes, die dem Fremden so sehr in die Augen fallen, müssen uns doch die Umstände nicht vergessen lassen, welche unsere Sympathie und Bewunderung hervorrufen. Eine große Anzahl aus dem Volk verwendet ihre Jugendjahre auf das Studium einer reichen und ausgedehnten Literatur, und erhält so eine Erziehung, die in gewisser Beziehung dem ähnlich ist, was den Europäern durch das Studium der classischen Sprachen gewährt wird. Sie lernen dadurch ihre Gedanken in einer kunstreichen und vollendeten Schreibart auszudrücken, der selbst Europäer, welche sie näher kennen gelernt haben, ihre Bewunderung nicht versagen können. Die am höchsten geschätzte Reputation unter ihnen ist eine solche, welche durch einen langen und mühsamen Cursus von Studien erworben wird. Dieß darf uns wohl verhindern, die Chinesen zu verachten und sie als ein Volk darzustellen, das ausschließlich einem gemeinen und schmutzigen Leben ergeben sei."

Wenn die Entscheidung über die Graduirten erfolgt ist, so werden ihre Namen öffentlich bekannt gemacht. Gedruckte Verzeichnisse derselben werden in den Straßen feil geboten, und gehen durch die ganze Provinz. Eine Proklamation, welche diese Namen enthält, wird unter drei Salvenschüssen an dem Geschäftsbureau des Unterstatthalters angeklebt. Seine Excellenz kommt heraus und verneigt sich dreimal gegen die Namen der promovirten Männer und kehrt dann unter einer andern Salve zurück. An einem bestimmten Tage wird ihnen von den Statthaltern, Commissären und hohen Provinzialbeamten im Palaste des Unterstatthalters ein Banquet gegeben. Niederere Beamte warten als Diener auf, und zwei phantastisch gekleidete Bursche, welche Olivenzweige in ihren Händen haben, zieren den Auftritt mit diesem Symbol literarischer Auszeichnung. Ein Ki nyin oder Lizentiat hat das Recht, eine Flagge vor seinem Hause aufzupflanzen; die Achtung, die er in seiner Heimath genießt, und der Einfluß, den er ausüben darf, steigen mit seiner erhöhten Würde. Der dritte Grad der Tsin szu oder Doctoren, wird alle drei Jahre in Peking an erfolgreiche Lizentiaten ertheilt. Das Verfahren bei dieser Prüfung ist das nemliche, wie in den Provinzen, nur daß die Examinatoren von höherem Range sind. Die Themata werden aus denselben Werken genommen, und die Abhandlungen sind fast nur Wiederholungen derselben Gedankenfolge und Beweise. Die für würdig befundenen Doctoren werden dem Kaiser vorgestellt und erweisen ihm ihre Ehrfurcht nach der chinesischen Sitte des Niederwerfens vor Sr. Majestät, wobei die Stirne den Boden berühren muß. Die drei ersten erhalten von dem Kaiser eine Belohnung. Die Graduirten werden sämmtlich auf eine Liste der Bewerber um Beförderung von dem Ministerium der Civilbeamten eingetragen, um bei der ersten Erledigung angestellt zu werden.

Der vierte und höchste Grad ist der eines Han lin oder Mitglieds der kaiserlichen Akademie. Die alle drei Jahre stattfindende Prüfung für diese Auszeichnung wird im kaiserliche Palaste gehalten und übertrifft natürlich alle andern an Ehre, da sie in Gegenwart der höchsten Personen im Reich vorgenommen wird. Die Erlangung dieses Grades ist so viel, als die Erlangung eines Amtes, indem die Mitglieder der Akademie Gehalte bekommen und auf verschiedene Weise im Staatsdienste verwendet werden.

Aus dem Bisherigen geht hervor, daß es nur eine Art von

Prüfungen gibt, denen sich alle diejenigen unterwerfen müssen, welche eine Anstellung im Staatsdienst begehren, sei es in welcher Branche es wolle. Ob nun freilich ein Gelehrter nothwendig auch einen guten Beamten abgebe, ist eine andere Frage, die jedoch in China mit Ja beantwortet wird.

Außer diesen wissenschaftlichen Prüfungen bestehen nur noch die militärischen. Dieselben sind von der gegenwärtigen Dynastie zur Hebung des Kriegswesens eingeführt worden. Die Grade der Militärs entsprechen denen der Civilbeamten, stehen aber an Achtung weit unter denselben und werden auch viel weniger eifrig und zahlreich begehrt. Die Candidaten müssen ihre Kunst zeigen im Reiten, Bogenschießen und Fechten. Auch müssen Proben der Stärke gegeben werden, welches geschieht durch das Biegen starker Bogen, das Schwingen gewichtiger Schwerdter und das Aufheben von Gewichten. Um graduirt zu werden, muß einer dreimal im Galopp die Scheibe mit seinem Pfeil treffen und auch sonst Geschicklichkeit zeigen in gymnastischen Uebungen, während eine Kenntniß der Taktik, Geschützkunst, Kriegsbaukunst oder Befestigungskunst nicht gefordert wird. Auch befähigt ein nnd dasselbe Examen zu einer Offiziersstelle in der Armee, wie in der Flotte. Man wird sich deßhalb nicht verwundern, daß das Kriegswesen in China auf schlechten Füßen steht, so daß es den Europäern nie sehr schwer werden kann, den Sieg davon zu tragen, wenn sich die Chinesen in offenem Kampfe mit ihnen messen sollen. Kanonen sind zwar im Gebrauch bei ihnen, auch treten allmälig Schießgewehre an die Stelle von Pfeil und Bogen bei den Soldaten; aber es fehlt an Kenntniß und Muth, und wenn die Chinesen auch lange vor uns das Pulver erfunden haben, so sind sie doch in der Anwendung desselben und in der Kriegskunst überhaupt weit hinter den Europäern zurückgeblieben.

Auf gleiche Weise ist es ihnen in anderen Fächern der Wissenschaft ergangen. Schon vor 4000 Jahren verstanden sie astronomische Beobachtungen zu machen, die damals ganz richtig gewesen zu sein scheinen, nnd doch können sie jetzt nicht einmal ohne Hülfe der Europäer die Berechnungen machen, um ihren Kalender zu Stande zu bringen, und sind ihnen dabei die katholischen Missionare behülflich gewesen. Ebenso hat schon einer ihrer ersten Kaiser die Entdeckung gemacht, daß gewisse Kräuter dienlich seien zur Heilung gewisser Krankheiten, aber bei dieser Kräuterkunde stehen die Chinesen noch jetzt, ohne daß sich die Heilkunde zur Wissenschaft erhoben hätte, und die

Aerzte studieren alle blos privatim, haben nie ein Examen zu bestehen, noch Jemanden Rechenschaft darüber abzulegen, ob sie eine Kenntniß des menschlichen Körpers und der denselben afficirenden Krankheiten besitzen. Der Aberglaube spielt ohnehin noch eine große Rolle in der chinesischen Medizin, und die Aerzte sind meistens Quacksalber.

[illegible]

[illegible]

gabung besitzen und Verstand genug haben, ihre eigene Natur zur Vollkommenheit zu bringen. Diese erhalten dann den Befehl des Himmels, Fürsten des Volkes zu werden, um dasselbe zu regieren und zu lehren, wie sie in Uebereinstimmung mit dem Himmel, d. h. in Uebereinstimmung mit den in sie gelegten tugendhaften Anlagen leben sollen. So ist es denn der Beruf eines Fürsten, anzuknüpfen an dem Werke, das der Himmel im Menschen begonnen, und dasselbe zu dem Ziele der Vollkommenheit zu bringen. Fürst und Unterthan stehen deßhalb in demselben Verhältniß zu einander, wie die beiden Urprinzipien in der Natur (s. Vorlesung über die Geschichte). Der Kaiser repräsentirt die Urkraft, die da schafft, bewegt, bildet; und die Unterthanen repräsentiren die Urmaterie, denn sie sind der bildsame Stoff, den das Wirken des Kaisers zum Gegenstand hat. Wie aber die Kräfte in der Natur nicht willkürlich walten, sondern nothwendigen Gesetzen unterworfen sind, so findet dieß gleicherweise in dem Staate statt. Fürst und Unterthanen sind denselben himmlischen Gesetzen unterworfen, und wie auf Seiten der Unterthanen Gehorsam gegen den Kaiser identisch ist mit Gehorsam gegen den Himmel, so ist es auf Seiten des Kaisers dessen heiligste Pflicht, nicht nach eigener Willkür zu regieren, sondern Vertreter und Organ des Himmels zu sein, durch dessen Bestimmung und Einsetzung er seine Macht und Würde erlangt hat, die er nun einzig dazu benützen soll, das Volk so zu regieren, daß die Idee des himmlischen Wesens, nemlich Ordnung und Friede auf Erden verwirklicht werde. Nur so kann er Sohn des Himmels sein, was er durchaus nicht ist von Geburt aus. Die Geschichte enthält Beispiele, daß z. B. Schun, einer der größten Kaiser China's, der Sohn eines Taglöhners gewesen, und daß Hong wu, der große Gründer der Ming-Dynastie, ein Barbier gewesen sei. Die hohe Verehrung, welche die Chinesen ihrem Kaiser zollen, betrifft deßhalb auch nicht seine Person, sondern sein Amt. Es ist wahr, daß sie sich vor ihm niederwerfen auf dieselbe Weise, wie sie dieß vor ihren Göttern thun; aber dasselbe thut das Volk auch vor den Beamten. Diese Niederwerfungen geschehen sogar vor dem kaiserlichen Throne, wenn der Kaiser nicht einmal darauf sitzt, ja in allen Regierungsoffizen befindet sich ein solcher Thron, der die Gegenwart des Kaisers vertreten soll, und wenn ein Beamter eine kaiserliche Depesche empfängt, so muß er sich erst vor diesem Throne niederwerfen, und dann darf er die Depesche erbrechen. In jeder Amtsstadt ist ein Tempel, ge-



Ein Mandarin empfängt vom Kaiser das Amtssigill.

nannt wan schu kiung, in welchem die Tafeln der verstorbenen Kaiser, so wie eine für den lebenden aufgestellt sind. An jedem ersten und fünfzehnten Tag des Monats, besonders aber am Geburtstag des regierenden Kaisers müssen sich die Beamten dorthin begeben, um sich niederzuwerfen und Weihrauch zu verbrennen. Schön sagt Wuttke in seinem Werke: die Geschichte des Heidenthums, 2r Thl. § 62: „Der Kaiser von China hat die Bestimmung, ein wirklicher Sohn und Vertreter des Himmels zu sein; aber er ist es nur dann, wenn er sich durch Weisheit und Tugend dieser Stellung würdig macht; ein lasterhafter und thörichter Kaiser ist unberechtigt, das Reich der Mitte zu regieren. Die Kaiserwürde steht und fällt mit der geistigen und sittlichen Würdigkeit, und durch Laster verwirkt der Kaiser seine hohe Würde. Der Chinese macht mit dem 'Kaiser von des Himmels Gnaden' vollen und gewaltigen Ernst; es ist ihm die himmlische Berufung nicht eine

leere Formel, nicht eine Stütze des Hochmuths und selbstgefälliger Verblendung, sondern sie ist ihm eine ernste Mahnung, ja eine drohende Stimme an den Kaiser, welcher nur durch einen himmlischen Charakter sich seiner Berufung würdig und fähig macht, und durch Laster derselben verlustig gehen kann." Daraus geht dann auch hervor, daß China dem Prinzip nach kein despotischer Staat ist. Der Kaiser soll Vater des Volkes sein. Versieht er sich dann auf der einen Seite eines kindlichen Gehorsams zu seinen Unterthanen gegen ihn, so liegt auf der andern Seite auch alle Sorge für des Volkes leibliches und geistiges Wohl auf ihm.

Wir haben in der Vorlesung über die Geschichte gesehen, wie aller Anfang von Bildung, alle Erfindungen von Künsten und Wissenschaften den ersten Kaisern zugeschrieben worden. So soll der Kaiser auch ein Vorbild der Tugend sein, dem das Volk nachahmen könne, und die erste Verantwortlichkeit für die Sünde des Volks fällt auf den Kaiser zurück. Wenn er es nemlich recht regiert und selbst mit einem guten Beispiel vorangeht, so wird das Volk kraft der tugendhaften Anlagen, die einem Jeden vom Himmel eingepflanzt sind, naturgemäß auf dem Pfade der Tugend wandeln. Nimmt aber das Laster überhand unter dem Volke, so ist das nur die Folge einer schlechten Regierung und eines bösen Beispiels des Fürsten. Ungeheuer ist deßhalb die Verantwortlichkeit, die auf einem chinesischen Kaiser ruht, indem nicht allein der moralisch gute oder schlechte Zustand seines Volks von ihm abhängig gemacht wird, sondern auch als Folge davon die Erhaltung oder Zerrüttung des Staates, ja noch weiter hinaus, der ruhige, Glück und Segen bringende Verlauf der Natur oder Störung in derselben, welche Unglück verursachen und das endliche Verderben bringen. Des Staates Ordnung hält die Welt in Ordnung und des Staates Zerrüttung stört das Leben der Natur. Erdbeben, Ungewitter, Ueberschwemmungen, Dürre, Pestilenz, Hungersnoth und andere Calamitäten sind die natürlichen Folgen einer schlechten Regierung, und es ist deßhalb eine uralte Sitte in China, daß der Kaiser in solchen Fällen öffentlich Buße thut, vor dem Himmel seine Sünden bekennt und um gnädige Abwendung des verdienten Uebels bittet. Bei der in der Vorlesung über die Geschichte China's erwähnten siebenjährigen Dürre ums Jahr 1766 vor Chr. begab sich der damals regierende Kaiser Schin thong in einen Maulbeerwald und klagte sich vor Schangti über sechs ihm bewußte Fehler seines

Prüfungen gibt, denen sich alle diejenigen unterwerfen müssen, welche eine Anstellung im Staatsdienst begehren, sei es in welcher Branche es wolle. Ob nun freilich ein Gelehrter nothwendig auch einen guten Beamten abgebe, ist eine andere Frage, die jedoch in China mit Ja beantwortet wird.

Außer diesen wissenschaftlichen Prüfungen bestehen nur noch die militärischen. Dieselben sind von der gegenwärtigen Dynastie zur Hebung des Kriegswesens eingeführt worden. Die Grade der Militärs entsprechen denen der Civilbeamten, stehen aber an Achtung weit unter denselben und werden auch viel weniger eifrig und zahlreich begehrt. Die Candidaten müssen ihre Kunst zeigen im Reiten, Bogenschießen und Fechten. Auch müssen Proben der Stärke gegeben werden, welches geschieht durch das Biegen starker Bogen, das Schwingen gewichtiger Schwerdter und das Aufheben von Gewichten. Um graduirt zu werden, muß einer dreimal im Galopp die Scheibe mit seinem Pfeil treffen und auch sonst Geschicklichkeit zeigen in gymnastischen Uebungen, während eine Kenntniß der Taktik, Geschützkunst, Kriegsbaukunst oder Befestigungskunst nicht gefordert wird. Auch befähigt ein und dasselbe Examen zu einer Offiziersstelle in der Armee, wie in der Flotte. Man wird sich deßhalb nicht verwundern, daß das Kriegswesen in China auf schlechten Füßen steht, so daß es den Europäern nie sehr schwer werden kann, den Sieg davon zu tragen, wenn sich die Chinesen in offenem Kampfe mit ihnen messen sollen. Kanonen sind zwar im Gebrauch bei ihnen, auch treten allmälig Schießgewehre an die Stelle von Pfeil und Bogen bei den Soldaten; aber es fehlt an Kenntniß und Muth, und wenn die Chinesen auch lange vor uns das Pulver erfunden haben, so sind sie doch in der Anwendung desselben und in der Kriegskunst überhaupt weit hinter den Europäern zurückgeblieben.

Auf gleiche Weise ist es ihnen in anderen Fächern der Wissenschaft ergangen. Schon vor 4000 Jahren verstanden sie astronomische Beobachtungen zu machen, die damals ganz richtig gewesen zu sein scheinen, nnd doch können sie jetzt nicht einmal ohne Hülfe der Europäer die Berechnungen machen, um ihren Kalender zu Stande zu bringen, und sind ihnen dabei die katholischen Missionare behülflich gewesen. Ebenso hat schon einer ihrer ersten Kaiser die Entdeckung gemacht, daß gewisse Kräuter dienlich seien zur Heilung gewisser Krankheiten, aber bei dieser Kräuterkunde stehen die Chinesen noch jetzt, ohne daß sich die Heilkunde zur Wissenschaft erhoben hätte, und die

betrachten ist. Sie läßt sich selbst in ihren frühesten Nachrichten leicht verfolgen, wird mit der größten Eindringlichkeit in den Schriften ihrer ersten Philosophen und Gesetzgeber eingeprägt, hat jede auf einander folgende Dynastie und alle Veränderungen und Revolutionen, welche der Staat erlitten hat, überlebt, und wird noch jetzt wie durch das Gesetz, so durch die öffentliche Meinung aufrecht erhalten. Eine auf so hoch geschätzter und in so ausgedehntem Maßstabe angewendeter Basis der väterlichen Gewalt begründete Regierung besitzt sicherlich den Vortheil, direkt durch die unveränderlichen und ewig wirksamen Gesetze der Natur geheiligt zu sein, und muß demnach einen Grad von Festigkeit und Dauerhaftigkeit erlangen, den man von Regierungen, welche auf die zufällige Superiorität einzelner Individuen entweder durch Kraft oder Fähigkeit gegründet, und nur durch den erblichen Einfluß besonderer Familien fortgesetzt werden, nie erwarten kann. Die elterliche Gewalt und Berechtigung scheint die in die Augen fallendste und achtungswertheste Grundlage und die elterliche Achtung und Liebe der liebenswürdigste Charakter zu sein, womit die Macht der Behörde und des Souverains bekleidet sein kann, und sind diejenigen Eigenschaften, bei denen eine lange Dauer am ehesten zu vermuthen ist. Durch solche Prinzipien haben sich die Chinesen seit ihrer frühesten Existenz als ein Volk ausgezeichnet; durch solche Bande wird die ungeheure und noch immer wachsende Bevölkerung von China stets zu einem Volke vereint, das einer obersten Regierung unterworfen und in Gewohnheit Sitten und Sprache gleichförmig ist. In diesem Zustande kann sie trotz aller innerlichen und äußerlichen Stöße möglicherweise noch sehr lange bestehen."

Nur so lange ein Kaiser seine Vaterpflicht an dem Volke erfüllt, darf er auch Anspruch machen auf den kindlichen Gehorsam desselben. Wenn er aber das Volk bedrückt, statt für dasselbe väterlich zu sorgen, wenn er statt des Himmels Ordnung nur seinen eigenen Willen zur Richtschnur nimmt, wenn er statt ein Vorbild der Tugend zu sein, den Lastern fröhnt und dadurch das Gleichgewicht der Welt stört und das Glück des Volkes untergräbt, so hat er sein Recht auf den Thron verwirkt, das Volk ist seiner Unterthanenpflicht entbunden und hat das Recht, einen andern Regenten zu suchen, unter dessen Scepter es glücklich und zufrieden leben kann. Dieses Recht ist dem chinesischen Volke durch Confuzius und alle Weisen China's gewahrt worden, und die Geschichte hat nicht ermangelt, Beispiele genung beizu-

bringen, in welchen die Ausübung desselben thatsächlich nachgewiesen ist. Das in der öffentlichen Meinung, wie in der Geschichtschreibung sich aussprechende Urtheil des Volks ist es hauptsächlich, was der Kaiser zu fürchten hat, weil dieß als eine heilsame Schranke dem despotischen Mißbrauch seiner sonst unumschränkten Macht entgegensteht. Es besteht am kaiserlichen Hofe ein eigenes Collegium von Historiographen, das schon der dritte Kaiser des Reichs bald nach 2700 v. Chr. eingesetzt haben soll, dessen Aufgabe es ist, das Leben und die Handlungen des jeweiligen Kaisers genau zu beschreiben, und alles, was Rühmliches oder Tadelnswerthes von dem Regenten gesagt werden kann, der Nachwelt zu überliefern. Der lebende Kaiser darf zwar selbst nie diese Dokumente sehen, aber in der Geschichte der Vergangenheit findet er den Maßstab, den das Bewußtsein des Volks an die Kaiser legt, und es hängt ganz nur von ihm selber ab, welches Urtheil die Geschichtschreibung über ihn aussprechen kann.

Von den 21 Dynastien China's haben die meisten durch Schwäche und Laster unwürdig geendet. Wenn nun das Volk seufzte unter dem Druck der schlechten Regierung und den Himmel um Hülfe anrief, so erhörte dieser die Stimme der Nothleidenden und erweckte einen Rächer, der den Unwürdigen vom Throne stieß, damit ein würdigerer Stellvertreter des Himmels seinen Platz einnehmen konnte. Der Hergang solcher politischer Umwälzungen ist in der Geschichte genau beschrieben und soll dadurch der Grundsatz immer wieder aufs Neue ins Licht gestellt werden, daß die Kaiserwürde ein Amt sei, mit dem der Himmel ein menschliches Individuum betraue zur Ausübung der himmlischen Gesetze, daß der Himmel aber keine einseitige Vorliebe für irgend welche Person habe, sondern nur den Thron dessen befestige, der es verstehe, durch gutes Regiment das Volk glücklich zu machen.

Folgendes ist die Geschichte des ersten Dynastie-Wechsels in China. Die Hia — siehe Vorlesung über die Geschichte — endigte mit dem siebzehnten Kaiser dieser Dynastie. Sein Name war Kiet kwui, ein Wüstling, der sich durch große Lasterhaftigkeit auszeichnete. Um die Mittel zu seinen ungeheuren Verschwendungen zu bekommen, plünderte er die reichen Unterthanen und verübte die schändlichsten Grausamkeiten. Treue Minister ließen es nicht fehlen an Ermahnungen und Warnungen; aber der Kaiser antwortete: „Bin ich nicht unbeschränkter Herr, wird man wagen, sich zu empören? Ich fürchte

nichts; ich bin sicher, daß ich nicht eher aufhören werde zu herrschen, als wenn die Sonne aufhört, die Welt zu erleuchten.“ Da erhob sich Schin thong, der Fürst vom Staate Schang, aufgefordert durch den Minister Y yn, um dem Unwesen ein Ende zu machen. Die Erscheinung einer Doppelsonne und furchtbares Erdbeben kündigten das nahe Ende des Herrscherhauses an. Nachdem er den Himmel im Gebet angerufen, redete er seine Truppen folgendermaßen an: „Ich bin nur gering, wie sollte ich es wagen, Unruhen in das Reich zu bringen; aber die Kaiser der Hia-Dynastie haben schwere Sünden begangen, und der Himmel hat ihren Untergang beschlossen. Ich fürchte den höchsten Herrscher und würde nicht wagen, mich der Bestrafung der Hia zu entziehen. Der Kaiser saugt seine Unterthanen aus und richtet seine Hauptstadt zu Grunde. Seine Völker, ohne Einigung, sind wenig geneigt, ihm zu dienen, und vergeblich rühmt er sich, daß er erst aufhören werde Kaiser zu sein, wenn die Sonne nicht mehr aufgehen werde. Solches Benehmen der Hia fordert, daß ich zu Felde ziehe. Helft mir den Befehl des Himmels auszuführen und die Hia zu bestrafen.“ Kiet kwui wurde gestürzt und Schin thong übernahm die Regierung, worauf er abermals zum Volke sprach: „Der Hia-Fürst hat das Licht der Vernunft verlöscht, seinen Völkern tausend Unbilden zugefügt und sie unterdrückt; nicht im Stande, solche Grausamkeiten zu ertragen, haben sie den oberen und unteren Geistern kund gethan, daß sie ungerecht unterdrückt seien. Darum ließ der Himmel, um die Sünden der Hia kund zu machen, all dieß Unglück auf ihn kommen. So lange die alten Könige der Hia nur der Vernunft folgten, schlug sie der Himmel nicht mit Unglück; alles war in Ordnung in den Bergen, Flüssen und unter den Thieren; aber als ihre Nachfolger aufhörten, den Vorfahren nachzuahmen, strafte sie der Himmel durch endloses Mißgeschick; er bediente sich unseres Armes, um uns die Herrschaft zu geben.“ Der Erfolg ist es hauptsächlich, welcher einen solchen politischen Reformator legitimiren muß, denn erst dadurch wird das Volk überzeugt, daß er einer göttlichen Sendung folgte, und fällt ihm in diesem Falle auch zu. Es erwartet aber von dem neuen Regenten durchaus keine Neuerungen in der Staatseinrichtung; sondern nur Wiederherstellung des Alten und treue Bewahrung der aus der geheiligten Vorzeit überlieferten Gesetze und Einrichtungen. Nur dadurch ist es auch ausländischen Eroberern des chinesischen Reiches, wie den Mongolen und Mantschu-Tartaren gelungen, den Thron zu

behaupten. Der conservative Charakter der Chinesen hat sich nichts Mongolisches oder Mantschurisches aufbringen lassen, sondern hat im Gegentheil diese ausländischen Völker chinesisirt, so daß die Eroberer China's sich immer von den Eroberten erst bilden ließen. Seit den letzten zehn Jahren befindet sich China wiederum in solchen reformatorischen Geburtswehen, aber es war bisher noch nicht genug Kraft da, das Kind zur Geburt zu bringen. Diese politische Bewegung ist interessant genug, daß wir einen vorübergehenden Blick darauf werfen können.

Es ist bereits in dem Vortrag über die Geschichte erwähnt worden, daß die öffentliche Meinung der Mantschu-Dynastie das Urtheil gesprochen, und sind dort auch die Gründe angegeben worden, warum das Vertrauen der Chinesen gegen ihre Regenten wankend gemacht worden sei, so daß viele an dem längeren Bestehen des gegenwärtigen Herrscherhauses zweifeln. Allein die einzelnen Kaiser haben sich doch manche Verdienste erworben durch ihre Regierung, und auch der gegenwärtige ist durchaus nicht für lasterhaft und der Regierung unwürdig angesehen. Das Volk sieht in den gegenwärtigen Verhältnissen noch nicht eine dringende Nothwendigkeit des Wechsels der bestehenden Dynastie, und ist jedenfalls in Beziehung auf die Person, welche sich als politischer Reformator aufgeworfen hat, sehr im Zweifel, ob derselbe einer himmlischen Berufung zufolge handle, wenn er es auch selbst behauptet, oder ob er nicht bloß Rebell sei.

Der Name dieses Mannes, der bis jetzt noch als Aufrührer in China Epoche gemacht hat, ist Fung siu tshen. Er gehört dem Volksstamme der Hakka-Chinesen an und ist der Sohn einer einfachen Familie in Fa hien, einer Stadt drei Tagreisen nördlich von Canton. Natürlich begabt, widmete er sich den Studien und pflegte die öffentlichen Examina zu besuchen, ohne jedoch einen Grad erlangen zu können. Seinen Lebensunterhalt verdiente er sich mit Schule halten. Während einer heftigen Krankheit, die seinen Körper so angriff, daß er längere Zeit des Bewußtseins beraubt war, hatte er wunderbare Gesichte von einer andern Welt. Der Inhalt derselben war nach seiner eigenen Aussage der, daß ihm gezeigt wurde, wie die Menschen durch Verehrung der Dämonen sich an dem wahren Gott versündigen. Es sei ihm zum Vorwurf gemacht worden, daß er sich selbst auch mit diesem gottlosen Wesen befleckt habe. Es sei aber eine Reinigung mit ihm vorgenommen und ihm zugleich der Auftrag ertheilt worden, die Dä-

monen auszurotten, wozu ihm ein Schwerdt übergeben wurde, und ein Siegel, durch dessen Kraft er die bösen Geister bezwingen könne. Die Person, welche ihm diesen Auftrag ertheilt habe, beschreibt er als einen Mann von ehrwürdigem Alter mit einem goldenen Bart, in ein langes schwarzes Kleid gekleidet. Auch habe er einen Mann von mittleren Jahren gesehen, der sich seiner freundlich annahm und ihm vieles zeigte. Sechs Jahre nach diesem Vorfall wurde er erst mit dem Christenthum bekannt, durch Bücher, die er in Canton von einem christlichen Colporteur erhalten hatte. Das was er in diesen Büchern las, schien ihm ein Schlüssel zu sein zum Verständniß der Gesichte, die er während seiner Krankheit gehabt, und er kam nun über folgende Punkte ins Klare: Es ist nur Ein Gott im Himmel, er ist der Vater aller Menschen, der Schöpfer und Erhalter aller Dinge. Er hat seinen Sohn in die Welt gesandt, für die Sünden der Menschen zu sterben. Die Menschen kennen Gott nicht und sind verführt von dem Teufel, darum dienen sie den Götzen. Der Sohn Gottes hat die Menschen von der Gewalt des Teufels erlöset durch seinen Tod und seine Auferstehung und hat die Taufe eingesetzt zur Reinigung der Menschen von ihren Sünden. Gott hat mich berufen, die Dämonen zu vertilgen und die Menschen zur Anbetung des wahren Gottes zurückzuführen. — Das Erste, was er nun that, war, daß er mit einem Freunde, der die christlichen Bücher auch gelesen hatte, an einen Fluß gieng, wo sie sich mit Wasser begossen, um so unter Anrufung Gottes sich selbst die Taufe zu ertheilen. Bei dieser Gelegenheit machte er folgendes Gedicht:

Wenn unsrer Sünden Zahl zum Himmel steigt,
Wie wohl zu glauben Jesu voller Sühne!
Wir glauben nicht dem Teufel, halten fest
Die heiligen Gebote und verehren
Nur Gott, und so erbauen wir unsre Herzen.
Die Herrlichkeit des Himmels offen strahlt
Und alle Menschen sollen darnach trachten.
Der Hölle tiefer Abgrund thut nur weh.
O kehret um zu Früchten wahrer Buße,
Daß nicht das Herz verstrickt im Bösen bleibe.

Von nun an entsagte er selbst allem Götzendienst und entfernte die Tafel des Confuzius von dem Altar in seiner Schule, wo demselben Opfer gebracht zu werden pflegten. Ferner suchte er seine neuen Grundsätze auch andern beizubringen, und sammelte auch wirklich

bald einen größeren Anhang um sich. Erst später machte er auch die Bekanntschaft eines amerikanischen Missionars in Canton, bei dem er sich einige Zeit aufhielt und Unterricht von ihm empfieng. Von diesem begehrte er die Ertheilung der h. Taufe, wozu der Missionar jedoch keine Berechtigung zu haben glaubte, worauf Fung siu tshen wieder heimkehrte und in seiner eigenen Weise zu wirken fortfuhr. Sein Anhang vergrößerte sich allmälig, doch ohne damals noch eine politische Bedeutung zu haben. Erst als sich allerlei Unzufriedene und Bedrängte zu ihm gesellten, hauptsächlich aber als eine große Anzahl Seeräuber sich an ihn anschloß, die von den Engländern auf offener See besiegt worden waren, ihre Schiffe verloren hatten und nur mit dem nackten Leben sich ans Land retteten, weßhalb sie froh waren, irgend welche Zufluchtsstätte zu finden und sich auch gerne bereit zeigten, sich den von Fung siu tshen eingeführten neuen Religionsgebräuchen anzubequemen, erst damals wurde die Aufmerksamkeit der chinesischen Obrigkeit auf diese neue Korporation gezogen, welche aus so gefährlichen Elementen zusammengesetzt war, und die unter dem Namen der Gottesverehrer sich bereits zu großen Gemeinden gebildet hatte. Jetzt kam es zum erstenmale zu einem feindlichen Zusammenstoß dieser Leute mit der Regierung, und die Folge davon war, daß Gottesverehrer und Aufrührer identische Begriffe wurden, so daß die Regierung mit Feuer und Schwerdt gegen dieselben zu Felde zog. Dieß hatte aber hinwiederum auf Seiten Fung siu tshen's die Folge, daß er die chinesische Regierung, respektive die Regentenfamilie der Mantschuren, als Bekämpfer der Gottesverehrer für Feinde Gottes ansah, die er so gut wie die Dämonen zu vertilgen berufen sei. Jetzt nahm die Sache die bestimmte Richtung eines Aufstandes gegen die bestehende Regierung. Von nun an waren Mantschuren und Dämonen indentisch in den Augen des Fung siu tshen und seiner Anhänger, und beiden wurde der Untergang geschworen. Sofort nahm Fung siu tshen den Titel eines Königs an, und nannte sich Thai phin wong, d. h. König des allgemeinen Friedens. Diesen wollte er einführen durch Vertreibung der Mantschuren von dem chinesischen Throne, und durch Einführung der Religion des wahren Gottes, wie er sie selbst aufgefaßt hatte.

Nachdem er in dem ersten Zusammenstoßen mit der Regierung seiner Waffen Glück gegen die Kaiserlichen erprobt hatte, wälzte er sich mit seinem Heere wie eine Lawine gegen Norden, allenthalben

erdrückend oder in sich aufnehmend, was dieser Masse auf dem Wege begegnete. Die südliche Hauptstadt des Landes, Nanking, wurde der erste feste Anhaltspunkt der aufständischen Armee. Dort fielen sie ein, und wie groß ihre Macht angewachsen sein mußte, beweist die Thatsache, daß sie diese große Stadt, die zweite nach Peking, zu erobern, und sich darin festzusetzen im Stande waren. Von dort aus erhielt man sofort die Nachrichten über sie, welche jedermann so sehr in Erstaunen setzten, und die zu den schönsten Hoffnungen für China zu berechtigen schienen. Man hörte nemlich von einer Anzahl Chinesen, die sich bereits in die Hunderttausende belief, welche dem Fung siu tshen anhangend, auch seine religiösen Ansichten mit ihm theilten. Man erfuhr, daß die ganze Armee im Worte Gottes unterrichtet werde; man sah Exemplare des ersten Buchs Mose und Theile des Neuen Testaments, welche in Nanking gedruckt worden waren, und hörte, daß 400 Drucker beschäftigt seien, um die ganze Bibel zu veröffentlichen. Man bekam ferner Exemplare von den Büchern und Traktaten, welche theils von Fung siu tshen selbst, theils von andern Personen aus seinem Anhange verfaßt worden waren, die das Bekenntniß und die Lebensregeln der neuen Sekte enthielten. Der Dekalog war der neuen Verfassung zu Grunde gelegt. Der wahre Gott im Himmel sollte der einige Gegenstand ihrer Verehrung sein, an den sie als den dreieinigen Gott, Vater, Sohn und Geist glauben und Christum als den Versöhner bekennen wollten. Der Sonntag sollte geheiliget werden; keine Arbeit dürfe an demselben verrichtet werden, sondern der Tag solle ganz besonders dazu verwendet werden, um Jung und Alt, Mann und Weib im Worte Gottes zu unterrichten. Tägliche Morgen- und Abendgebete, Tischgebete und Gebete für verschiedene Veranlassungen wurden eingeführt und eigene gottesdienstliche Handlungen festgesetzt. Die Bibel wurde über die Bücher des Confuzius hinaufgestellt und fortan bei den öffentlichen Prüfungen, die alsbald in Nanking eingeführt wurden, ein Thema aus der Bibel gegeben, worüber die Examinanden ihre Aufsätze zu schreiben hatten. Allein der Geist des Christenthums war eben mit der Beobachtung solcher äußerlichen Formen noch nicht in diese Leute gedrungen, und es stellte sich heraus, daß nicht nur der große Haufe ein ganz fleischlich gesinntes Volk war, sondern daß auch ihr Anführer mehr vom Fleisch als vom Geist regiert war.

Mit der Besitznahme von Nanking war das Ziel ihres Strebens

noch nicht erreicht. Fung siu tshen richtete aber indessen einen Hof ein in dieser Stadt und organisirte einen Staat, über den er König war. Von dort aus sollten nun weitere Operationen unternommen werden. Sich zur Seite hatte der König des allgemeinen Friedens noch vier andere Könige ernannt, denen er die Titel nach den vier Himmelsgegenden ertheilte, nebst einem Flügelkönig, welcher Oberbefehlshaber der Armee wurde. Von diesen vier Königen wurde der nördliche König sofort beauftragt, mit einer Heeresabtheilung gegen Peking zu marschiren, um den Kaiser selbst in seiner Hauptstadt anzugreifen. Die Expedition schlug fehl; das Heer wurde von den kaiserlichen Truppen gänzlich geschlagen, viele verloren ihr Leben und nur ein kleiner Rest fand seinen Weg zurück nach Nanking.

Warum Fung siu tshen sich schon in Nanking niederließ, ehe er seinen Zweck, den Mantschu-Kaiser zu vertreiben und sich auf den Thron zu Peking zu setzen, erreicht hatte, ist unerklärlich. Gewiß ist aber, daß seine Sache durch jenes Fehlschlagen einen bedenklichen Stoß erlitt, sowohl in Hinsicht des Verlustes an Streitkräften, als auch darum, weil ja nur ein glücklicher Erfolg ihn bei den Chinesen legitimiren konnte. Zwar war er glücklicher in Eroberungen gegen Süden von Nanking, wo der südliche König mit dem Flügelkönig agirte und ein ausgedehntes Territorium unter die Herrschaft des Fung siu tshen brachte; aber in Nanking selbst brachen Zwistigkeiten unter den Königen aus, welche eine innere Auflösung herbeizuführen drohten. Der östliche König nemlich, welcher das Amt eines Cult-Ministers verwaltete, gab vor, besondere Offenbarungen zu erhalten, wodurch ihm der Wille und die Befehle des himmlischen Vaters mitgetheilt werden. Dieselben bezogen sich häufig auf Tadel und Zurechtweisung Fung siu tshen's über seine Handlungsweise, so daß er einmal sogar behauptete, der himmlische Vater habe befohlen, daß Fung siu tshen 40 Schläge mit dem Bambus bekommen solle, welcher Strafe sich der König auch demüthigst zu unterziehen im Begriff war, von der er jedoch noch vor der Vollziehung durch eine neue Offenbarung des himmlischen Vaters entbunden wurde. Bald zeigte sichs, daß der östliche König darauf ausging, die Obergewalt an sich zu bringen und den Fung siu tshen ganz zu verdrängen. Der nördliche König hielt es treu mit letzterem, und es kam zu einer Revolution inmitten der Rebellion, wobei der östliche König sein Leben verlor und 5000 seiner Anhänger erschlagen wurden. Der berühmte Porzellan-Thurm

in Nanking wurde bei dieser Gelegenheit auch demolirt. Der südliche König war indessen in einer Schlacht gefallen und der Flügelkönig stand allein im Felde. Durch sein Feldherrntalent hatte dieser das Zutrauen der ganzen Armee erlangt, und als er von dem Gemetzel in Nanking Kunde bekam, begab er sich selbst dorthin, und machte dem Fung siu tshen bittere Vorwürfe über das Geschehene; verlangte auch, daß der nördliche König aus dem Wege geschafft werden müsse, weil er besonders thätig war bei dem Sturz des östlichen Königs und der Tödtung so vieler Mitgenossen. Fung siu tshen zögerte mit der Erfüllung dieser Forderung, mußte aber, weil der Flügelkönig die Armee auf seiner Seite hatte, endlich nachgeben und demselben den Kopf des nördlichen Königs ausliefern. Damals verbreitete sich das Gerücht, daß Fung siu tshen selbst ums Leben gekommen sei; es hat sich aber später herausgestellt, daß er diese gefährlichen inneren Gährungen überlebte und bis jetzt noch in Nanking residirt. Die kaiserlichen Heere, welche wiederholt gegen Nanking zogen, um diese Stadt wieder zu erobern und die Rebellen auszurotten, haben dieses Ziel bisher noch nicht erreichen können. Die Eroberungen, welche die Rebellen gemacht haben, sind an Umfang etwa so groß, wie eine von den 18 Provinzen des Reichs. Es ist jedoch sehr schwer, sichere Nachrichten über sie einzuziehen; nur weiß man, daß die Rebellion immer noch fortbesteht, und daß die Rebellen bald da neue Städte gewinnen, bald dort schon Erobertes wieder verlieren. Groß ist natürlich das Elend, welches diese politischen Umwälzungen dem Lande verursachen, und noch ist keine Aussicht vorhanden, daß Friede und Ordnung wieder hergestellt werden, indem die kaiserliche Macht zu schwach ist, die Rebellion zu unterjochen, die Rebellen aber auch nicht genug physische und moralische Kraft zu haben scheinen, um einen Dynastiewechsel zu Stande zu bringen.

Für die Einführung des Christenthums in China darf man keine großen Hoffnungen auf diese Leute setzen. Die Verheerungen, welche sie während ihrer Kriegführung angerichtet, haben den Namen dieser Gottesverehrer stinkend gemacht bei den Chinesen. Es könnte höchstens zu ihrem Vortheil das gesagt werden, daß diese Erscheinung einen Beweis geliefert hat, wie es doch nicht so gefährlich ist mit der zähen Anhänglichkeit am Alten, die man den Chinesen hauptsächlich zur Last legt und um welcher willen man gerade für die Einführung des Christenthums unter ihnen wenig Hoffnung haben zu dürfen

glaubte; hier hat sich aber eine ungeheure Anzahl von Chinesen ganz merkwürdig gelehrig gezeigt, neue Ideen anzunehmen und mit Abschüttlung der alten sich einer neuen Religion hinzugeben. Ferner kann auch darauf aufmerksam gemacht werden, daß sie in negativer Weise gewissermaßen Bahn brechend gewirkt haben, indem sie überall, wo sie hin kamen, die Götzentempel zerstörten und die Bilder hinauswarfen, weil es Sünde sei, andere Götter anzubeten, als allein den Vater im Himmel und Jesum Christum seinen Sohn. Bekanntlich will aber der Fung siu tshen der zweite Sohn Gottes sein, der den Auftrag habe, zwar einerseits die wahre Religion in China einzuführen, andererseits aber auch Herr und Regent der ganzen Welt zu werden. In diesem Sinne hat er denn auch Besuche, welche ihm Engländer, Franzosen und Amerikaner auf Kriegsschiffen in Nanking machen wollten, gar nicht angenommen. Ganz in dem Sinne des Kaisers von China ließ er sich nicht selbst vor den Ausländern sehen, sondern ordnete Offiziere geringeren Ranges ab, um mit den Besuchern zu verkehren und sie zu fragen, ob sie den von Gott berufenen König des allgemeinen Friedens als Oberherrn der ganzen Welt anerkennen wollen, und gekommen seien, ihm ihre schuldige Huldigung darzubringen.

Diese beiläufigen Notizen mögen genügen zur Orientirung in Ereignissen, welche gegenwärtig den chinesischen Staatskörper so krankhaft zerwühlen.

Wir gehen nun über zu einer Betrachtung des Organismus der chinesischen Staatsverwaltung. Dieselbe ist in drei Theile getheilt, nemlich in die Centralverwaltung, die Lokalverwaltung von Peking und die Provinzialverwaltung. Die ganze Regierung steht unter der Leitung zweier Raths-Collegien, die dem Kaiser an die Seite gegeben sind als die Organe der Communikation zwischen dem kaiserlichen Oberhaupt und der politischen Körperschaft. Die Benennung für das erste ist Lui kok und für das andere Kiun ki tschu. Das Lui kok hat die Pflicht: 'Die Gedanken und Pläne des kaiserlichen Willens zu ordnen und bekannt zu machen und die Form der Verwaltungsbefehle zu regeln.' Es ist gewissermaßen das kaiserliche Sekretariat und besteht aus vier Hauptkanzlern und zwei assistirenden Kanzlern. Das Kiun ki tschu entspricht am meisten den Ministerien der westlichen Nationen und ist die einflußreichste Behörde in der Regierung. Es besteht aus Prinzen von Geblüt, den Kanzlern des Lui kok, den Prä-

sidenten und Vice-Präsidenten der oberen Gerichtshöfe und den Hauptbeamten aller anderen Tribunale in den Hauptstädten, die nach dem Willen des Kaisers ausgewählt werden. Dieses Collegium berathet mit dem Kaiser die politischen Angelegenheiten. Diesen beiden Collegien untergeordnet sind die administrativen Theile der höchsten Regierung, bestehend aus sechs Ministerien oder vollziehenden Gerichtshöfen, dem Colonial-Collegium, dem Censoramt, den Repräsentations- und Appellationshöfen und der kaiserlichen Akademie.

Die sechs Ministerien sind:

1) Das Ministerum der Civil-Behörden;
2) das Finanz-Ministerium;
3) das Ministerium des Cultus, welches die öffentlichen Ceremonien und Feierlichkeiten leitet;
4) das Kriegs-Ministerium;
5) das Justiz-Ministerium;
6) das Ministerium der öffentlichen Arbeiten.

Das Colonial-Bureau hat es mit der Regierung und Oberaufsicht der dem chinesischen Reiche unterworfenen Staaten zu thun.

Das Censor-Amt oder der alles prüfende Gerichtshof, Tu tshat yen, ist betraut mit der Sorge für die Sitten und Gebräuche, mit der Untersuchung aller öffentlichen Aemter, mit Prüfung der Verwaltung der Geschäfte und der Verderbtheit oder Rechtschaffenheit der öffentlich angestellten Beamten. Um Parteilichkeiten in dieser letzteren Beziehung vorzubeugen, bedient sich der Kaiser eines eigenthümlichen Mittels. Wenn nemlich ein solcher Censor etwaige Fehler eines Beamten aufdeckt, die zu dessen Absetzung Anlaß geben, so setzt der Kaiser den Censor an dessen Stelle, damit derselbe beweisen könne, wie man nicht blos Fehler Anderer aufdecken, sondern es selbst besser machen müsse. Das Censor-Amt hat das Vorrecht des Tadels selbst dem Kaiser gegenüber, und viele Fälle in der Geschichte beurkunden, daß die Censoren zuweilen mit bemerkenswerther Aufrichtigkeit und Treue ihr Amt erfüllten, obgleich sie Hab und Gut, ja selbst oft ihr Leben daran wagen mußten.

Das Repräsentations-Tribunal besteht aus einem kleinen Collegium von sechs Beamten, welchen obliegt, Denkschriften von den Provinzial-Behörden und Berufungen von ihrem Urtheilsspruch durch das Volk in Empfang zu nehmen und dieselben dem Cabinet vorzulegen.

Das Collegium der Justiz führt die Aufsicht über die Aussprüche aller Kriminalgerichtshöfe im Reiche und entscheidet über Todesurtheile.

Die berühmte kaiserliche Akademie der Han lin besteht aus Gelehrten, die den höchsten literarischen Grad durch die Examina erlangt haben. Aus ihnen werden die am meisten verantwortlichen Beamten gewählt. Das Collegium der Historiker und der Verfasser der Nationalgeschichte stehen unter ihrer Aufsicht. Die Abfassung offizieller Dokumente und die Revision der auf Regierungskosten veröffentlichten Werke liegt ihnen ob. Auch werden die Redner bei öffentlichen Festen und die Examinatoren für die öffentlichen Prüfungen in den Provinzen aus ihnen genommen. Diese Akademie soll zu Studien auffordern unddie Fortschritte aller Wissenschaften begünstigen.

Die Lokal-Verwaltung von Peking umfaßt mehrere besondere Institute, deren Thätigkeit sich zum Theil nur auf den kaiserlichen Hof oder den Bezirk der Residenz erstreckt, wie z. B. das Opfer-Collegium, dessen Beamte die Opfergebräuche leiten und die verschiedenen Instrumente, sowie die Beschaffenheit der Opfer bestimmen; das Collegium der Aufseher über die kaiserlichen Stutereien; das Collegium der Leiter des Ceremoniells bei den kaiserlichen Audienzen; ein anderes Collegium, das die 'Schmausereien der Würdigen und das Banquetiren der Verdienstvollen' leitet, und die dabei zu beobachtenden Formalitäten beaufsichtigt. Es stehen aber auch drei wissenschaftliche Anstalten mit dem Hofe in Verbindung, nemlich ein National-Collegium, in welchem die Söhne der hohen Würdenträger erzogen werden: ein astronomisches Collegium, das den Kalender macht und alles auf die Wahrsagung und die Wahl der Tage sich Beziehende unter seiner Sorge hat; und endlich das oberste Medizinal-Collegium, das jedoch keine Fakultät bildet, sondern eine collective Benennung für die Hofärzte ist.

Die Provinzial-Verwaltung gliedert sich folgendermaßen: Die Provinzen werden durch Statthalter regiert, welche den Titel Tsung tuk haben. Nächst nach diesen kommen die Fu yen oder Unterstatthalter. Nicht jede Provinz hat ihren eigenen Tsung tuk und Fu yen, sondern die 18 Provinzen China's sind 11 Gouvernements einverleibt, über welche 8 Statthalter und 15 Unterstatthalter gesetzt sind.

Der Statthalter hat die General-Controle über alle Civil- und Militär-Angelegenheiten. Seine Gewalt erstreckt sich über Leben und Tod, auf die zeitweilige Besetzung von erledigten Aemtern in der

Provinz, auf die Absendung von Truppen nach irgend einem Theil derselben, auf die Abfassung solcher Gesetze und das Ergreifen solcher Maßregeln, die für die Sicherheit und den Frieden der seiner Fürsorge anvertrauten Gegend nothwendig sind. Er, sowie auch der Unterstatthalter erstatten zweimal monatlich einen Bericht an den Kaiser und übersenden ihm eine in seidenen Umschlag geschlossene Begrüßungskarte auf gelbem Papier. Der Unterstatthalter ist hauptsächlich mit der Civil-Verwaltung beauftragt, welche in fünf Departements zerfällt, nemlich das verwaltende, das literarische, das Salz-, Commissariats- und Handels-Departement.

An der Spitze des verwaltenden Departements steht der Schatzmeister, Pu tschin szu, und der Criminalrichter, On tshal szu. Unter ihrer Inspektion stehen die Präfekturen, in welche jede Provinz eingetheilt ist und die von Civilbeamten verwaltet werden. Von diesen Präfekturen gibt es eine dreifache Abstufung, nemlich: 1) Oberpräfekturen, Fu genannt, welche unter der speziellen Aufsicht der obern Provinzial-Regierung stehen. Der einer obern Präfektur vorstehende Beamte heißt Tschi fu. 2) Präfekturen, Tschu genannt, deren Beamte sowohl von der Provinzial-Regierung, als auch von der Verwaltung einer Oberpräfektur abhängig sind. Der Vorgesetzte einer solchen heißt Tschi tschu. Endlich 3 Unterpräfekturen, Hien genannt, welche die Unterabtheilungen eines Fu oder Tschu ausmachen. Der hierüber gesetzte Beamte heißt Tschi hien. Jede dieser drei Klassen haben einen Hauptort, der mit Mauern und Befestigungen umgeben ist, in welchem die Behörde residirt. Diese Präfekten haben eine ziemlich ausgedehnte Gerichtsbarkeit. Sie verwalten die Polizei, erheben die Steuern, sind Richter in erster Instanz über alle Civil- und Criminalfälle, die in ihren Bezirken vorkommen, und fungiren auch bei den niederen Examina's, zu welchen die Candidaten für den Staatsdienst sich aus ihrem Bezirke einfinden. Groß ist die Anzahl ihrer Assistenten, Registratoren, Sekretäre und kleinerer Subalternen, die ihnen bei der Ausübung ihrer vielfältigen Pflichten an die Hand gehen.

Nach dem verwaltenden Departement kommt das literarische, dessen Direktion einem aus den Gliedern der kaiserlichen Akademie gewählten Beamten übergeben ist. Sein Titel ist Thai hok szu oder Studiendirektor. Jedes Jahr macht er eine Rundreise, um die Studenten zu examiniren mit Hülfe des Präfekten, und ihnen den niedrigsten literarischen Grad zu ertheilen. Er ertheilt seine Macht wiederum

den ersten Professoren, welche in den Hauptorten der Präfekturen und Unterpräfekturen wohnen. Alle drei Jahre werden auch besondere Examinatoren aus der Akademie von Peking geschickt, um bei den außerordentlichen Prüfungen den Vorsitz zu führen und den zweiten literarischen Grad zu ertheilen. Um die Prüfung für den dritten Grad zu bestehen, müssen die Gelehrten nach Peking kommen.

Ueber das Salz-Departement ist ein eigener Salz-Inspektor gesetzt, genannt Yun yim szu. Das Salz wird aus Seewasser gewonnen und ist Regierungs-Monopol.

Das Commissariats-Departement beaufsichtigt die Getreidelieferungen, welche den größern Theil der Steuern ausmachen, und den Transport derselben in die Hauptstadt. Diesem Departement stehen besondere Kreis-Intendanten vor, Thau lhoi genannt, welche immer über mehrere Fu's gesetzt sind, und die zugleich im Interesse der beiden Statthalter eine allgemeine Aufsicht führen über das, was von den Territorial-, Finanz-, Justiz- und Commissariats-Beamten in ihrem Kreise geschieht.

Das Handels-Departement endlich hat die Zolleinnahme in den Seehäfen und schiffbaren Flüssen zu überwachen.

Die Einzelverzweigung des administrativen Theils der Regierung können wir nicht weiter verfolgen, da es uns hauptsächlich an einem Ueberblick über das System gelegen ist. Wir müssen deßhalb jetzt noch einen Blick werfen auf die militärische Verwaltung. Dieselbe steht ebenso wie die Civilverwaltung unter dem Statthalter und umfaßt zugleich die Land- und Seemacht. Ein Oberbefehlshaber führt den Titel Thi tuk und sind es deren 16 in den 18 Provinzen, von welchen 12 nur eine Waffengattung commandiren, und 4 sowohl die Land- als Seetruppen unter ihrem Befehle haben. Diese Oberbefehlshaber haben jeder ein Hauptquartier, in dem sie den größten Theil ihrer Brigade vereinigen, während sie den Rest auf die verschiedenen Posten ihres Bezirkes vertheilen. Abgesondert von diesen steht der Tsiong kiun oder General der tartarischen Armee. Dieser selbst immer ein Tartare, steht unter unmittelbarer Controle des Kaisers, der ihm auch das Amt direkt überträgt. Neben dem, daß ein solcher General die tartarische Besatzung commandirt, deren mehrere in verschiedenen Festungen im Lande herum sich befinden, besteht noch ein Hauptzweck dieser Stelle darin, jeden verrätherischen Plan der Civilbehörden zu verhindern.

Das Militär selbst theilt sich in das tartarische und chinesische. Ersteres steht unter acht Panieren, deren jedes 10,000 Mann hat. Diese 80,000 Tartaren sind in den 18 Provinzen herum vertheilt, und haben bisher hingereicht, die Herrschaft der Mantschuren in China aufrecht zu erhalten. Mit Einschluß des chinesischen Militärs soll der Aktivbestand der ganzen Armee sich auf 700,000 Mann belaufen; aber bei weitem der größte Theil der chinesischen Soldaten ist beurlaubt und treibt Landbau oder irgend ein anderes Gewerbe. Ueber die Tapferkeit der chinesischen Milizen ist nicht viel Rühmliches zu sagen. Sie sind schlecht besoldet, schlecht equipirt und schlecht exercirt. Am allerwenigsten sind sie im Stande, einer europäischen Kriegsmacht gegenüber zu stehen. Das Bezeichnendste was man anführen kann



Gruppe chinesischer Soldaten.

ist das, daß auf ihrer Uniform vorne auf der Brust ein Schild angenäht ist, der die Benennung des Lagers enthält, dem der Soldat angehört. Hinten auf dem Rücken aber hat er einen Schild, auf welchem 'Tapferkeit' steht, und die haben sie am häufigsten gezeigt beim Zusammentreffen mit Europäern.

Die Gelehrsamkeit ist immer über den Waffen gestanden in China, und die von einem kriegerischen Volke abstammende gegenwärtige Mantschuren-Dynastie ist in diesem Stücke so chinesisirt worden, daß auch jetzt noch die Civilbehörden höher stehen, als die Militärpersonen. In Beziehung auf beide Classen ist zu bemerken, daß da weder ein Kastenwesen existirt, noch Erblichkeit von Würden und Aemtern, so werden die tüchtigsten Männer aus dem Volke hervor-

gezogen und die Stellen im Civil- und Militärdienst mit ihnen besetzt. Die öffentlichen Examina sind die Mittel, durch welche die Talentvollen an's Licht gezogen werden, und wie die Hoffnung auf Ehre und Anstellung eine starke Triebfeder ist für die Chinesen, sich der Wissenschaft zu befleißen, so hat der Kaiser eben dadurch, daß die Gelehrten, um Beförderung zu erlangen, von ihm abhängig sind, eine große Macht in den Händen, die viel zum Bestehen seiner Herrschaft beigetragen hat. Alle Civilbeamten in China sind wissenschaftlich gebildete Männer. Die Anerkennung und der Lohn für ihre wissenschaftliche Errungenschaft steht nicht beim Volk, sondern bei dem Kaiser; deßhalb sind sie an ihn gebunden; sie stehen und fallen mit dem Kaiser, und es ist deßhalb ganz natürlich, daß sie seine Interessen zu wahren und sich seine Gunst zu erhalten suchen.

Einen Adel gibt es zwar in China, aber es ist weder Macht, noch Land, Reichthum, Amt oder Einfluß damit verbunden. Es bestehen 12 Adelsclassen, welche nur an die Mitglieder des kaiserlichen Hauses ausgetheilt werden, die aber an Rang allmälig wieder abnehmen, wie die Generationen sich mehr und mehr von der direkten kaiserlichen Linie entfernen. Diese haben ihre bestimmten Auszeichnungen und beziehen ihren Unterhalt vom Staat. Außer diesen gibt es fünf alte Ordnungen des Adels, welche unsern Titeln Herzog, Graf, Vicomte, Baron und Baronet ensprechen. Diese werden an Verdienstvolle ertheilt, ohne erblich zu sein. Ein merkwürdiger Umstand ist der, daß wenn Einer einen solchen Titel erhält, auch seine Vorfahren auf drei Generationen hin in den Adelstand erhoben werden. Eine solche Auszeichnung gewinnt freilich in China besondern Werth, wo die Ehrentitel sofort in der Ahnenhalle prangen und es einem Sohne zum größten Ruhme gereicht, Glanz auch noch auf seine Vorfahren geworfen zu haben. Die angestellten Beamten theilen sich in neun Rangordnungen, welche kenntlich sind durch eine verschiedenfarbige Kugel auf der Mütze, ein besonderes Wappen auf der Brust und eine verschiedene Spange an dem Gürtel.

Ein Mandarin ersten Ranges trägt eine Kugel von durchscheinend rothem Stein auf der Mütze; der zweite Rang bringt einen rothen Korallenknopf oder Kugel mit sich; der dritte eine blaue Kugel von Sapphir; der vierte eine Kugel von einem blauen undurchsichtigen Stein; den fünften Rang bezeichnet ein crystallener Knopf oder Kugel; den sechsten eine Kugel von weißem undurchsichtigem Stein;

der siebente Rang hat eine einfache goldene Kugel; der achte eine goldgestickte und der neunte eine gestickte silberne. Degradationen bestehen gewöhnlich in der Zurücknahme dieser Kugel. Die Wappen stellen Vögel oder vierfüßige Thiere vor und die Spangen sind aus Edelsteinen, Metall oder Horn. Die Pfauenfeder entspricht einer Ordensauszeichnung und wird für besondere Verdienste vom Kaiser verliehen, während die Perlschnur, welche man häufig auf chinesischen Bildern angebracht sieht, bloß von den höchsten Beamten am Hof, oder den Statthaltern der Provinzen getragen wird. (Siehe die Abbildungen auf Seite 124 und 144).

Der chinesische Beamte oder Mandarin, wie die Europäer sie zu nennen gewohnt sind, umgibt sich dem Volke gegenüber mit einer großen Würde, und obgleich jeder Beamte als Vertreter des Kaisers gerade wie dieser ein Diener des Himmels und Vater des Volks sein sollte, so zeigt doch die Erfahrung nach den gegenwärtigen Zuständen in China, wie diese an sich vortrefflichen Grundsätze, auf welche die chinesische Regierung gegründet ist, der Ausartung zu einer bloßen Fiction unterworfen sind, so daß zwar die Maschine der Regierung ganz wohl dadurch im Gang erhalten bleibt, aber von dem väterlichen Charakter außer dessen absoluter Autorität wenig bewahrt bleibt. Dürfen doch die chinesischen Landeskinder ihren Landesvater nie sehen, der zum Theil wohl auch aus Furcht für sein Leben seine meiste Zeit in dem Palaste zubringt und dem Vergnügen lebt mit seinen zahllosen Weibern.

An Gesetzen und löblichen Einrichtungen fehlt es in China nicht, aber es ist alles mehr in der Theorie als in der Praxis. Ihr Gesetzbuch ist von Sir George Staunton ins Englische übersetzt und im Druck herausgegeben worden. Wir führen hier die Eintheilung des Buches an. Es hat sechs Abtheilungen, von denen die erste die Verwaltung der Staatsämter betrifft. Ihre zwei Bücher handeln 1) von dem System der Regierung, 2) von dem Benehmen der Beamten.

Die zweite Abtheilung umfaßt die Finanz- und statistischen Gesetze und enthält in sieben Büchern Verordnungen über 1) die Volkszählung, 2) Ländereien und unbewegliches Besitzthum, 3) die Ehe unter ihrem statistischen Verhältniß, 4) öffentliches Eigenthum, 5) Abgaben und Zölle, 6) Privateigenthum, 7) Verkäufe und Märkte.

Die dritte Abtheilung behandelt die Ritualgesetze und gibt in



Mandarin von der I., II. und VI. Klasse.

zwei Büchern Vorschriften, 1) über heilige Gebräuche, 2) über vermischte Gebräuche.

Die vierte Abtheilung betrifft die Militärgesetze und enthält fünf Bücher: 1) über den Schutz des Palastes, 2) die Regulation der Armee, 3) den Schutz der Grenze, 4) Militärpferde und anderes Vieh, 5) Expressen und öffentliche Posten. Unter diesen sind nur die kaiserlichen Couriere verstanden, welche die amtlichen Depeschen zu befördern haben von und nach der Hauptstadt, oder unter den Beamten selbst. Eine Post, welche die Briefe des Volkes befördert, gibt es nicht, und ist das Volk für die Versendung seiner Briefe und Pakete auf Expressen oder Gelegenheiten angewiesen, wie solche z. B. durch regelmäßige Lokalverbindungen auf den Flüssen geboten sind.

Die fünfte Abtheilung begreift die Kriminalgesetze in sich und enthält eilf Bücher über Hochverrath, Raub, Diebstahl, Mord und

Todtschlag, verbrecherischen Umgang der Geschlechter, Gräberentheiligung, Streit und Kampf und Mordbrennerei.

Die sechste Abtheilung endlich hat die öffentlichen Werke zum Gegenstand und enthält nur zwei Bücher: über öffentliche Gebäude und öffentliche Wege.

Diesem fügen wir folgendes Zeugniß einer englischen Zeitschrift bei. Dieselbe sagt: „das Merkwürdigste in diesem Codex ist dessen große Vernünftigkeit, Klarheit und Uebereinstimmung; die geschäftsmännische Kürze und Geradheit der verschiedenen Bestimmungen und die Einfachheit und Mäßigung der Sprache, worin dieselben ausgedrückt sind. Hier findet sich nichts von dem monströsen Wortkram der meisten übrigen asiatischen Erzeugnisse, nichts von der abergläubischen Faselei, der erbärmlichen Zusammenhanglosigkeit, den entsetzlichen Cautelen und ewigen Wiederholungen jener orakelmäßigen Werke; selbst nichts von der schwülstigen Adulation, den gehäuften Beiwörtern und dem ermüdenden Selbstlobe anderer östlichen Despotismen; sondern eine klare und gedrängte Reihe von Gesetzen, die überall praktisches Urtheil und einen europäischen Verstand verrathen, und wenn sie nicht stets unseren verbesserten Ansichten von Räthlichkeit entsprechen, denselben doch im Allgemeinen näher stehen, als die Gesetzbücher der meisten übrigen Nationen."

Würde man nun aber fragen, wie es in der Wirklichkeit stehe mit der Handhabung der Gesetze; ob die Mandarinen Treue beweisen gegen ihren Oberherrn und Gerechtigkeit üben gegen ihre Untergebenen; ob das Volk sich in der That einer guten Regierung zu erfreuen habe und unter der väterlichen Fürsorge ihres Kaisers Schutz ihres Lebens und Eigenthums und überhaupt Friede und Wohlfahrt genießen, so könnte man freilich in Antwort darauf ein langes Kapitel schreiben über die Bestechlichkeit der Mandarinen, ihre Veruntreuung der ihrer Verwaltung anvertrauten Gelder und Güter, die ungerechten Erpressungen des Volkes, die sie sich häufig zu Schulden kommen lassen, ihre Schwäche in Aufrechthaltung polizeilicher Ordnung, über das Ueberhandnehmen von Diebs- und Räuberbanden und daraus entstehender Unsicherheit des Lebens und Eigenthums. Doch wir müssen für heute schließen, und hoffen, in einem anderen Vortrage über das Volksleben weitere Mittheilungen zur Erläuterung und Ergänzung des Bisherigen zu machen.

Vollkommenheit empor hält. Ueber zu hohe Abgaben habe ich die Chinesen nie klagen hören; im Gegentheil sagten mir solche, die auf der Insel Hongkong sich aufhielten und somit unter englischer Regierung standen, daß sie dieser viel mehr Steuer bezahlen müssen, als sie ihrer eigenen Regierung zu bezahlen gewohnt gewesen. Die Chinesen bezahlen weder Kopfsteuer noch Gewerbesteuer. Nur das Grundeigenthum wird versteuert und die Abgaben werden meist in Naturalien eingesammelt; so viel ich weiß, nimmt die Regierung den Zehnten. Die Einkünfte, welche daraus dem Staate zufließen, mit Einschluß dessen, was das Salz-Monopol und die Zollämter eintragen, scheinen allerdings nicht mehr hinreichend gewesen zu sein zur Bestreitung der Ausgaben des Staatshaushalts, und da ist freilich die gegenwärtige Regierung auf ein gefährliches Mittel verfallen, neue Quellen für Einkünfte zu eröffnen, indem sie die öffentlichen Aemter um Geld verkauft. Zwar müssen die Bewerber immer examinirte Gelehrte sein, die wenigstens ein Amt versehen können; aber wer sein Amt hat kaufen müssen, dem wird es natürlich vor allem daran gelegen sein, daß dieses angelegte Capital sich auch verinteressire, und da die Besoldungen, welche der Staat gibt, sehr gering sind, so sehen sich die Mandarinen genöthigt, auf anderen Wegen sich bezahlt zu machen, und daher kommt die Corruption in der chinesischen Beamtenwelt. Ein weiterer Uebelstand, unter dem das Volk leidet, ist die häufige Versetzung der Beamten, indem einer nur drei Jahre auf einer Stelle bleibt. Dazu kommt, daß keiner in seiner Mutterprovinz angestellt wird, sondern immer möglichst weit hinweg von seinen eigenen Verbindungen gerückt wird. Nun ist aber die Verschiedenheit der Dialekte in China so groß, daß diese aus entfernteren Provinzen kommenden Mandarinen nie die Sprache des Volkes verstehen, das sie regieren sollen, und deßhalb nur durch Dollmetscher mit dem Volke verkehren können. Dieß macht schon an und für sich die Entscheidung von Streitsachen langwierig und kostspielig. Wenn dann vollends das Recht käuflich ist durch Bestechung der Mandarinen, so ist nicht zu verwundern, daß ein Chinese sich lange besinnt, ehe er eine Sache vor Gericht bringt, indem er zum Voraus weiß, daß es ihn jedenfalls viel Geld kostet und daß er möglicherweise den Prozeß doch verliert, wenn sein Gegner ihn überbietet in Geschenken an die Obrigkeit. Gewiß gibt es in China auch noch gerechte Mandarinen. Ich erinnere mich z. B. eines Präfekten der Stadt Tlotschiu, in dessen Bezirk ich mich längere Zeit aufhielt,

der als ein rechtliebender und uneigennütziger Mann bekannt war, aber auch so arm, daß er zuweilen seine Kleider versetzen mußte, um die nöthigsten Ausgaben zu bestreiten. Huc erzählt ein ähnliches Beispiel in seinem Werke: 'Das chinesische Reich', 1r Theil., S. 203 ff. Es gibt auch Beispiele von öffentlicher Anerkennung guter Beamten, wie auf der andern Seite schlechte Individuen mit öffentlichen Plakaten verfolgt werden, durch welche sich die Mißbilligung des Volks über schlechte Amtsführung kund gibt. Es sind sogar Fälle vorgekommen, wo das Volk sich der Amts-Uebernahme eines bereits ernannten Mandarins erfolgreich widersetzt hat, so daß die Regierung, um dem Volke genug zu thun, ihr Dekret wieder zurücknehmen und einen andern Beamten ernennen mußte. Dieß sind jedoch Ausnahmen von der Regel, und der wahre Stand der Dinge läßt sich ohne Zweifel am besten beurtheilen aus der Denkschrift eines Censoren, der in sechs Capiteln eingerissene Uebelstände rügte und auf Reform drang. Die Schrift beginnt mit einer Lobeserhebung der Wohlthätigkeit und Popularität des Monarchen, drückt aber sodann ihren Kummer darüber aus, daß die kaiserlichen Wünsche für die Wohlfahrt seiner Unterthanen durch die Schlechtheit seiner Beamten so sehr gehindert würden. Es stehe so, daß 1) in dem Departement der Polizei große Nachläßigkeit und Verzögerung in der Entscheidung von Rechtsfällen statt finde. Fälle von Plünderungen seien sehr gemein; die meisten derselben werden von Banditen, unter der Benennung von Dreiheits-Gesellschaften, Himmel-, Erde-, und Mensch-Brüderschaften, verübt. Diese Männer entführen Personen, um ein Lösegeld zu erpressen, nehmen fälschlich den Charakter von Polizeidienern an und fahren anscheinend in Regierungsbooten, als wollten sie Abgaben einsammeln, die Flüsse auf und ab, plündern die Schiffe der Reisenden und entführen die Frauen. Landleute seien genöthigt, diesen Räubern eine Sicherstellung zu bezahlen, oder wenn sie das nicht thun, so kommen dieselben, wenn die Früchte zur Erndte reif seien und führen sie davon. In dem Bezirk der Hauptstadt, wo die Nähe der Gerichtshöfe sie hindere, an hellem Tage gewaltsame Räubereien zu begehen, stecken sie bei Nacht die Häuser in Brand, und unter dem Vorwand, die Personen und das Eigenthum zu retten und zu vertheidigen, entführen sie beide; dadurch haben sich in den letzten Tagen jammervolle Feuersbrünste vermehrt und die Räuberbanden sich sehr vervielfältigt. In Fällen von Streitigkeiten unter den Dorfbewohnern, die sich nur ihres

Patois bedienen können, liege die Darstellung des Thatbestandes gänzlich in den Händen der Schreiber, und wenn der Magistrat lax oder von Geschäften gedrängt sei, so haben jene den Thatbestand zum Voraus geordnet, und verbinden sich mit Raufern und Zankstiftern, um Recht in Unrecht zu verkehren, und sich selbst zu bereichern durch Bestechungen, die sie unter wohlklingenden Titeln erpressen, während sie zugleich die Entscheidung der Rechtsfälle auf unbestimmte Zeit verzögern. Sie stacheln auch Diebe an, falsche Anklagen gegen die Guten zu erheben, welche dabei durch gerichtliche Unkosten zu Grunde gerichtet werden. Während die Regierungsbeamten und das Volk so getrennt stehen, wie könne es anders sein, als daß Berufungen an die höheren Gerichtshöfe sich vermehren und Zank und Streit vorherrschen?

2) Magistratspersonen schlagen die Steuern zu hoch an, in der Absicht, einen Abzug für ihren eigenen Nutzen zu machen, und Steuerbeamte sehen bei Nichtbezahlung durch die Finger. Die Einkünfte der Provinz Kwang-tung werden gänzlich in Geld bezahlt, und die Magistrate haben, anstatt bei der Umsetzung den regelmäßigen Preis von etwa fünf Dollar für 150 Pfd. Reis einzuhalten, das Volk genöthiget, neun Dollar und darüber zu bezahlen, weil Ueberschwemmung und schlechte Erndten den Preis des Getreides gesteigert hätten. Um diese Erpressung zu vermeiden, gehe die Polizei zu den Dorfbewohnern und verlange ein Geschenk, wofür sie dieselben von aller Bezahlung befreien wolle. Aber der kaiserliche Schatz werde auf diese Weise nicht gefüllt und das Volk werde nach und nach gezwungen, Rückstände nachzuzahlen, selbst mit Verlust seiner meisten Besitzungen.

3) Bei den Getreideböden finde eine sehr schlechte Verwaltung statt, und anstatt daß sie dem Volk zur Zeit der Theurung eine Hülfe wären, seien sie nur eine Quelle von Betrügereien für die, welche mit ihrer Beaufsichtigung betraut seien.

4) Der Zustand der Armee und der Flotte sei eine Schande; unerlaubter Handel werde nicht verhütet, auch können Empörungen nicht unterdrückt werden. Die einzige Sorge der Offiziere bestehe darin, gute Stellen zu erhalten und die wirkliche Anzahl der Soldaten unter die vorschriftmäßige Zahl zu vermindern, um sich selbst die Vorräthe anzueignen. Die Kreuzschiffe streben nur darnach, Geld zu erhalten für die Erlaubniß zu Fortsetzung des Handels mit verbotenen Waaren; auch falle es den Schiffsoffizieren nicht ein sich zu regen, um das Eigenthum ausgeplünderter Schiffe wieder zu erlangen; sie werden

eher noch Beschützer der Gesetzlosen und nehmen Theil an ihrer Beute. Auf den Flüssen seien die Räubereien so gemein, daß die Handelsleute von der Inseln Hainan und Tio tschiu es vorziehen, zur See zu kommen; aber die Regierungsboote fangen sie ab, unter dem Vorwande, nach Contrebande zu forschen, und üben viele Erpressungen aus.

5) Das Salzmonopol müsse strenger bewacht und die Privatfabrikation des Salzes unterdrückt werden, denn die Einkünfte aus dieser Quelle werden dadurch wesentlich vermindert.

6) Die Zunahme der Schmuggelei sei so bedeutend und die daraus entspringenden Uebel so vielfältig, daß zu ihrer Abstellung kräftige Mittel ergriffen werden müssen. Verrätherische Chinesen vereinigen sich mit schlechten Ausländern, die Gesetze zu umgehen, und verkaufen ihr Opium und andere Waaren für reines Silber. Auf solche Weise werde das Land verarmt und alle Uebel entspringen daraus. Die Zolleinkünfte werden durch die unnöthige Menge angestellter Personen vermindert, so wie durch die Bestechungen, die letztere empfangen, daß sie durch die Finger sehen.

Könnten alle diese Uebel abgestellt werden, meint der Censor, so würde man sehen, daß wenn Männer da seien, die gut zu regieren verstehen, von der Regierung alles erreicht werden könne. An solchen guten Männern scheint es aber eben gerade zu fehlen, und die Chinesen haben es mehr ihrem conservativen Charakter und den patriarchalischen Einrichtungen, die ihnen von uralter Zeit überliefert sind, zu verdanken, daß es nicht viel schlimmer bei ihnen aussieht und doch noch so viel Ordnung und relatives Wohlergehen statt haben kann.

Eine große Macht bildet unter dem Volke das Familien- oder Clan-System. Die ganze große Masse der chinesischen Bevölkerung führt ihren Ursprung zurück auf 100 Familien, welches vielleicht die Anzahl der ersten Einwanderer in China gewesen ist. Diese Familien breiteten sich allmälig aus und die 18 Provinzen sind von ihren Nachkommen erfüllt. Sie waren immer sehr sorgfältig den Familiennamen zu erhalten, und es existirt ein kleines Büchlein, das fast in allen Häusern zu treffen ist, in welchem diese 100 Namen verzeichnet sind. Daher kommt es, daß oft ganze Dorfschaften von Leuten bewohnt sind, die alle ein und denselben Familiennamen tragen und ihren Ursprung zu ein und demselben Urahn hinauf datiren. Je größer die Familie ist, desto mehr Macht hat sie, und desto mehr Einfluß übt sie aus. Man wird bei der Anschauung dieser chinesischen

Verhältnisse recht lebhaft an Psalm 127 erinnert, wo es heißt: 'Kinder sind eine Gabe des Herrn, und Leibesfrucht ist ein Geschenk, wie die Pfeile in der Hand eines Starken, also gerathen die jungen Knaben. Wohl dem, der seinen Köcher derselben voll hat, die werden nicht zu Schanden, wenn sie mit ihren Feinden handeln im Thor.'

Diese Verhältnisse haben durchaus keine Aehnlichkeit mit dem Kastenwesen. Das chinesische Volk betrachtet sich als eine große Familie, die nicht unter sich selbst getrennt ist durch abgeschmackte Unterschiede des Ranges oder Berufes oder der Abkunft. Jeder Chinese ist frei, ein Gewerbe zu treiben, was für eins er will. Jeder kann in allen 18 Provinzen sich aufhalten wo er will. Er braucht weder Paß noch Heimathschein, auch kein Patent oder obrigkeitliche Vollmacht zur Ausübung seines Berufes. Die angesehensten Leute, wie die Gelehrten und Beamte können aus den niedrigsten Familien hervorgehen, wenn sich einer nur durch sein eigenes Talent emporschwingen kann. Ein sehr bezeichnendes Sprüchwort sagt: 'Durch Gelehrsamkeit werden die Söhne des gemeinen Volkes groß, ohne Gelehrsamkeit vermischen sich die Söhne der Großen mit der Masse des gemeinen Volks'. Die einzelnen Dorfschaften werden nun in ganz patriarchalischer Weise von den Häuptern der Familien oder den Dorfältesten regiert, und die Handhabung der Ruhe und Sicherheit hängt viel mehr von diesen ab, als von der Obrigkeit, welche oft blutige Bürgerkriege zwischen einzelnen Ortschaften geschehen läßt, ohne sich darein zu mischen, theils aus bloßer Schwäche, theils weil die Ausübung der obrigkeitlichen Pflicht meist nur von dem Gewinn abhängig gemacht wird, der für den Beamten daraus erwachsen könnte oder nicht. Es wird nöthig sein, dieß durch einige Beispiele zu erläutern.

Ich vermuthe, daß der Name des Ortes Pukak der verehrten Versammlung nicht unbekannt ist. Es ist dieß die Station der Basler Mission in China gewesen seit 1852. Was ich jetzt mittheile, ist während des Aufenthalts der Basler Missionare daselbst geschehen. In der Nähe von Pukak ist ein anderes Dorf Namens Tshau pu, und diese beiden Dörfer leben in fast beständiger Fehde mit einander. So geschah es einmal, daß ein Bürger von Pukak eine Schuld in Tshau pu einzufordern hatte. Er geht zu seinem Schuldner und bittet um Bezahlung. Der weist ihn aber ab und benimmt sich grob. Der Pukaker erwiedert das Compliment, bekommt aber Schläge dafür und kehrt unverrichteter Sache und öffentlich beschimpft nach Hause

zurück. Er kann sich das nicht gefallen lassen und macht Anzeige bei den Aeltesten des Dorfes. Der Handel wird sogleich mit Wichtigkeit aufgenommen und die Aeltesten von Pukak senden eine Deputation an die Aeltesten von Tshau pu, um Genugthuung zu verlangen für die Beschimpfung, welche einem Pukaker Bürger von einem Tshau puer widerfahren war. Es gelingt jedoch nicht, die Sache gütlich abzumachen, man greift deßhalb zu den Waffen, und so entspinnt sich ein Bürgerkrieg zwischen diesen beiden Dörfern, der vier Wochen lang fortdauerte, zehen Menschenleben kostete und großen Verlust an Geld und Eigenthum nach sich zog. Die Pukaker waren die Stärkeren und behielten den Sieg. Die Tshau puer erschöpft durch empfindliche Verluste, da ihnen auch die Felder ganz verwüstet worden waren, baten endlich um Frieden, und die Aeltesten eines dritten Ortes mußten nun als Schiedsrichter vermitteln und die Friedensbedingungen festsetzen. Tshau pu muß die ursprüngliche Schuld, welche Veranlassung all des Elends geworden war, bezahlen und noch eine namhafte Summe als Strafgeld und Kriegsunkosten an Pukak entrichten. Lange nachher konnte man noch zerstörte Häuser, umgehauene Bäume und verwüstete Felder auf beiden Markungen erblicken; aber keine obrigkeitliche Untersuchung findet dabei statt. Das Einzige, was geschehen muß, ist das, daß der Distrikts-Magistrat kommen muß, um die Erschlagenen zu beaugenscheinigen, wobei ihm wenigstens Gelegenheit gegeben ist, sich über die Folgen seiner schlechten Regierung zu schämen.

Nicht immer kommt es zu solchen blutigen Händeln, und folgende Geschichte zeigt einen friedlichern Verlauf derartiger Volksgerichte. Ein Kaufmann von Pukak hatte eine Summe Geldes im Betrag von 50 Dollar an Missionar Lobscheid in Hoan zu bringen. Unterwegs wird er in der Nähe des Dorfes Wangkong von einem Dutzend Räuber überfallen, die ihm das Geld abnehmen. Er kehrt um und zeigt es den Aeltesten von Pukak an. Diese schicken eine Deputation nach Wangkong, welche die Aeltesten daselbst in bescheidenen Ausdrücken an ihre Pflicht erinnert, innerhalb ihrer Markung Ordnung aufrecht zu erhalten, damit Friede herrsche und das Eigenthum des Einzelnen gesichert sei. Sie möchten daher die Räuber ausfindig machen und das Geld erstatten. Diese entschuldigen sich zunächst damit, daß sie gar nichts von dem Vorfall wissen, behaupten, daß die Räuber keine Wangkonger gewesen und sie außer Stand seien, den Schaden gut zu machen. Allein die Pukaker gaben zu verstehen, daß, wenn sie sich

nicht rühren, man genöthigt sei, sich selbst zu seinem Rechte zu verhelfen. Nach einigen Tagen vergeblichen Zuwartens machen sich eines schönen Morgens 60 junge Burschen von Pukak auf, um Wangkonger Leute, sei es, wer es wolle, einzufangen. Wirklich bringen sie vier Weiber nach Hause, welche auf den Bergen Gras geschnitten hatten, und die nun als Kriegsgefangene in Pukak behalten wurden. Endlich kamen die Aeltesten von Wangkong und baten um Zurückgabe der Weiber. „Recht gerne, war die Antwort, schafft uns nur zuerst das Geld.“ Mit Ausreden war nun nichts mehr geholfen. Wangkong mußte die 50 Dollar bezahlen und außerdem noch ein Trinkgeld den 60 Burschen, nebst einem Strafgeld, wovon die Aeltesten von Pukak ihre Sporteln auch in die Tasche steckten. Die Räuber waren wirkliche Leute von Wangkong gewesen, und ihre Aeltesten werden schon gewußt haben, wie sie sich an ihnen entschädigen mußten.

Wir Missionare hatten auch bis zu einer gewissen Ausdehnung den Schutz dieser Aeltesten zu genießen, so lange wir uns im Innern des Landes aufhielten, wo uns kein englischer Schutz gewährt werden konnte, und wo wir keinen Schutz von der chinesischen Regierung beanspruchen durften, da es eigentlich gesetzlich verboten war für Ausländer, sich an einem andern Orte, als an den für den Handel geöffneten Hafenstädten aufzuhalten. Ehe wir uns deßhalb zu einer bleibenden Niederlassung im Lande anschickten, ließen wir zuerst die Aeltesten des betreffenden Dorfes fragen, ob sie es erlauben, daß wir kommen, um unter ihnen zu wohnen. Gaben sie ihre Zustimmung, so verpflichteten sie sich auch damit, uns unter ihre Protektion zu nehmen, so weit dieß möglich war. Durch ihren Einfluß wurde uns dann manche Chikane erspart, der wir sonst zum Opfer gefallen wären. Ich will nur einen Fall anführen. Es geschah einmal, daß ein getaufter Chinese von Canton, der Neffe des südlichen Königs Phung yun san von den Aufständischen, auf einer Erholungsreise, zu uns nach Pukak auf Besuch kam und bei uns starb. Da er ein Christ war, gaben wir ihm ein christliches Begräbniß und begleiteten den Sarg mit vielen Gliedern unserer Gemeinde zu dem Grabe. Nun ist es Sitte bei den Chinesen, daß wenn ein Sarg mit einem Leichnam durch die Thore eines Ortes getragen wird, den unter dem Thor befindlichen Göttern, die die Schutzgötter des Ortes sind, ein Opfer gebracht wird. Wir kümmerten uns natürlich nicht um diese Sitte und gingen mit unserm Sarge ohne Ceremonie durch das Thor. Sogleich fuhr der

Gedanke durch einige müßige Zuschauer, daß sich da eine Gelegenheit darbiete, ein kleines Profitchen zu machen, und als wir von dem Begräbniß zurückkamen, hatte sich schon eine Anzahl loser Leute in unserm Hause eingefunden, die mit wichtiger Miene behaupteten, es sei eine Verletzung der bestehenden Sitten des Landes geschehen, die man nicht ungerügt lassen könne. Auf unsere Erklärung, daß wir, wie sie selbst wissen, uns gerne in Allem nach ihren Sitten richten, wo es unser Gewissen gestatte, daß sie aber nie erwarten könnten, daß wir ihre heidnischen Gebräuche mitmachen sollten, gaben sie zur Antwort, sie wüßten wohl, daß wir eine andere Religion hätten, es würde aber von den nachtheiligsten Folgen für den Ort sein, wenn ein solches gebräuchliches Opfer unterlassen würde; sie verlangen zwar nicht, daß wir das Opfer selbst bringen, sondern wir sollen nur eine Summe Geldes bezahlen, dann werden sie für alles Weitere sorgen. Wir waren natürlich ebensowenig geneigt, uns zu einer Geldbuße auf solche Gründe hin zu verstehen, weßhalb die Leute drohten, unsere Kuh mit Gewalt wegzunehmen, um sich dadurch bezahlt zu machen. Es war aber schon spät am Tage und die Leute wurden deßhalb gebeten, uns für heute in Ruhe zu lassen, da weder wir, noch unsere Kuh ihnen entlaufen würden, man könne die Sache besser morgen am Tage abmachen. Des andern Morgens schickten wir aber zu den Aeltesten, und ließen sie bitten, in unser Haus zu kommen, da wir ihnen einen Handel zur Entscheidung vorlegen müßten. Sie kamen und ließen sich die Sache erzählen, worauf sie dann sogleich erklärten, daß diese Leute nicht das geringste Recht hätten, uns Geldstrafen anzudictiren und daß wir ganz im Recht seien, unsere eigenen Gebräuche zu beobachten. Mit diesem Ausspruch der Aeltesten mußten sich jene Leute zufrieden geben und durften keine weitere Forderungen an uns machen.

Anders gestalteten sich freilich die Dinge, als im Jahr 1856 der Krieg mit England ausbrach, wobei der chinesische Statthalter in Canton einen Preis auf den Kopf eines jeden Fremden setzte. Die Aeltesten in Pukak betrachteten sich um des Kriegs willen aller Verbindlichkeit gegen uns enthoben, und da ein Haufe Pöbelvolks sich der Person des Missionar Winnes bemächtigte, um den ausgesetzten Preis an ihm zu verdienen, und derselbe die Hülfe der Aeltesten in Anspruch nehmen wollte, ließen ihn dieselben nicht nur im Stich, sondern von der Summe, die Winnes zu seiner Loskaufung bezahlen mußte, eigneten sich die Aeltesten selbst einen großen Theil an.

Die Aeltesten werden vom Volke gewählt, und sind immer die angesehensten und einflußreichsten Leute eines Dorfes, wie sie es geworden sind entweder durch Rechtschaffenheit, oder auch durch Reichthum, oder als Häupter zahlreicher Familien, oder durch Besitz von Ehren, welche theils erlangt werden, wenn einer beim Examen einen Grad erlangt, theils wenn er sich einen Titel von der Regierung gekauft hat. Die Obrigkeit erkennt sie an und benützt sie sowohl zur Einsammlung der Steuern, als auch um eine allgemeine Aufsicht zu führen, und über vorkommende Fälle an sie zu berichten. Der Magistrat eines Distrikts händigt zu diesem Zwecke einem der Aeltesten ein Siegel ein, mit dem jeder Bericht versehen sein muß, der von den Aeltesten aus an die Obrigkeit gemacht wird. Die Macht dieses Aeltesten-Instituts ruht auf demselben Grundsatz, auf welchen auch der Staat gebaut ist und der seit undenklichen Zeiten so hohe Geltung in China gehabt hat, indem ja auch Confuzius ihn zur Basis seiner ganzen Sittenlehre gemacht hat. Dieß ist der Grundsatz, daß die Kinder ihren Eltern unbedingten Gehorsam schuldig seien, und die Eltern unumschränkte Gewalt über ihre Kinder haben. Ich kann aus meiner eigenen Erfahrung versichern, daß diese Grundsätze in China nicht leere Theorie sind, und wenn auf der einen Seite auch schauerliche Thaten daraus gefolgt sind, wie z. B., daß ein Vater in Ningpo, was Missionare selbst mit ansahen, seinen ungerathenen Sohn in einen Sack band und lebendig ins Wasser warf, um ihn als ein unwürdiges Glied der Menschheit zu ersäufen, oder daß tausende von neugeborenen Mädchen, im ersten Augenblick da sie das Licht der Welt erblicken, unbarmherzig von ihren eigenen Müttern umgebracht werden, — so ist doch auf der andern Seite zu rühmen, daß das Familienleben in China manchen schönen Zug darbietet, und namentlich das Verhältniß, in dem die Kinder zu ihren Eltern stehen, als musterhaft dasteht, wenn wir die Zustände anderer heidnischer Völker damit vergleichen. In dem Verkehr des Volkes unter sich sieht man da nicht jene scheue Absonderung, die eine Folge des Kastenwesens in Indien ist, wo Einer sich von dem Andern ferne hält aus Furcht vor Verunreinigung. Der Eine ist da so gut wie der Andere, und außer dem berechtigten Unterschiede, den Stand und Rang mit sich bringen, machen die Chinesen keinen, der eine bloße abgeschmackte Idee zum Grunde hätte.

In ihrem Umgange sind die Chinesen außerordentlich höflich, und

selbst die niedrigeren Volksklassen beobachten eine Etiquette, die den Fremdling in Erstaunen setzt. Die Anredeweise ist verschieden, je nach der Person, mit der man spricht. Ist einer etwa gleichen Alters mit mir, so nenne ich ihn Bruder; ist er älter, so nenne ich ihn Onkel; weibliche Personen von jüngerem Alter redet man als Schwester an; sind dieselben verheirathet, so nennt man sie Schwägerin, ist es aber eine ältere Person, so wird sie Tante titulirt. Mehr ehrerbietige Anredeweisen sind sin sang, d. h. Frühergeborner; in diesem Falle nennt man sich selbst den man sang oder Spätergebornen; tsun ka oder lau nyin ka, ehrwürdiger Herr, sind auch gebräuchliche Ausdrücke. Rede ich mit jemand, so erfordert es die Etiquette, daß ich hohe Ausdrücke gebrauche zur Bezeichnung von allem, was ihn betrifft; aber geringe und demüthige für das, was mich selbst anbelangt. Einer fragt z. B. den andern: Wie ist Ihr ehrenwerther Name? worauf die Antwort ist: mein geringfügiger Name ist so und so. Wo ist der erhabene Palast? Antwort: meine Strohhütte steht da und da. Wie viele Frühlinge und Herbste haben Sie schon erlebt? Antwort: ich bin so und so viele Jahre alt. Wie befindet sich der Ehrwürdige? Antwort: der Familienvater ist noch kräftig. Knaben nennt man junge Herren, Töchter Tausend-Goldstücke. Theilnahme an jemandes Unwohlsein drückt man so aus: ich bedaure, daß der Edelsteinkörper des Wohlbefindens ermangelt. Eine Einladung zu einem Besuche lautet: Ich bitte, daß Sie das Licht Ihres Angesichtes auf mich leuchten lassen; oder, daß der erhabene Wagen sich zu meiner Strohhütte nahen möge; oder, daß der Edelstein-Tritt sich über meine Schwelle setzen möge. — Bitten um irgend etwas oder Danksagungen für empfangene Hülfeleistung, werden in noch demüthigeren Ausdrücken gemacht; z. B.: Mögen Sie Ihren erquickenden Thau auf mich fallen lassen, damit ich nicht verdorre; oder: mein Herz ist gerührt von der empfangenen Wohlthat, und ich werde mich für Sie anstrengen, wie ein Pferd und ein Hund, um meine Erkenntlichkeit an den Tag zu legen. Wenn man in ein Haus kommt, wird gleich Thee aufgewartet und die Tabakspfeife angeboten, und man wird in den höflichsten Ausdrücken gebeten, mit dieser geringen Aufwartung verlieb zu nehmen.

Solche Redeweisen können nun freilich leere Formeln werden, und sie sind es auch in China geworden. Es sind Complimente, die keineswegs immer die Gesinnung ausdrücken; die Chinesen halten aber sehr viel auf die Beobachtung solcher Höflichkeitsbezeugungen, und

einer, der keine Gewandtheit darin hätte, würde für sehr ungebildet gehalten werden. Man darf gewiß behaupten, daß die frühe Gewöhnung an Anstand und Höflichkeit einen mildernden Einfluß auf den Charakter hat. Ich bin öfter gefragt worden, ob die Chinesen denn nicht sehr grausam seien. Man hat als Gründe dafür die bei ihnen übliche grausame Behandlung der Verbrecher, den entsetzlichen Zustand der chinesischen Gefängnisse, die massenhaften Hinrichtungen, welche in Canton vorgekommen sind, sowie auch den Kindermord aufgestellt. Allein einmal sind eben die Chinesen doch Heiden, und auch in dem gebildetsten Heidenthum finden sich immer wieder Züge von Barbarismus, so daß wir unsern christlichen Maßstab der Beurtheilung hier schlechterdings nicht anlegen können; sodann finden da zuweilen Verhältnisse statt, in die wir uns gar nicht hinein denken können, welche oft eine Hartherzigkeit zur Folge haben, ohne daß so etwas als ein Ausdruck des Volkscharakters angesehen werden dürfte, indem man Chinesen selbst die Zustände beklagen hören kann. Dazu gehört z. B. die Verantwortlichkeit für Leichname solcher Personen, welche auf irgend eine Weise außer ihrem Hause das Leben verloren haben. Das Gesetz verlangt in einem solchen Falle, daß der Eigenthümer des Grund und Bodens, auf dem der Leichnam gefunden worden, dafür verantwortlich gemacht werde. Er soll Anzeige machen bei der Obrigkeit und seine Erklärung abgeben. Wird diese von den Verwandten des Verstorbenen angenommen, so gibt es keine weitere Schwierigkeiten; allein die Obrigkeit wird in diesen Fällen meistens ganz bei Seite gelassen; dagegen kommen die Verwandten dem oft ganz unschuldigen Grundeigenthümer auf den Hals, beschuldigen ihn eines Mordes und bringen ihn in solche Schwierigkeiten, daraus er sich nur mit Zahlung hoher Summen Geldes helfen kann. Die Folge davon ist, daß Jedermann sich scheut, eines Unglücklichen, Kranken oder Sterbenden sich anzunehmen aus Furcht vor der Verantwortlichkeit für dessen Leben, die einem aufgebürdet werden kann. Ich begegnete selbst einmal einem am Wege unter einer Hecke liegenden Bettler, der von Krankheit so aufgerieben war, daß man wohl sah, er werde nicht mehr lange leben. Mein erster Gedanke war natürlich, den Unglücklichen in mein Haus bringen zu lassen, um ihn zu verpflegen so lange er noch lebe, und ihm eine Stätte zu gewähren, wo er sterben könnte; allein ich durfte das nicht thun, weil die Pukaker befürchteten, wenn der Bettler in ihrem Orte stürbe, so würden seine Verwandten ihnen die Schuld an

werksleute oft bis Nachts 12 Uhr und Morgens wieder in aller Frühe in ihren Werkstätten arbeiten hören. Die Studierenden, welche eine Unmasse von Stoff ihrem Gedächtniß einprägen müssen, lassen es sich nicht verdrießen, diesen Zweck durch Auswendiglernen bei Tag und bei Nacht zu erreichen. Aber neben dem gibt es in China auch gar viele Leute, die im Wohlstand leben, und denen die Arbeit nicht zur Nothwendigkeit geworden ist. Diese überlassen sich ganz dem Wohlleben und wissen oft nicht, wie sie ihre Zeit hinbringen sollen. Da hätten sie nun nichts ihren Wünschen Entsprechenderes finden können, als gerade das Opium, denn der Genuß desselben versetzt sie in angenehme Träumereien und ihre Zeit wird zugleich dadurch verkürzt. Was aber zuerst nur bei den Reicheren und Vornehmeren Eingang gefunden hatte, darnach gelüstete es allmälig auch andere, und so ist es gekommen, daß das Laster des Opium-Rauchens fast unter allen Ständen einriß, daß sogar das weibliche Geschlecht häufig daran Theil nimmt, und selbst Bettler mit der Opiumpfeife gesehen werden können. Deßhalb half auch kein äußeres Mittel mehr, das man anzuwenden versuchte, um dem Uebel zu steuern. Es half nichts, daß die Regierung die strengsten Verbote erließ gegen den Handel, sowie gegen das Rauchen des Opiums; es half nichts, daß schwere Strafen an den Uebertretern des Gesetzes ausgeübt wurden; es half nichts, daß eine Anzahl von mehr als 20,000 Kisten Opium den europäischen Kaufleuten abgenommen und vertilgt wurden. Solche Gewaltsmaßregeln waren nur von geringem Erfolg, der eine kurze Zeit währte; denn die Wurzel des Uebels lag in der Sinnenlust der Chinesen und konnte nicht durch äußere Mittel aus ihrem tiefen inneren Grunde gerissen werden. Während deßhalb der Kaiser die strengsten Verbote erließ an seine Unterthanen, kein Opium zu kaufen oder zu rauchen, während er die Einfuhr der Waare in chinesische Häfen verbot und die rührendsten Bitten an die Engländer ergehen ließ, dieses Gift nicht als Handelsartikel nach China zu bringen, so fanden doch die Chinesen selbst Mittel und Wege genug, sich einen Gegenstand zu verschaffen, den sie mit Leidenschaft begehrten. Sie scheuten keine Gefahr, in die See hinauszufahren, wo die Opiumschiffe vor Anker zu liegen pflegten, weil sie nicht in die dem Verkehr geöffneten Häfen einlaufen durften, um das Opium dort zu kaufen und es in ihren Booten ans Land zu schaffen. Es ist deßhalb auch eine ganz irrige Ansicht, wenn man meint, die englische Regierung habe den Chinesen das Opium auf-



Alte China-Straße in Kanton

gezwungen. Sie waren leider immer nur zu begierig, dasselbe zu bekommen. Der Krieg wurde auch damals keineswegs geführt, um die Einfuhr des Opiums zu erzwingen, sondern um überhaupt eine vernünftige Basis für den Handelsverkehr mit China zu erzielen. Der Opiumhandel war immer eine Privatsache der Kaufleute und haben sich daran nicht bloß Engländer, sondern auch Amerikaner, Deutsche, Franzosen, Perser und Hindu's betheiligt, und je mehr diese Opium verkaufen konnten, desto mehr hat die Ostindische Kompagnie auf ihrem Territorium producirt. Während der Kaiser erklärt hatte, er legalisire diesen Handel nicht, weil er die Staatskasse nicht mit Geld anfüllen wolle, das gleichsam Blutgeld wäre, indem seine Unterthanen mit dem Opium vergiftet würden, so scheuten sich die Mandarinen nicht, große Summen Geldes als Bestechung von den eingebornen Opiumschmugglern in ihre eigene Tasche zu stecken, und dem im größten Maßstab statthabenden Schmuggelhandel durch die Finger zu sehen. Jetzt ist endlich der Opiumhandel legalisirt worden. Die Chinesen haben auch angefangen, den Mohn selbst in größerer Quantität zu bauen und den Saft zuzubereiten. Es wird Opium durch chinesische Schiffe nach China gebracht, und kommt sogar auch über Land von Indien her.

Die Summe, welche alljährlich von den Chinesen an ausländische Handelsleute für Opium bezahlt wird, beläuft sich auf sieben Millionen Pfund Sterling. Der Werth des ausgeführten Thee's, der rohen Seide und anderer Artikel, wie Campher, Gewürze, Rhabarber ꝛc. beläuft sich auf 15 Millionen Pfd. St.; dafür nehmen die Chinesen rohe Baumwolle für 1 Million, europäische Manufakturwaren für 2 Millionen, Opium für 7 Millionen, so daß immer noch jährlich 5 Millionen Pfund Sterling baares Geld nach China geschickt werden müssen, woher die starke Ausfuhr von Silber und Gold für den chinesischen Handel kommt. Welch großes Hinderniß für die Ausbreitung des Evangeliums das Opium sein muß, ist leicht einzusehen. Die Chinesen werfen es selbst den Missionaren oft genug vor, daß die Ausländer es nicht gut mit ihnen meinen können, da sie ihnen dieses Gift bringen, und die Wirkung desselben ist auch so zerstörend für Leib und Seele, daß jedes höhere Gefühl, welches noch in den Herzen der Chinesen schlummert, dadurch vollends ganz ertödtet wird.

Wir müssen uns nun aber auch noch von dem Familienleben der Chinesen eine Anschauung zu verschaffen suchen. Dasselbe hat

der Theorie nach eine sehr hohe Bedeutung bei den Chinesen. In den Gatten wiederholt sich ja der Urgegensatz der zeugenden Kraft und des empfangenden Stoffes, und die Kinder sind ebenso das Erzeugniß des Einswerdens der beiden Geschlechter, wie die Creaturen das Erzeugniß des Einswerdens der Urkraft und der Urmaterie sind. Die Familie trägt das Mysterium der Weltentstehung in ihrem Schooße, in ihr setzt sich das göttliche Urleben weiter fort. Die Ehe ist deßhalb dem Chinesen Pflicht, der kein Tugendhafter sich entziehen darf. Der Ehelose bricht die fortlaufende Kette der Familie ab, und er frevelt an der Kindespflicht gegen die Eltern, indem er sie so des Glücks zahlreicher Nachkommenschaft beraubt, und keine Sorge trägt, daß den abgeschiedenen Geistern der Vorfahren Verehrung und Opferspenden dargebracht werden. Das Weib hat deßhalb auch in China verhältnißmäßig eine höhere Stellung, als bei andern heidnischen Völkern. Freilich ist ihre Stellung nach unseren christlichen Begriffen immer noch eine sehr niedrige. Schon von der Geburt an ist das Mädchen im Nachtheil gegen den Knaben. Letztere sind immer willkommen und können nie zu viele werden, aber bei den Mädchen wird in vielen Fällen erst die Frage aufgeworfen, ob man das Geschöpf leben lassen soll oder tödten. Einen Monat nach der Geburt eines Knaben wird ein Familienfest gefeiert, wobei die Verwandten zusammenkommen und dem Kinde sein Name gegeben wird. Ist es aber ein Mädchen, so macht man nicht viel Umstände mit ihm und geht in der Stille über das weniger erfreuliche Ereigniß hinweg. In der Regel wird dem weiblichen Geschlechte keine Bildung zu Theil. Während die Knaben in die Schule gehen dürfen, um etwas zu lernen, müssen die Mädchen zu Hause bleiben und arbeiten. In den höheren Klassen geschieht eher etwas für die Erziehung des weiblichen Theils der Familie, und es gereicht einer solchen zum Ruhme, wenn die Töchter so gebildet sind, daß sie lesen und schreiben können neben der Geschicklichkeit in weiblichen Arbeiten. Es existiren ja auch Bücher von Damen geschrieben, welche von der Erziehung des weiblichen Geschlechtes handeln.

Von einem gesellschaftlichen Umgang der Geschlechter ist gar nicht die Rede. Junge Leute sind ohnehin aufs strengste geschieden; aber auch Mann und Weib treten öffentlich nie gemeinschaftlich auf. Ein Mann würde es für sehr unschicklich halten, öffentlich mit seiner Frau zu gehen. Die Chinesen haben mir oft bemerkt, daß die Ausländer doch gar keine Regeln des Anstandes verstünden, weil sie ihre Frauen auf

öffentlicher Straße am Arme führen. Selbst zu Hause ißt die Frau nicht mit ihrem Manne, sondern der Vater mit den Söhnen ißt besonders und die Mutter mit den Töchtern. Gehen die Männer in den Tempel, um den Göttern ihre Verehrung zu bringen, so dürfen die Weiber sie nicht begleiten, doch haben sie die Freiheit, allein hinzugehen. Man hat es deßhalb immer als einen besonderen Einwurf gegen das Christenthum vorgebracht, daß die Männer und Weiber mit einander zum Gottesdienst gehen. Dennoch bringt es die chinesische Auffassung des Lebens als eines innig in sich zusammenhängenden und in allen Theilen vernünftigen und berechtigten mit sich, daß auch dem weiblichen Geschlechte eine berechtigte Stellung in der menschlichen Gesellschaft zugewiesen wird. In die friedliche und glückliche Harmonie des Alls muß auch das Weib eingefügt sein, und sie ist ebensogut ein Wiederstrahl des göttlichen Urlebens, wie der Mann, wenn auch dieser als das Bild der activen Seite des Ursein eine Ueberordnung behauptet.

Die Schließung einer Ehe hängt in der Regel nicht von den ehelich sich zu verbindenden Personen ab, sondern die Eltern betrachten es als eine ihnen obliegende Pflicht, dem Sohne eine Gattin, oder der Tochter einen Gatten zu suchen. Die Kinder sind auch damit ganz zufrieden, und würden sich's nie einfallen lassen, über Beeinträchtigung ihrer persönlichen Freiheit zu klagen. Sie sind vollkommen überzeugt, daß es der Eltern aufrichtiges Bestreben sei, für das Glück ihrer Kinder zu sorgen, und haben in der Art und Weise, wie die Eltern dabei zu Werke gehen, eine Garantie dafür, daß die zur Ergänzung der fehlenden Hälfte beigebrachte Person die beste sei, die sich selbst nach des Himmels Bestimmungen hätte finden lassen. Das Verfahren ist folgendes: Wo eine eheliche Verbindung zwischen zwei jungen Leuten beabsichtigt wird, da müssen vor allem Geburtsscheine der betreffenden Personen ausgestellt werden. Diese enthalten in acht Schriftzeichen die Stunde, den Tag, den Monat und das Jahr der Geburt. In diesen Schriftzeichen liegt aber auch noch ein tieferer Sinn, den übrigens nicht jeder Chinese versteht, sondern es sind besondere Gelehrte, welche sich mit dieser Wissenschaft beschäftigen. Ein solcher muß deßhalb zu Rathe gezogen werden. Die beiden Geburtsscheine werden ihm vorgelegt, und er wird gebeten, sein Urtheil abzugeben, ob die unter den gegebenen Zeichen geborenen Personen ehelich werden können oder nicht. Nach der Naturlehre der Chinesen stehen

Stunden und Zeiten unter dem Einfluß besonderer Kräfte in der Natur, welche sie Elemente nennen. Nun mag sich's treffen, daß der Zeichendeuter in den Zeichen des einen Geburtsscheines herausfindet, daß hier das Element Feuer vorherrsche, in dem andern aber das Element Wasser. Da sich nun Feuer und Wasser gegenseitig bekämpfen, so passen auch zwei Personen, welche unter so entgegengesetzten Elementen geboren sind, nicht zusammen, die Ehe kann deßhalb auch nicht geschlossen werden. Findet aber der Zeichendeuter eine Harmonie der Elemente heraus und kann Glück prophezeien, so steht dem Abschluß der Ehe kein weiteres Hinderniß im Wege, und es handelt sich nur noch um die Uebereinkunft in Beziehung auf die Morgengabe und Hochzeitgeschenke. In Berücksichtigung der Gesetze der Consanguinität sind die Chinesen sehr streng, und dieser Umstand hat unstreitig viel dazu beigetragen, das Geschlecht kräftig zu erhalten. Leute von gleichem Familiennamen heirathen sich nie, selbst wenn nicht im Entferntesten eine Verwandtschaft nachgewiesen werden kann. Von Heirathen unter Cousinen und ähnlichen Verwandtschaftsgraden ist gar keine Rede. Auch kann ein Chinese nie die Wittwe seines Bruders ehelichen. Die Eltern der Braut machen Anspruch auf eine Vergütung für die Unkosten, die sie mit ihrer Tochter gehabt haben, und geben ihr dann eine Aussteuer nach dem Verhältniß der Summe, welche von den Eltern des Bräutigams bezahlt worden ist. Am Vermögen haben die Töchter rechtlich keinen Theil, indem dasselbe den Söhnen bleibt. Es gibt aber doch auch Fälle, wo eine Tochter außer der Aussteuer noch eine Mitgift bekommt.

Die Hochzeit mit einer gesetzlichen Frau wird mit großer Feierlichkeit begangen. Ein glücklicher Tag wird durch den Astrologen gewählt, worauf die Chinesen großes Gewicht legen. Die Verwandten und Freunde werden zur Hochzeit geladen, und eine großartige Gasterei wird veranstaltet. Die Braut wird in einem festlich geschmückten Tragsessel von dem Hause ihrer Eltern abgeholt, wo sie unter herzzerreißendem Klagegeschrei Abschied nimmt, um nun in ihre neue Heimath einzuziehen. Vor der Hochzeit hat sie nie einen Besuch dort machen, noch je ihren Bräutigam sehen dürfen. Niemand von ihrer eigenen Verwandtschaft begleitet sie, nur die Person, welche als Kupplerin fungirt hatte, geht mit ihr, und übergibt sie ihrem Bräutigam. Derselbe empfängt sie zuerst unter der Thüre seines Hauses und gibt ihr drei sanfte Schläge mit dem Fächer, um sie an die Unterwürfig-

keit zu erinnern, die von nun an die Pflicht ihrer Stellung sei. Dann führt er sie in die den Ahnen geheiligte Halle, wo sich Braut und Bräutigam vor den Geschlechtstafeln der Vorfahren präsentiren, um ihre Verbindung feierlichst anzuzeigen und die Geister der Vorfahren um ihren Segen zu bitten. Ein Opfer wird gebracht, und Braut und Bräutigam trinken aus Einem Becher Wein. Dieß ist der eigentliche Akt der Copulation. Am folgenden Tage geht das neue Paar in alle Tempel der verschiedenen Götter, welche im Orte verehrt werden, und bringt jedem ein Opfer. Der Chinese darf nur Eine gesetzliche Frau heirathen, ist aber nicht gehindert, neben dieser auch noch Concubinen zu halten. Nimmt einer eine Concubine, so muß er das jedoch in der Stille thun und ohne solche Feierlichkeiten, wie sie bei einer rechtmäßigen Hochzeit statt finden. Concubinage ist namentlich in dem Falle von Kinderlosigkeit aus rechtmäßiger Ehe erlaubt, und wird sogar für Pflicht gehalten. Die Concubinen müssen sich der rechtmäßigen Frau stets unterordnen, und ihre Kinder gehören nicht ihnen, sondern so zu sagen der Familie, und werden von der rechtmäßigen Frau adoptirt. Im Fall einer Verstoßung muß die Concubine auch allein ausziehen und darf keines ihrer eigenen Kinder mitnehmen. Von der rechtmäßigen Frau kann ein Chinese sich wieder scheiden aus folgenden Gründen: Unfruchtbarkeit, Ehebruch, Ungehorsam gegen die Eltern des Gatten, Geschwätzigkeit, Diebstahl, böse Gemüthsart und eingewurzelte Krankheit. Der Chinese scheidet sich übrigens nicht leicht von seiner Frau, am allerwenigsten nimmt er die Hülfe des Gerichts dazu in Anspruch. Im äußersten Nothfall bedient er sich lieber des einfachen Mittels, sein Weib an einen andern Mann zu verhandeln. Die Frau ist durchaus nicht der Willkür ihres Mannes preisgegeben, und wenn ihr auch das Gesetz wenig Hülfe leisten würde, so üben doch ihre eigenen Verwandten allezeit eine Art Protektorat über sie aus. Im Allgemeinen wird den Weibern in China der Ruhm ehelicher Treue zugestanden, und es sind mir in der That höchst selten Beispiele von Ehebruch von Seiten einer Frau zu Ohren gekommen. Um sich nach dem Weibe eines Anderen zu erkundigen, fragt man auch in China: was macht die Rechtschaffene? Von einer Tochter, die vor ihrer Verheirathung sich im elterlichen Hause schlecht aufgeführt hätte und zu Fall gekommen wäre, habe ich nie gehört. Freilich muß man dabei bedenken, daß die Mädchen gewöhnlich schon im 16ten Jahre verheirathet werden, und vor dieser

den er nunmehr zu gehen hat. Es werden auch Reiskuchen gebacken und dem Todten in die Hand gegeben; diese solle er, wenn er den Styx passire, dem Zerberus hinwerfen, damit dieser ihn ungefährdet vorbei lasse; auch wird viel Goldpapier verbrannt, welches der Todte benützen soll, um die bösen Geister, die ihm auf dem Wege begegnen werden, zu beschwichtigen. Sodann werden die buddhistischen Priester gerufen, welche eine Art Seelenmesse veranstalten. Dazu bringen sie das dreifache Bild des Buddha, welches auf einen Tisch aufgestellt wird. Daneben kommt die sog. Seelentafel des Verstorbenen. Dieß ist ein aufrechtstehendes Täfelchen mit dem Namen des Verstorbenen darauf, und oben drüber stehen die zwei Worte: Schin tschu, d. h. geistlicher Herr. Nun machen die Priester ihr Wesen eine ganze Nacht hindurch, indem sie ihre Gebete absingen und Musik dazu machen. Ich sah sie auch öfter einen großen achteckigen Cylinder gebrauchen, der mit Papier überspannt und inwendig hohl war. Dieser sollte die acht Thore vorstellen, welche in den Himmel führen. Indem nun die Priester ihre Gebete hersingen, drehen sie den Cylinder wie einen Haspel um, und von Zeit zu Zeit wird eine Seite des Achtecks eingeschlagen, was dann bedeuten soll, daß sich jetzt eine Thüre in den Himmel öffne, und das wird so fortgesetzt, bis alle Seiten eingeschlagen sind, worauf dann die Priester behaupten, daß die Seele in den Himmel aufgenommen sei. Während dieser Zeit stehen die Verwandten in Trauerkleidung herum und werfen sich öfter auf den Boden, indem sie die Erde mit ihrer Stirne berühren. Kann die Beerdigung gleich statt finden, so wird dieselbe am folgenden Tage mit Wiederholung ähnlicher Ceremonien verrichtet. Die Seelentafel wird mit dem Sarg zum Grabe getragen und dort aufgestellt, aber nachher wieder nach Hause zurückgebracht, weil vor derselben fortan Wehklage gehalten und Opfer gebracht werden. Dieß geschieht jeden Morgen und jeden Abend von einem weiblichen Glied der Familie. Am siebenten Tag nach dem Todestag vereinigt sich dann die ganze Familie zu einem neuen Todtenopfer, und diese siebentägige Feier muß sich siebenmal wiederholen, also bis zum 49ten Tag.

Am 21sten Tag kommen die Priester wieder und bringen ein papiernes Haus zur Wohnung für die abgeschiedene Seele, in welches die Seelentafel gesetzt wird. Zugleich werden an diesem Tage eine Menge Gegenstände herbeigebracht, von Papier ausgeschnitten, welche Kleider und Geräthschaften, wie sie ein Lebender braucht, vorstellen,



Chinesisches Leichenbegängniß.



Chinesisches Leichenbegängniß.

oder Unglück. Bei der Wahl eines Grabes kommt es nun nach den Regeln der Geomantie vor allem auf die Lage desselben an. Diese kann in verschiedenen Jahren verschieden sein, wie das der Geomant allein richtig versteht. Bald muß das Grab gegen Süden liegen, bald gegen Norden; in diesem Jahre kann eine östliche Lage vorzuziehen sein, in einem andern eine westliche. Der logische Zusammenhang daran liegt in den Schriftzeichen, mit welchen ein jedes Jahr benannt wird, und welche auch zur Bezeichnung der Himmelsgegenden gebraucht werden. Es ist dieß eine Zehenzahl von Zeichen, welche die himmlischen Stämme genannt werden, und eine Zwölfzahl von solchen, die sie die irdischen Zweige nennen. Die Benennungen der ersten zehn sind: kap, yet, piang, ten, mau, ki, kang, sin, nyim, kwui, die der letzteren zwölf: tzu, tschu, yin, mau, schin, szu, ng, wui, schin, yu, sut, hai. Durch die Verbindung dieser miteinander haben die Chinesen schon in frühester Zeit einen Cyclus von 60 Jahren zu Stande gebracht, nach welchem sie ihre Zeit eingetheilt haben. Das gegenwärtige Jahr 1860 ist das 57ste Jahr der 75sten Cyclus, was eine Anzahl von 4557 Jahre ergibt. Es trägt die Benennung kang schin.*)

Von dem geheimnißvollen Zusammenhang der Natur nach chinesischer Anschauung, gibt das in der Abhandlung über die Religion mitgetheilte Gebet des gemeinen Volks eine Probe, da wo von den Sternenfürsten der vier Himmelsgegenden und der Mitte die Rede ist, deren Territorium durch eben diese mysteriösen Zeichen begränzt sei, und die durch die Kraft der fünf Elemente regieren.

Wenn einmal die allgemeine geographische Lage für ein Grab ermittelt ist, wozu sich der Geomant des Compasses bedient, so kommt die spezielle örtliche Lage und die Beschaffenheit der Umgebung in Frage. Am liebsten werden Hügel zu Grabstätten ausgesucht, doch sieht man auch welche in Ebenen. Unter allen Umständen muß das Terrain trocken sein, und nichts wird für ein größeres Unglück gehalten, als wenn Wasser in ein Grab kommt. Dieß kam einmal vor in der kaiserlichen Gruft zu Mukden in der Mantschurei, und der Kaiser ließ die Geomanten dafür hinrichten, weil sie keinen besseren

*) Neben dieser Zeiteintheilung rechnen die Chinesen auch noch nach den Jahren eines regierenden Kaisers, so daß das Jahr 1860 auch bezeichnet wird als das 10te Jahr der Regierung des Kaisers Hien fung.

Platz für das Grab der kaiserlichen Ahnen besorgt hatten. Bei der weiteren Bestimmung der örtlichen Lage kommen wieder die fünf Elemente in Betracht, und es wird streng darauf Rücksicht genommen, daß keine einander gegenseitig bekämpfende Elemente in Beziehung zu einander gebracht werden. Die Theorie der Geomantie ist hier sehr ins Einzelne gehend. Ein spitz zulaufender Hügel gehört dem Element Feuer an, nach der Gestalt einer emporlodernden Flamme. Ein weniger spitziger Kegel gehört zu dem Element Holz nach der Gestalt eines Baumes. Ein sich mehr abplattender Hügel steht unter dem Element Metall und entspricht da die Gestalt des chinesischen Schriftzeichens für Metall dieser Form. Ein oben ebener Hügel steht unter dem Element Erde, und wellenförmiges Hügelland gehört dem Element Wasser an. Ein Grab nun am Fuß eines Hügels, der vom Element Metall regiert wird, wo die Gestalt des umgebenden Landes wellenförmig ist, wird für ganz glücklich gehalten, indem Metall und Wasser harmonische Elemente sind. Das ist aber noch lange nicht alles. Das Grab muß so zu liegen kommen, daß es sich gleichsam an den Hügel anlehnt; der Hügel darf aber nicht allzusteil ansteigen, sonst heißt es, er übe allzustarken Druck auf das Grab aus, so daß sich die Bewohner desselben nicht wohl fühlen würden. Ebenso darf vor dem Grabe die Abdachung nicht jäh erfolgen, sondern es muß ein wenig freier Platz vorhanden sein. Dieser heißt Tschau thong oder die Audienzhalle, damit die Angehörigen sich dort einfinden können, wenn sie ihre Opfer bringen sollen. Es wird ferner eine freie Aussicht erfordert, und wenn dieselbe auf gegenüberliegende Berge geht, oder wenn ein Bach sich unten vorbeischlänget, oder ein See sich ausbreitet, wenn ein Wäldchen in Sicht ist u. dgl. m., so ist das alles erwünscht und Glück verheißend.

Noch sind zwei wichtige Bestandtheile eines gut gelegenen Grabes zu erwähnen, nemlich rechts von demselben soll sich der weiße Tieger lagern und links der grünliche Drache. Dieß sind abermals Ausdrücke für Bodenformationen, denen die Phantasie der Chinesen solche Namen gegeben hat, indem sie annehmen, daß besondere Bodenformationen die Anwesenheit besonderer geistiger Wesen anzeigen oder mit sich bringen. Die Form für den weißen Tieger ist ein kleiner Bergrücken und die für den grünlichen Drachen ist flacheres Land. Wo ein Chinese in seiner Einbildung ein Grab von diesen zwei vermeintlichen Schutzgeistern bewacht sieht, da ist er überzeugt, daß die heil-

bringendsten Einflüsse walten, und daß die Familie der hier Begrabenen unfehlbaren Glückes theilhaftig werden müsse. Daß es aber keine leichte Aufgabe ist, ein allen diesen Erfordernissen entsprechendes Plätzchen zu finden, ist leicht einzusehen; die Auffindung und Erlangung eines solchen ist auch mit großen Unkosten verknüpft, und daher kommt es, daß die Todtengebeine oft lange auf ihre endliche Bestattung warten müssen. Man sieht deßhalb oft ganze Reihen von Urnen im Freien stehen, welche die Gebeine der Todten enthalten; auch Särge stehen häufig unbeerdigt da, mit einem Strohdach bedeckt. In einem Hause, wo ich mehrere Jahre wohnte, stand ein Sarg mit der Leiche der Großmutter der Familie schon seit zehn Jahren, und die Beerdigung erfolgte erst nachdem das Geld dazu durch den Hauszins, welchen ich zahlte, zusammengespart worden war. Man wird verstehen können, daß die Gräberentweihung ein besonderer Schabernack ist, den einer in China seinem Feinde zufügen kann. Die einzige Rache, welche bisher der Kaiser von China an den Rebellenhäuptling Fung siu tshen und seinen Genossen nehmen konnte, bestand darin, daß auf obrigkeitlichen Befehl die Gräber der Angehörigen dieser Leute zerstört wurden. Auch unter dem Volk ist dieß öfter der Fall, und man glaubt, daß die Strafe dafür nicht den Verbrecher selbst treffe, sondern daß das Glück der betreffenden Familie dadurch ruinirt werde. Auf der andern Seite halten dann die Angehörigen sehr viel auf Erhaltung der Grabstätten. Jedes Frühjahr wird ein Fest gefeiert, an welchen feierliche Prozessionen zu den Gräbern statt finden, die dann gereiniget und frisch verziert oder die Inschriften an den Grabsteinen neu bemalt und vergoldet werden, neben dem, daß immer bei solchen Veranlassungen im Beisein der ganzen Familie Opfer gebracht werden.

Der schwärzeste Fleck im chinesischen Familienleben ist der so häufig vorkommende Kindermord. Söhne sind den Chinesen immer willkommen, denn durch diese wird der Stamm erhalten und die Familie fortgepflanzt, und die Eltern verlassen sich auf sie als Stützen im Alter; aber von den Töchtern sagen sie, daß dieselben doch die Familie verlassen und in eine andere eintreten durch Verheirathung. Deßhalb halten sie es für überflüssig, in einer Familie mehr als zwei Töchter zu erziehen, und tödten alle weiteren. In einem Gebet an die Götter rufen sie dieselben auch an und bitten um fünf Söhne und zwei Töchter. Ich kenne eine Mutter, die acht eigene Töchter um-

gebracht hat, und mehrere, die drei oder vier getödtet haben. Das Gesetz verhängt keine Strafe über den Kindermord, alles was geschieht, ist, daß je und je gedruckte Ermahnungen an das Volk ergehen, sie von dem Verbrechen abzuhalten. Es bestehen auch Findelhäuser, die auf Kosten der Regierung oder von Privatpersonen unterhalten werden, in welche solche Eltern ihre Kinder bringen können, die sie nicht selbst erziehen wollen; aber die Zahl derer, die ihr Leben verlieren, geht ins Unglaubliche und wird kein anderes Mittel dem Uebel steuern, als wenn das Evangelium Eingang findet, das dann auch die Herzen der Väter und Mütter in China zu ihren Kindern bekehren wird.

Achter Vortrag.

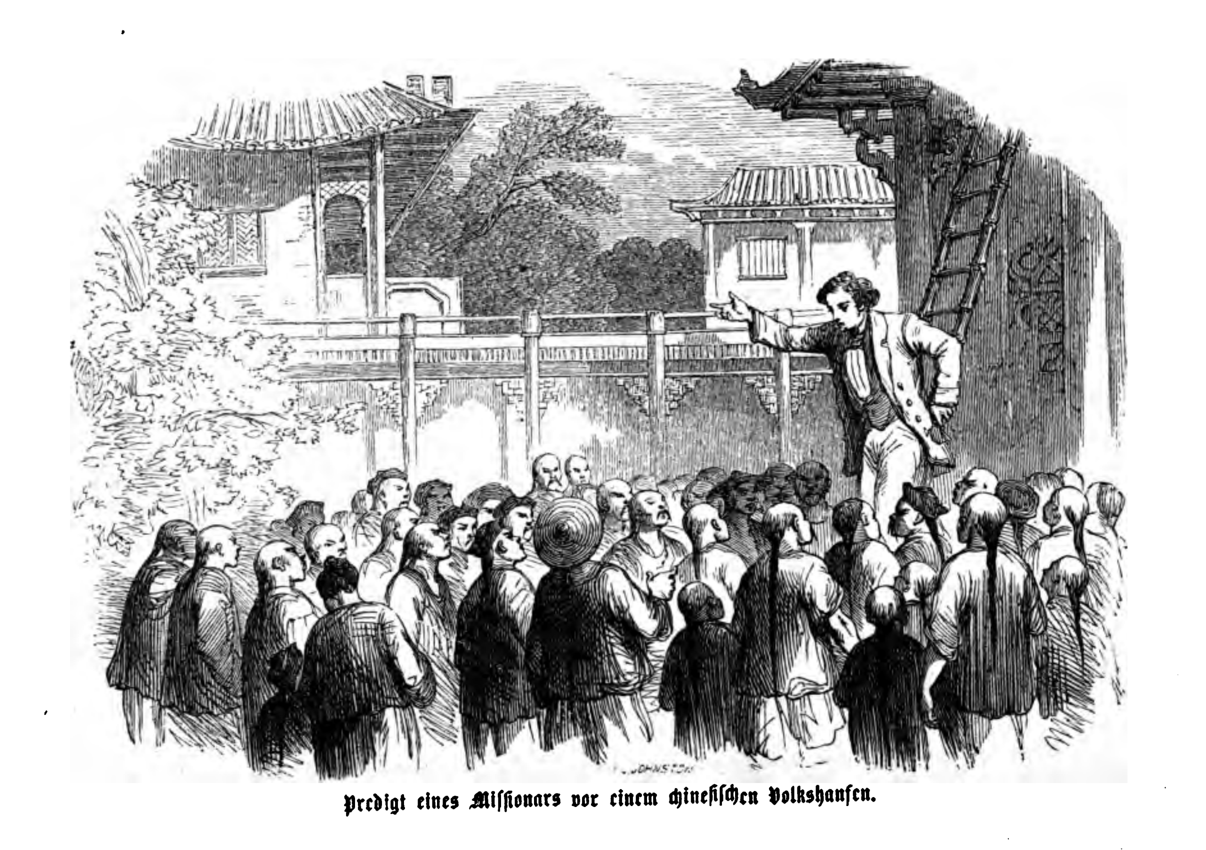
Die Mission in China.

Wir haben in den vorangegangenen Vorträgen die Chinesen von einigen Hauptgesichtspunkten aus ins Auge gefaßt und uns ein Bild von ihren religiösen, wissenschaftlichen, politischen und sozialen Zuständen zu entwerfen gesucht. Wir haben gefunden, daß dieses Volk von alten Zeiten her eine Erkenntniß besaß von einem höchsten, alles regierenden Wesen, unter dessen Controlle die Geister sowohl als die Menschen stehen. Indem wir aber die weitere Entwicklung ihres religiösen Bewußtseins verfolgten, haben wir auch gesehen, wie sie in ihrem Dichten eitel geworden sind und ihr unverständiges Herz verfinstert ward, so daß sie eben doch auch zu Narren geworden sind, die die Herrlichkeit des unvergänglichen Gottes verwandelten und, indem sie zuerst seine Allmacht zersplitterten, eine Menge von Geistern verehrten, ohne welche sie sich Gottes Weltregierung nicht denken konnten, so daß ihren Philosophen die Gottesidee fast ganz in der Natur aufging und dieselben nichts weiteres zu erkennen vermochten, als waltende Prinzipien, die sie die Urkraft und die Urmaterie nannten, aus deren unbewußter Bewegung sich das Naturleben, sowie die Geschichte der Völker und das Schicksal des Einzelnen als ein unfreies Produkt ergebe. Wir haben sie von da begleitet auf eine weitere Stufe des religiösen Verfalls, auf der sie dem vergänglichen Menschen göttliche Ehre erwiesen und durch den Ahnen- und Heroendienst Gott die Ehre raubten, die ihm allein gebührt, und dem Geschöpf mehr dieneten als

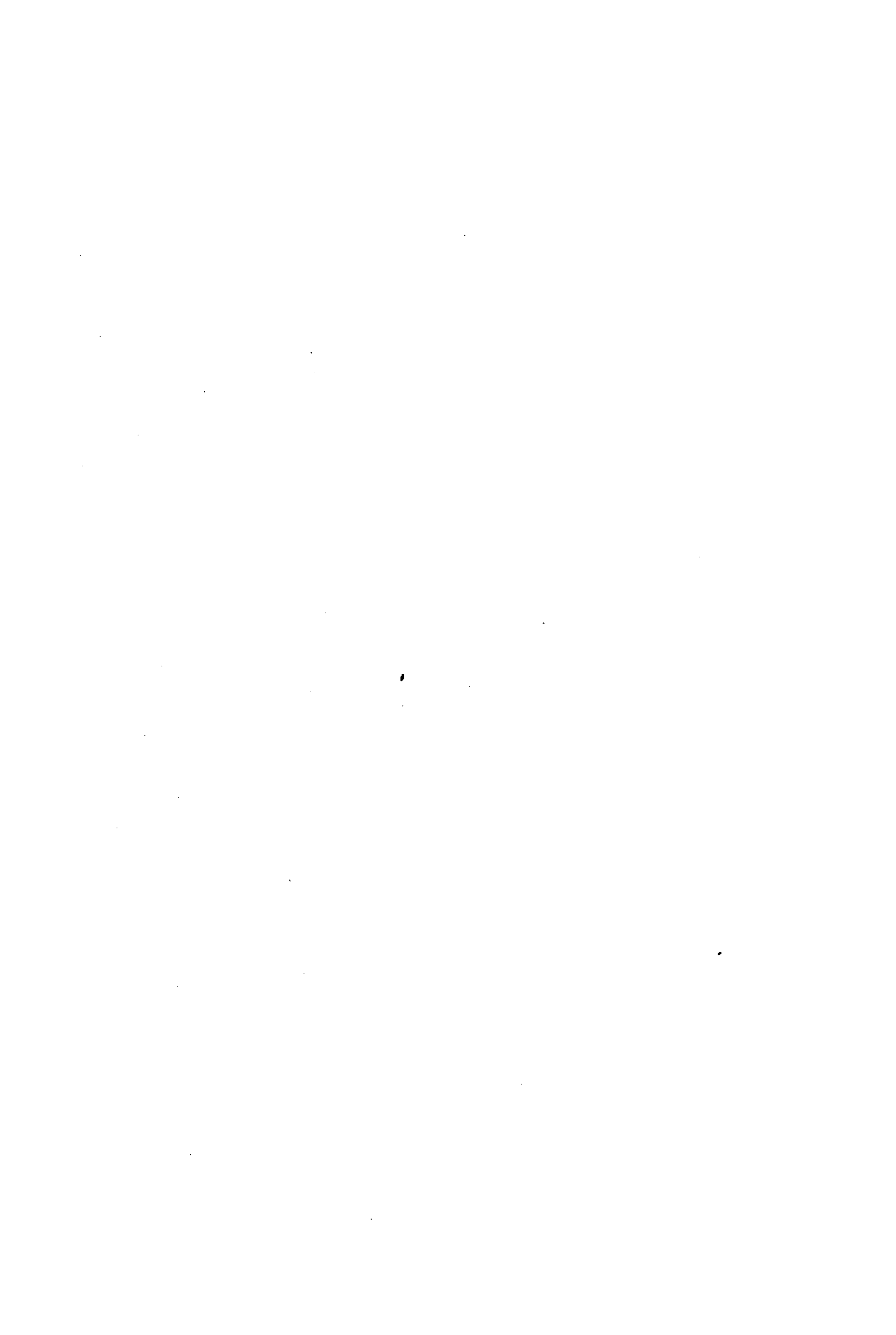
dem Schöpfer. Konnten wir dann auch nicht umhin ihnen einige Achtung zu zollen dafür, daß die Chinesen nie das Laster vergöttert haben, sondern dasselbe als mit der Religion unvereinbar, außer dem Bereich ihrer Tempel und ihrer religiösen Verrichtungen gehalten haben, so sind wir doch nicht nur selbst überzeugt, daß auch diese feinere und anständigere Art von Heidenthum das menschliche Herz weder befriedigen kann, noch es bewahren vor zeitlichem Verkommen und viel weniger vor dem ewigen Verderben; sondern wir sahen auch, wie das Gewissen der Chinesen, in welches eben auch die Ewigkeit gelegt ist und aus dem auch das unzerstörliche Gottesbewußtsein richtend zeugt, sie antrieb, etwas zu suchen, womit sie sich für das zukünftige Leben trösten könnten, weßhalb sie sich dem Buddhismus in die Arme warfen, der ihnen Himmel und Hölle vorhielt und sie beredete, den Weg in den ersteren für sie eröffnen und aus den Qualen der letzteren sie befreien zu können. Was hülfe es ihnen deßhalb, daß sie schon seit Jahrtausenden als ein geordneter Staat bestanden haben, ja was hülfe es ihnen, wenn sie noch weitere Jahrtausende so fortbestehen könnten? Was hülfe es ihnen, daß ihr äußeres Leben einen gewissen Anstrich von Anstand hat und ihre bürgerlichen und sozialen Verhältnisse nicht gerade so schlecht beschaffen sind, wie wir es bei anderen Heiden antreffen? Finden wir doch jedenfalls von christlichem Standpunkt aus betrachtet, ihre Sitten armselig genug und entdecken namentlich den Hauptmangel bei ihnen, daß es an der Wahrheit fehlt und unter dem äußeren Schein sich eben doch ein grundloses Verderben durch die ganze Nation hin verbreitet. Was frommt ihnen da ihre Bildung, auf die sie so stolz sind, daß sie ihr Land als den Herd der Wissenschaft betrachten, und alle Ausländer, die nicht unter den Einfluß ihrer Civilisation gekommen, für Barbaren halten! Zu was Gutem dienen ihnen alle die Vorzüge, die wir an den Chinesen nicht verkannt, sondern der Reihe nach uns vergegenwärtiget haben, so lange sie nicht einen helleren Schein in ihre Herzen bekommen, daß darin entstünde die Erleuchtung von der Erkenntniß der Klarheit Gottes in dem Angesichte Jesu Christi! (2 Cor. 4, 6.) Es ist deßhalb mein Ruhm und meine Freude, geehrte Versammlung! als Missionar unter Ihnen zu stehen, dem durch Gottes Gnade der hohe Beruf zu Theil geworden ist, das Licht der Wahrheit in die Finsterniß des chinesischen Heidenthums hinauszutragen. Haben Sie meinen bisherigen Mittheilungen über China so viele Aufmerksamkeit geschenkt, so darf ich

wohl heute noch viel mehr hoffen, Ihr Interesse in Anspruch zu nehmen, indem ich die Mission zum Gegenstand des heutigen Vortrags mache.

Die Existenz einer jüdischen Gemeinde in China gehört zwar nicht eigentlich in das Kapitel der Mission, doch möchte ich derselben hier Erwähnung thun. In dem Vortrag über die Geschichte ist schon angegeben worden, daß eine solche unter der Han-Dynastie (202 vor bis 265 nach Chr.) nach China gekommen sei. Der katholische Missionar Ricci, welcher sich zu Anfang des 17ten Jahrhunderts in Peking aufhielt, empfing die erste Kunde von dem Bestehen derselben durch den Besuch eines chinesischen Juden, der sich ihm vorstellte als einen Mann, welcher denselben Gott verehre wie der Missionar. Ricci führte den Mann in seine Kapelle, wo er sich vor den verschiedenen Bildern, die dort aufgestellt waren, verneigte, indem er jedoch bemerkte, daß ihm dieß ungewohnt sei, und er nur so thue aus Achtung vor den Ahnen seiner Nation, für welche er die Heiligenbilder hielt. Ricci sandte sofort einen eingebornen Christen nach Khai fung fu, der Hauptstadt der Provinz Honan, wo die jüdische Gemeinde ihren Sitz hatte, um nähere Erkundigungen einzuziehen. Der Bote brachte eine Abschrift von Stücken des Pentateuchs in Hebräisch mit, und es kamen auch noch mehrere Juden nach Peking, deren Berichte mit dem, was Ricci von jenem ersten Besuche erfahren hatte, übereinstimmten. Der Glücklichste in seinen Nachforschungen war aber Pater Gozani, welcher selbst in Khai fung fu war und in einem von 1704 dadirten Briefe folgendermaßen schrieb: „Was diejenigen anbetrifft, die hier Thyau kin kyau (die Sekte, welche die Sehne auszieht) genannt werden, so wollte ich dieselben besuchen in der Erwartung, daß sie Juden seien, und mit der Hoffnung, das alte Testament bei ihnen zu finden. Ich betheuerte ihnen sogleich meine Freundschaft, welche sie bereitwillig erwiederten und worauf sie die Höflichkeit hatten, mich zu besuchen. Ich erwiederte ihren Besuch in der Synagoge, wo sie alle versammelt waren und ich lange Unterhaltnngen mit ihnen hatte. Ich sah ihre Inschriften, von denen einige in chinesischer, die übrigen in ihrer eigenen Sprache sind. Sie zeigten mir ihre Religionsbücher und gestatteten mir den Zutritt zu den geheimsten Orten ihrer Synagogen, von wo selbst die Gemeinde ausgeschlossen ist. Eine Stelle ist für den ersten Priester der Synagoge ausschließlich bestimmt und wird von diesem nur mit tiefer Ehrfurcht betreten. Sie erzählten mir, daß ihre



Predigt eines Missionars vor einem chinesischen Volkshaufen.



Voreltern aus einem Königreiche des Westens, Namens Judäa kamen, welches Josua eroberte, nachdem er von Egypten abgereist war und das rothe Meer und die Wüste durchzogen hatte, sowie daß die Zahl der von Egypten ausgewanderten Juden gegen 600,000 Mann betragen habe. Sie versicherten mir, daß ihr Alphabet 27 Buchstaben habe, von denen sie jedoch insgemein nur 22 anwendeten. Wenn sie die Bibel in ihrer Synagoge lesen, bedecken sie zum Gedächtniß Mosis das Gesicht mit einem durchsichtigen Schleier. Sie lesen jeden Sabbath einen Abschnitt, so daß sie im Laufe des Jahres das ganze Gesetz lesen. Der Lesende legt das heilige Buch auf den Stuhl Mosis; sein Gesicht ist mit einem Schleier bedeckt, an seiner Seite steht ein Einhelfer, und einige Schritte tiefer ein Moula, um den Einhelfer zu verbessern, wenn sich dieser verspricht. Sie sprachen mir vom Paradies und von der Hölle auf höchst thörichte Weise; allem Anschein nach ist das, was sie sagten, aus dem Talmud gezogen. Ich erzählte ihnen von dem in der Schrift verheißenen Messias; sie waren aber über meine Worte höchst verwundert, und als ich ihnen mittheilte, daß sein Name Jesus sei, so erwiederten sie, daß die Bibel eines heiligen Mannes dieses Namens gedenke, der der Sohn Sirachs gewesen sei, daß sie aber den Jesus, von welchem ich spreche, nicht kenneten."

Seit im Jahr 1842 in Nanking ein Friedensvertrag zwischen England und China abgeschlossen worden ist, richteten manche Christen in Europa ihre Aufmerksamkeit auf diese Juden in China. Eine fromme Dame in England stellte die nöthigen Mittel zur Verfügung einer englischen Judenmissionsgesellschaft, um weitere Nachforschungen anstellen zu können. In Folge davon sandte Dr. Medhurst, ein Missionar der Londoner Missionsgesellschaft, der in Schanghai stationirt war, zwei zuverläßige Chinesen von Schanghai aus nach Khai fung fu. Diese fanden, daß die jüdische Gemeinde im Ganzen noch aus 200 Individuen bestand, welche sich in und um Khai fung fu aufhielten, aber sämmtlich in den dürftigsten Umständen sich befanden. Einige waren Krämer, andere nährten sich vom Landbau, während mehrere Familien sich in den Vorhallen der Synagoge herumbehalfen, schlecht bekleidet und am Nothdürftigsten Mangel leidend. Rund um sie her waren Muhamedaner; ihre Religion war kaum noch dem Namen nach vorhanden, und doch unterschied sie dieselbe von den chinesischen Heiden und setzte sie vielen Prüfungen von Seiten der letzteren aus. Nicht ein einziger von ihnen verstand mehr Hebräisch. Rabbiner hatten sie

seit 50 Jahren keinen mehr. Die Beschneidung, welche sie noch beobachteten als die Jesuiten zum erstenmal ihre Bekanntschaft machten, war gänzlich in Abgang gekommen und die Hoffnung auf einen Messias schienen sie gänzlich verloren zu haben. Die Synagoge war im Verfall. Die Gemeinde hatte eine Petition an den Kaiser gerichtet und gebeten, daß man sich ihrer Armuth erbarmen und ihnen ihr Gotteshaus wieder herstellen möchte; aber es war nie eine Antwort auf diese Bittschrift erfolgt. Den Eindruck, den die beiden Abgesandten von allem, was sie sahen, bekommen, war der, daß in kurzer Zeit vollends alle Spuren dieser Judengemeinde verschwinden würden. Sie brachten acht Manuscripte der heiligen Schrift mit, welche auf dickem Papier geschrieben und in Seide gebunden waren. Der Inhalt derselben ist Exodus Cap. 1—6 und Cap. 38—40. Leviticus Cap. 19 und 20. Numeri Cap. 13—15. Deuteron. Cap. 11—16 und Cap. 32, nebst verschiedenen anderen Stücken des Pentateuchs, der Psalmen und Hagiographen. Außer diesen waren noch 12 Pergamentrollen vorhanden von je 30 Fuß Länge und 2—3 Fuß Breite, welche die Thora enthielten. Der hebräische Text ist mit den Vokalen versehen, und es wird vermuthet, daß die Manuscripte persischen Ursprungs seien.

Daß diese Judengemeinde in China nicht als ein Licht unter den Heiden leuchtete zur Verbreitung der Erkenntniß Jehova's, darf uns nicht wundern, denn Israel steht in dieser seiner Zerstreuung unter den Völkern der Welt, unter dem göttlichen Gericht, aber hoffen dürfen wir auf die bessere Zukunft, die noch für das alte Bundesvolk anbrechen wird, da es dann auch seinen ursprünglichen Missionsberuf ausüben wird.

Das Christenthum ist schon ziemlich frühe nach China gekommen. Alte Legenden lassen sogar den Apostel Thomas bis dorthin vordringen mit der Predigt des Evangeliums; allein dieß entbehrt des geschichtlichen Beweises. Es ist wohl möglich, daß schon in den ersten Jahrhunderten der christlichen Zeitrechnung Evangelisten auch nach China gekommen sind; aber die erste glaubwürrdige Urkunde weist uns in das siebente Jahrhundert, in welchem die Nestorianer Bekehrungsversuche in China gemacht haben. Im Jahr 1625 fand man nemlich in der chinesischen Stadt Si ngan fu in der Provinz Schan si eine denksteinartige Marmorplatte in der Erde. Auf dem oberen Theil derselben war ein Kreuz gemeiselt und darunter lief eine aus chinesischen und syrischen Buchstaben gemischte Inschrift folgenden Inhalts:

„Ein Engel hat es verkündet, der Messias ist von der Jungfrau in Judäa geboren und seine Geburt war durch die Erscheinung eines neuen Sternes am Himmel bezeichnet. Die östlichen Könige haben dieses Ereigniß durch die Erscheinung des Sternes erkannt und Gaben dargebracht dem göttlichen Kinde. Das Gesetz und die Voraussagungen der Propheten haben sich erfüllt, und Oloben ist im Jahr 636 nach der Geburt Christi nach China gekommen. Der Kaiser von China hat die Christenlehre geprüft, an die Wahrheit geglaubt und ein Gesetz erlassen zum Schutze des Christenthums." Was man sonst aus dem Berichte entnehmen konnte, beläuft sich etwa auf Folgendes: Ein Bischof, Namens Oloben, kam von dem westlichen Reiche Ta tsin (Syrien) nach China, unter der Regierung des Kaisers Thai tsung von der Thong-Dynastie. Dieser Kaiser gab im siebenten Monat des Jahres 638 ein Gesetz zum Schutz des Christenthums und gründete eine christliche Kirche. Sein Nachfolger ließ christliche Tempel in allen Provinzen China's erbauen. Im Jahr 698 aber unter der Regierung der Gemahlin des Thai tsung, welche nach dem Tode Kau tsungs den Thron an sich gerissen hatte, erregten buddhistische Mönche eine grausame Christenverfolgung. Im Jahr 742 indessen, unter der Regierung Siau tsungs, wurde das Christenthum wieder geduldet und stand unter dem Schutz des Kaisers, der sich selbst dazu bekannte. Sein Nachfolger Suk tsung befahl im Jahr 756 die Erbauung neuer Kirchen, und Thoi tsung, dessen Regierung 763 begann, sandte diesen Kirchen sogar wohlriechendes Rauchwerk. Tet tsung endlich, in dessen Regierung die Errichtung des Denkmals fällt, schützte die Christen, wie sein Vorgänger gethan hatte. Es scheint, daß sich diese nestorianischen Christen lange in China gehalten haben, denn wir finden ihrer in der Geschichte der katholischen Mission noch Erwähnung gethan.

Der erste Papst, welcher eine Mission zur Bekehrung der Chinesen aussandte, war Innocenz IV, welcher im Jahr 1246 den Mönch Plan Carpin zunächst zu dem Groß Khan der Tartaren sandte. Er ging über den Don und die Wolga und nördlich vom kaspischen Meer längs der Nordgränze Centralasiens nach dem Lande der Mongalen, wo ein Enkel Dschinggischans eben zum Herrscher ernannt worden war. Die große Aehnlichkeit der chinesisch-buddhaistischen Gebräuche mit den Formen der katholischen Gottesverehrung machte ihn schließen, daß diese Leute entweder bereits Christen seien, oder doch sehr bald solche werden würden. Im Jahr 1253 wurde der Mönch Rubruquis

von Ludwig dem Heiligen auf demselben Wege zu den Tartaren gesandt, welcher in Khara khorum, der Hauptstadt der Mongolen, einen katholischen Tempel antraf, dessen Anblick ihn außer sich vor Freude machte. Er fand dort auch eine große Anzahl von Nestorianern und griechisch Katholischen. Als Kublai khan das chinesische Reich eroberte und seinen Thron in Kambalu, dem heutigen Peking, aufschlug, besuchten ihn die Venetianer Nicolaus und Matthäus Polo mit dem Sohne des letzteren, dem bekannten Marco Polo. Sie waren mit Briefen von Papst Gregor X an den Khan versehen. Der junge Marco wurde durch seine Talente und sein gutes Benehmen ein Günstling des Khans, welcher ihn 17 Jahre bei sich behielt, und im Staatsdienst verwendete. Das Vorhandensein von nestorianischen Bischöfen wird von Marco Polo mit deutlichen Worten berichtet, und er gibt außerdem an, daß sich in einer Stadt in der Nähe von Nanking am Ufer des Yang tze kiang zwei Kirchen von nestorianischen Christen befanden, die im Jahr 1274 erbaut wurden.

Johann de Corvino, der im Jahr 1288 durch Papst Nicolaus IV nach Asien abgesendet wurde, war der erste, welcher den römisch-katholischen Glauben mit Erfolg in China verbreitete. Er wurde von dem Kaiser in Peking, trotz der Feindseligkeiten der eifersüchtigen Nestorianer, freundlich aufgenommen. Man gestattete ihm, eine Kirche zu erbauen mit Thurm und Glocken, und er soll einige tausend Neubekehrte getauft, sowie eine Menge von Kindern in den Glaubenslehren des Christenthums unterrichtet haben. Die Nachrichten von seinen Fortschritten erreichten Past Clemens V bei der Besteigung des päbstlichen Stuhls, und er wurde von diesem sogleich zum Bischof von Kambalu eingesetzt; auch wurde eine Menge von Priestern abgeschickt, um ihn in seinen Arbeiten zu unterstützen. Es ist indeß wahrscheinlich, daß nach Corvino's Tode kein Mann von gleichem Unternehmungsgeiste und Fleiß ihm folgte, denn das Werk, welches er gegründet hatte, scheint verschwunden oder mindestens in Bedeutungslosigkeit versunken zu sein. Die Verbindungen mit dem Osten Asiens wurden überhaupt im 15ten Jahrhundert mehr unterbrochen, und man verlor nach und nach auch China fast ganz aus dem Gesicht. Die Portugiesen waren die ersten, welche in Folge der Entdeckung des Seewegs nach Indien und China wieder auf dem Platze erscheinen. Im Jahr 1517 schickte der Vicekönig von Goa in Ostindien acht Schiffe unter dem Commando des Fernando d'Andrada nach Canton, wo es ihm gelang,

einen vortheilhaften Handelsvertrag mit dem dortigen Statthalter abzuschließen, wodurch eine neue Verbindung zwischen China und Europa hergestellt ward. Später erhielten die Portugiesen die Erlaubniß vom Kaiser zur Gründung einer Colonie am Ausfluß des Perlflusses, woraus die noch bestehende portugiesische Stadt Macao entstanden ist. Auch in Ningpo ließen sich die Portugiesen damals nieder, wurden aber von dort wieder vertrieben. Nun kamen auch aufs Neue wieder katholische Missionare nach China. Franz Xaver ist der erste Missionar, dessen Namen wir in diesem Zeitraum begegnen. Dieser berühmte Apostel des Ostens war schon in Ostindien und Japan thätig gewesen, und wollte nun auch in China wirken, starb aber noch ehe er seinen Fuß auf das Festland gesetzt hatte auf der Insel San schan oder St. Johann in der Nähe von Macao im Jahr 1552. Die Ueberbleibsel seines Grabmals sind noch jetzt zu sehen, und der Bischof von Macao pflegt dasselbe jährlich zu besuchen, eine Messe dort zu lesen und einen Theil der geweihten Erde mit fort zu nehmen. Ihm folgte Matthäus Ricci, der gegen Ende des 16ten Jahrhunderts nach China kam. Von der früheren Blüthe des Christenthums in diesem Lande fand er keine Spur mehr, und hatte selbst einen sehr harten Stand. Nach mehr als zwanzigjähriger Arbeit und Geduld, sagen die Berichte, hatte der Pater Ricci nichts als grausame Verfolgung oder unfruchtbaren Beifall gefunden. Schmerzlich bewegt soll er deßhalb ausgerufen haben: O Felsen China's! wann wirst du dich öffnen. Doch hatte er die Befriedigung noch vor seinem Tode, der im Jahr 1610 erfolgte, eine Wendung der Dinge zum Besseren zu erleben. Er kam an den Hof, wurde dem Kaiser vorgestellt, seine Geschenke wurden angenommen, und man bestimmte ihm einen Ort zum Aufenthalt. Andere Jesuiten traten der Mission bei und ließen sich an verschiedenen Orten von Canton bis Peking nieder, wo sie ruhig und mit großem Erfolg ihr Werk trieben.

Der ausgezeichnetste Jesuit, sowohl was Talente als Kenntnisse betrifft, war Adam Schaal von Köln, welcher zu der Zeit nach China kam, als die letzte chinesische Dynastie der Ming von den Mantschutartaren vertrieben wurde, welche sodann die jetzt noch regierende Tsin-Dynastie gründeten. Durch den Einfluß eines chinesischen Christen Namens Paul Siu, welcher Reichsminister war, sowie durch seine eigene ausgedehnte Kenntnisse in den Naturwissenschaften, kam Schaal am Hofe in große Gunst. Der erste Mantschu-Kaiser Schun tschi

machte ihn zum Präsidenten des astronomischen Kollegiums. Die Jesuiten erhielten die Erlaubniß, zwei Kirchen in Peking zu erbauen, und man gestattete neuen Arbeitern, das Land zu betreten. Von diesen wurde Ferd. Verbiest, ein anderer deutscher Jesuit und ein Mann von ausgezeichneter wissenschaftlicher Bildung, Schaal's Coadjutor. Im Jahr 1687 landeten sechs katholische Missionare in Ningpo. Es waren die Patres de Fontaney, Tachard, Gerbillon, Le Comte, Visdelou und Bouvet, welche von dem damals regierenden Kaiser Khang hi in Peking aufgenommen wurden, wo er ihnen ein Haus nahe bei dem Palast schenkte und ihnen einen weiteren Platz anwies, um eine große Kirche zu bauen, zu deren Kosten der Kaiser selbst mit vieler Freigebigkeit beisteuerte. Khang hi machte sich die mathematischen, astronomischen und geographischen Kenntnisse dieser Männer wohl zu Nutz, und soll auch selbst von ihnen Unterricht genommen haben. Der chinesische Kalender war damals ganz außer Ordnung gekommen, indem die Berechnungen der eingebornen Astronomen fehlerhaft waren, wodurch es namentlich geschah, daß oft ganz unerwartet eine Sonnenfinsterniß eintrat, ohne daß man darauf vorbereitet gewesen wäre. Bei solchen Störungen in der Natur, wie die Chinesen eine Sonnen- oder Mondfinsterniß ansehen, müssen nemlich öffentliche Bußübungen statt finden, um das bevorstehende Unglück, wovon die Himmelserscheinungen als Vorzeichen betrachtet werden, abzubitten und den Himmel um neue Gunstbezeugung anzuflehen. Die Missionare berichtigten den Kalender, und bis auf den heutigen Tag steht in dem chinesischen Kalender, daß die Berechnungen durch Europäer fixirt seien. Ferner ließ Khang hi sein ganzes Land durch die Missionare vermessen, und die Karten, welche wir von China besitzen, sind hauptsächlich ihnen zu verdanken. Auch Kanonen mußten sie ihm gießen und im Krieg und Frieden seine beständigen Begleiter sein. Damals hatte die katholische Mission eine Blüthezeit in China. Der Kaiser hatte sich zum Beschützer der christlichen Religion erklärt. Nach seinem Beispiel zeigten sich auch die Prinzen und die hohen Würdenträger derselben günstig, und die Zahl der Neubekehrten wuchs beträchtlich, nicht bloß in der Hauptstadt, sondern auch im ganzen Umfange des Reiches. Die in den Provinzen zerstreuten Missionare, welche dieses Wohlwollen des Staatsoberhauptes zu benützen verstanden, verdoppelten ihren Eifer, und in kurzer Zeit sah man aller Orten Kirchen, Kapellen, Schulhäuser sich erheben und Christengemeinden entstehen. Aus jener Zeit rührt ohne Zweifel

folgendes Dokument in einem chinesischen Werke, wovon die Uebersetzung in den Arbeiten der russischen Gesandtschaft in Peking von Dr. K. Abel, I. Band, S. 63, gegeben ist. Es lautet so: „Im Westen Asiens nahe dem mittelländischen Meere liegt ein berühmtes Reich, Judäa genannt. Hier erschuf Gott im Anfang der Welt das menschliche Geschlecht. In allen Reichen der Welt führt man Geschichtsbücher, in welchen über die Dinge des hohen Alterthums berichtet wird; aber die Ereignisse in diesen Aufzeichnungen nähern sich unsern Zeiten auf tausend Jahre und gehen nicht weiter als drei- oder viertausend Jahre zurück; auch findet sich in den Berichten vom fernsten Alterthum viel Dunkles, Unbegreifliches, Widersprechendes und Ungegründetes. Nur die jüdischen Geschichtsbücher stellen eine ununterbrochene Geschlechtsreihe dar von Erschaffung des Menschengeschlechts und von den patriarchalischen Zeiten, und führen sie von der Zerstreuung der Völker über die Erde bis auf unsere Tage 6000 Jahre hindurch fort. Jeder Vorgang und jedes geschichtliche Ereigniß im Allgemeinen wird von ihnen ausführlich und untrüglich dargelegt. Alle versichern, daß dieses ein wichtiges Reich!, daß das Land groß, fruchtbar und bevölkert sei. So hat der Herr den Menschen gleich bei seiner Erschaffung in ein sehr schönes Land gesetzt. In diesem Reich war Anfangs ein großer heiliger Mann, Namens Abraham, ein Zeitgenosse, wie ich glaube, der chinesischen Kaiser Yau und Schun. Er hatte 12 Enkel, denen ein zahlloses Geschlecht entsprang. Gott theilte dieses Geschlecht in 12 Stämme, welchen heilige Männer in der Folge entsprossen, und eine ununterbrochene Kaiserreihe. So hat dieses Volk im Lauf der unzähligen Jahre seines Daseins aufrichtig verehrt den einzigen Gott, zu ihm gebetet und sich nicht der Häresie und der Verirrung ergeben. Viele Kaiser dieses Reichs waren durch Heiligkeit und Tugenden ausgezeichnet, denn sie haben in Allem den Befehlen Gottes gehorcht. Zur Zeit Tschun tsius lebten daselbst zwei Kaiser, den Vater hieß man David, den Sohn Salomo. Letzterer errichtete dem Herrn einen Tempel aus Gold und Nephrit und schmückte ihn mit kostbaren Steinen. Dieser Tempel war von unsäglicher Schönheit und kostete ungeheure Millionen. Dieser Kaiser war sehr tugendhaft und sehr weise, und sein Ruhm erscholl in die entferntesten Theile der Erde. Chinesischen Ueberlieferungen zufolge ist es bekannt, daß man zur damaligen Zeit auch hier von dem Dasein eines heiligen Mannes im Westen wußte, doch ist es zweifelhaft,

ob sich diese Ueberlieferung auf Salomo bezog. Zu alter Zeit erschienen in diesem Lande viele heilige Männer, energische Ausführer der Befehle Gottes, welche alles Vergangene wußten und das Zukünftige vorher sagten. An sie wandten sich die Kaiser in zweifelhaften Fällen um Rath. Diese heiligen Männer waren durchaus der Wahrheit ergeben, dem Gebet und dem ehrfürchtigen Anschauen Gottes. Alle ihre Prophezeihungen sind in den heiligen Büchern ausführlich dargestellt, und jede von ihren Voraussagungen hat sich in der Folge erfüllt. Der erste und letzte Gedanke in diesen heiligen Büchern ist folgender: Der Herr ist einmal vom Himmel herabgestiegen, um die Menschen von der Sünde zu erretten und allen Erdgebornen den Weg zum Himmel zu öffnen. Nach den Voraussagungen der Propheten ist es klar, daß der Herr in der jüdischen Stadt Bethlehem wirklich Mensch wurde und Jesus geheißen war, welches Erlöser und Herr bedeutet. Er lebte 33 Jahre in der Welt, lehrte das Volk und enthüllte den Leuten unzählige Zeichen seiner Allmacht und Güte, die Folgen seiner Geistigkeit, seiner Vernunft und Heiligkeit. So gab er z. B. mit Einem Wort den Blinden das Gesicht, den Tauben das Gehör, den Stummen die Rede, den Lahmen den Gang, den Kranken die Gesundheit, den Todten das Leben. Man kann seine zahllosen Wunderthaten nicht mit Worten ausdrücken. Bei sich hatte er 12 Schüler. Sie alle verstanden durch die Kraft des Herrn Jesus die Rede und Schrift jeden Reiches, ohne sie auf dem Wege weltlichen Wissens erlernt zu haben. Als Jesus leiblich gen Himmel stieg, zerstreuten sich seine Schüler nach allen Reichen zur Verkündigung ihrer heiligen Bücher und zur Verdollmetschung der Lehre. Jeder von ihnen besaß die Gabe, Wunder zu thun. In jener Zeit waren aller Wahrscheinlichkeit nach alle Reiche unter dem Himmel von Dämonen zur Verirrung getrieben und beteten falsche Götter an. Aber seit der Menschwerdung Gottes war eine Lehre verordnet, welche zum erstenmal das wahre Gesetz verkündete, alle Lügenbekenntnisse verwarf und den Glauben an den einigen Gott lehrte. Vor allen zum Christenthum bekehrten Reichen und Ländern nahm Judäa zuerst diese neue Lehre an, nachher ging sie auch nach Europa und Lybien über und verbreitete sich in mehr als tausend Reiche, große und kleine. Von jener Zeit bis jetzt haben alle jene Reiche im Lauf von mehr als sechzehnhundert Jahren beständiger Ruhe und langjähriger Regierung ihrer Kaiser genossen. Jedermann ist dort dem Throne ergeben, achtet die Aeltesten, ist gerecht

und ehrlich. Das Wesentliche der christlichen Lehre ist der Hauptsache noch in folgenden Artikeln enthalten:

„1) Im Himmel und auf Erden ist ein großer Vater, der wahre Herr der Menschen und aller Kreaturen, furchtbar und unendlich. Er ist der einzige und zwei gibt es nicht. Der einzige Herr ist der oberste Herrscher Schang ti. Er ist allwissend, allmächtig, allgütig, groß, unendlich. Alle Geister, Menschen und Kreaturen sind von ihm erschaffen. Er sorgt für sie beständig, behütet, erhält und ernährt sie. Alle Menschen, alte und junge, glückliche und unglückliche ehren ihn als ihren Herrn. Sie sind auch alle verpflichtet, nur den einzigen Herrn zu fürchten und zu lieben. Außer Gott gibt es Engel und Menschen. Erstere können die Letzteren in der Verehrung Gottes unterweisen, dann empfangen sie den Namen frommer Menschen und Engel. Diejenigen aber, welche den Eingebungen der Heiden folgen und sich mit Gebet an lügenhafte Götter wenden, um Spendung weltlichen Glückes und um Entfernung des Unglücks, beleidigen dadurch offenbar die Größe des Herrn und verletzen seine göttliche Herrschaft. Solche verfallen ohne Zweifel den bösen und gottlosen Geistern. Solcher Glaube und Opfer nehmen ihre Sünden nicht hinweg.

„2) Auf Erden und im Himmel ist der wahre Gott der einzige Herr, deßhalb ist auch die heilige Lehre die einzig wahre Lehre. Nach ihrer Anleitung soll der Mensch das Gute thun und das Böse meiden. Nur unter diesen Bedingungen kann er zum himmlischen Tempel emporsteigen und den ewigen Höllenqualen entgehen. Alle andere Religionen sind menschliche Einsetzung, können also mit ihrem Einfluß keine wahren Tugenden schaffen, noch die Sünde vermeiden helfen. Demzufolge können sie auch nicht bewirken, daß man das Himmelreich empfangen und der Hölle entgehen kann.

„3) Der Mensch besteht aus Geist und Leib. Der Leib ist der Zerrüttung unterworfen, der Geist aber ist unvergänglich. Der Mensch muß sich während seines ganzen Lebens mit der Tugend beschäftigen und sich vom Laster entfernen, weil zugleich mit seinem Tode der Zustand bestimmt wird, in welchem er sich unabänderlich zu befinden haben wird, wenn der Herr im letzten Gericht ihm Strafe verleiht oder Lohn. Ein Mensch, welcher mit ganzer Seele den Herrn geehrt und seinen Nächsten geliebt hat wie sich selbst, wird unwandelbar in den Himmel erhoben, wo er in Vereinigung mit den Engeln und allen Heiligen eine grenzenlose wahrhafte Glückseligkeit genießen wird.

Wer aber den Herrn nicht geliebt, noch an ihn geglaubt und die Anweisungen seiner Lehre nicht befolgt hat, der wird in die Hölle niedergestürzt zu schweren und ewigen Qualen. Diese Qualen werden ebenso wie jene Glückseligkeit ewig und unabänderlich sein. Dort gibt es keinen Uebergang von einem Zustand in den andern. Es gibt keine heidnische Seelenwanderung. Wer also die himmlische Glückseligkeit wahrhaft wünscht, der muß diese Ehre durch Werke der Tugend und Vermeidung des Lasters während seines Lebens im Voraus verdienen, andere Mittel gibt es keine.

„4) Alle menschlichen Vergehen, große und kleine, beleidigen Gott, daher kann auch nur Gott allein sie verzeihen. Weder ein Engel noch ein Mensch kann das. Kein Singen von Gesängen, keine Werke der Barmherzigkeit können den Menschen von seinen Sünden loskaufen. Kann aber der Mensch leben ohne Sünde? Deßhalb muß jeder, der die Verzeihung seiner Sünden zu erhalten wünscht, im Herzen Buße thun für seine Vergehen, mit dem unerschütterlichen Vorsatz der Besserung. Daher werden alle, welche das Christenthum annehmen, verpflichtet, vorher ihre Sünden zu bereuen und darnach werden sie zum Sakrament der Taufe zugelassen. Nachher thun sie für die neubegangenen Sünden Pönitenz, wofür bei ihnen das Sakrament der Beichte besteht. Dem Geiste der heiligen Lehre gemäß thun sie Gelübde, beten und empfangen Verzeihung für ihre Sünden. Ohne diese Mittel gibt es keine Möglichkeit, seine Sünden abzuthun und der Hölle zu entfliehen. Es ist daher der Hauptgedanke der christlichen Lehre, daß sich der Mensch aufrichtig ändere in seinem sündlichen Lebenswandel und sich zum Weg der Tugend wende, daß er nur in diesem Falle seiner Sünden ledig werde und die Hoffnung auf die himmlische Glückseligkeit empfange. Hierüber gibt es viele Aufklärungen in besonderen Büchern.“

Wir müssen bedauern, daß der chinesische Verfasser dieses Dokuments den Hauptgedanken der christlichen Lehre so schlecht begriffen hat und gar nichts erwähnt von der Versöhnung im Blute Christi und von der freien Gnade, welche die Sünder gerecht spricht. Es kann uns jedoch weniger wundern, wenn wir sehen, wie sogleich gezeigt werden wird, daß eine solche oberflächliche Auffassung des Christenthums eben auch keine tiefere Wurzeln in den Herzen schlagen ließ, um einen Glauben hervorzubringen, der da hätte die Welt überwinden können.

Auf den Kaiser Khang hi folgte sein Sohn Yung tschin, der den katholischen Missionaren weniger hold war. Schon zu Khang hi's Zeit hatte sich unter den Missionaren selbst ein gefährliches Schisma gebildet, welches von den schwersten Folgen war. Die Jesuiten nemlich hatten ihren Neubekehrten gestattet, die Verehrung der Vorfahren und das Wallfahren zu den Gräbern beizubehalten, indem sie diese Stücke des chinesischen Religionsdienstes als harmlose politische Gebräuche erklärten. Die Dominikaner aber, welche ein richtigeres Urtheil hatten, kämpften dagegen, und es kam zu einem heftigen Streit, der dem Papst zur Schlichtung vorgelegt wurde. Khang hi selbst erklärte im Jahr 1700 in einem Edikte, das dem Papst zugesendet wurde, daß Thien oder der Himmel, welchen die Chinesen verehren, den wahren Gott bedeute, und daß die von dem religiösen Ritual in China vorgeschriebenen Gebräuche politischer Natur seien. Allein Papst Innocenz X verdammte dieselben als götzendienerisch, und Tournon, welcher als apostolischer Vikar und Legat nach China abgeschickt wurde, erließ kurz nach seiner Ankunft im Jahr 1705 ein Mandat, daß kein chinesischer Christ jemals die Gebräuche ausüben solle, welche von dem römischen Stuhl untersagt worden seien. Kaiser Khang hi, über diesen Angriff auf seine Souveränität erzürnt, promulgirte ein Edikt, worin er denjenigen Missionaren, welche der Jesuiten Lehre predigten, Duldung versprach; aber seinen Entschluß erklärte, diejenigen zu verfolgen, welche den Meinungen der Dominikaner anhingen. Diese Streitigkeiten ließen den guten Willen des Kaisers sehr erkalten und erregten oft seinen Zorn. Neben dem machten auch beständige Collisionen, in welche diese geistlichen Abgesandten mit den Behörden des ganzen Reiches kamen, dieselben verhaßt. Als nun im Jahr 1723 Khang hi's Sohn Yung tschin auf den Thron kam, ließ derselbe all den Groll und die Eifersucht los, welche sich unter der vorigen Regierung gegen die Christen angehäuft hatten. Die Missionare wurden nicht allein bis auf wenige, welche beim astronomischen Kollegium verwendet wurden, vom Hofe entfernt, sondern auch des Landes verwiesen, die Gemeinden wurden zersprengt und die Kirchen zerstört. Die Jesuiten reichten dem Kaiser eine Bittschrift ein, in welcher sie den Monarchen um Milderung seiner strengen Maßregeln ersuchten. Drei Jesuiten hatten in Folge davon eine Audienz beim Kaiser, und wir entnehmen daraus folgende Worte, welche Yung tschin zu den Missionaren sprach. „Als Ricci zuerst nach China kam, war eure Zahl sehr gering, ihr

hattet nicht Leute eurer Nation und Kirchen in allen Provinzen. Erst unter der Regierung meines Vaters hat man überall Kirchen erbaut, und da erst hat sich eure Lehre mit reißender Schnelligkeit verbreitet. Ich sah es und wagte nichts zu sagen; aber wenn ihr auch meinen Vater zu täuschen wußtet, erwartet nicht, mich ebenso zu täuschen. Ihr sagt, eure Lehre sei keine falsche Lehre, ich glaube es —; aber was würdet ihr sagen, wenn ich eine Schaar Bonzen*) und Lamas in euer Land sendete, um ihre Lehre zu predigen; würdet ihr sie aufnehmen? Ihr wollt, daß alle Chinesen Christen werden; eure Lehre verlangt das, ich weiß es wohl, aber was soll da aus uns werden, Unterthanen eurer Könige? Die Leute, welche ihr bekehret, erkennen nur euch an; in einer Zeit der Aufregung werden sie keiner andern Stimme als der eurigen Gehör schenken. Ich weiß wohl, daß gegenwärtig nichts zu fürchten ist, aber wenn die Schiffe zu Tausenden und Zehntausenden kommen, dann dürfte die Unordnung groß werden."

Die Folgen der unerbittlichen Strenge des Kaisers finden wir in einigen Briefen von katholischen Missionaren beschrieben, welche so lauten:

Pater Gaubil, der damals nach China kam, schrieb an den Erzbischof von Toulouse: „Erst seit wenigen Monaten bin ich in China und bin bei meiner Ankunft außerordentlich betrübt worden durch den traurigen Zustand, in welchem sich eine Mission befindet, die vor Kurzem noch so schöne Hoffnungen erweckte. Zerstörte Kirchen, zerstreute Christengemeinden, verbannte und auf Canton beschränkte Missionare, ohne daß es ihnen erlaubt ist, weiter ins Land vorzubringen, kurz, die Religion gänzlich geächtet, das — ehrwürdiger Herr — ist der traurige Anblick, der sich meinen Augen bot, als ich ein Reich betrat, in welchem man so guten Boden für das Christenthum gefunden hatte."

Pater De Mailla schrieb folgendermaßen: „Wie soll ich Ihnen in unserer niedergedrückten Lage schreiben, wie die traurigen Scenen schildern, welche sich vor unsern Augen zugetragen haben! Was wir seit mehreren Jahren fürchteten, was wir so oft vorhergesagt haben, — ist endlich geschehen. Unsere heilige Religion ist in China gänzlich geächtet, alle Missionare, mit Ausnahme zweier in Peking, sind aus

*) Dieses Wort heißt im Chinesischen Wo schong und bezeichnet die buddhistischen Priester. Das Wort Bonze ist in China selbst nicht bekannt.

dem Reiche vertrieben, die Kirchen sind zerstört oder zu profanen Zwecken benützt; man erläßt Edikte, in denen man bei Androhung harter Strafen den Christen befiehlt, ihrer Religion zu entsagen, und anderen verbietet, sie anzunehmen. So ist der beklagenswerthe Zustand, in welchen eine Mission gerathen ist, die uns seit mehr als 200 Jahren so viel Schweiß und Arbeit gekostet hat."

Etwas günstiger gestalteten sich die Umstände wieder unter Khen lung, dem Nachfolger Yung tschins; aber dessen Sohn Kia khin trat wieder in die Fußstapfen seines Großvaters, und die katholische Mission ist seither nicht wieder zu ihrer früheren Kraft und Blüthe gelangt. Der Pater Huc,* welcher mit seinem Kollegen Gabet unter der Regierung des Kaisers Tau kwang von dem chinesischen Gouverneur in Lhassa gefangen genommen und unter obrigkeitlichem Geleit quer durch China escortirt und in Canton an den Consul seiner Nation ausgeliefert wurde, sagt in seiner Reisebeschreibung, die er später herausgab: „Der Tod riß die alten Missionare hinweg, ohne daß sie durch neue ersetzt worden wären; die Christen, die beinahe sich selbst überlassen waren, zeigten große Schwäche unter den Verfolgungen. Ganze Christengemeinden verschwanden während dieser unglücklichen Periode. Wir haben in einigen Provinzen viele Städte besucht, welche früher mehrere Kirchen hatten, in denen man jetzt aber keinen einzigen Christen mehr findet." Demungeachtet gibt Pater Huc die Zahl der jetzt in China befindlichen katholischen Christen auf 800,000 an. Verschiedene Bisthümer bestehen in dem Reiche und die Missionare sind in den meisten Provinzen, wenn auch in großer Verborgenheit und vielen Gefahren ausgesetzt, doch gegenwärtig und im Geheimen thätig gewesen. Mehrere von ihnen haben Gefangenschaft und Leiden aller Art erduldet, ja einige sogar den Märtyrertod erlitten, wie der Pater Perboyre, welcher im Jahr 1840 in U tschang fu, der Hauptstadt der Provinz Hupe, hingerichtet wurde, und Pater Chapdelaine, den man im Jahr 1855 in Quangsi enthauptete. Diese grausame Behandlung französischer Unterthanen in China war es hauptsächlich, welche Kaiser Napoleon veranlaßte, sich an England im Krieg gegen China anzuschließen, indem er beabsichtigte, eine gerechtere Behandlung der Missionare von Seiten der chinesischen Regierung, und Gewissensfreiheit für die chinesischen Unterthanen, welche Katholiken werden wollten, zu erzwingen. Jetzt ist wohl zu erwarten, daß die katholische Mission sich mit neuer Energie auf China werfen werde.

[illegible]

[illegible] Er hatte sich zu seinem Glauben [illegible] [illegible] seiner Landsleuten durch [illegible] Tagen [illegible]. Zu Mornien [illegible] später [illegible] welcher aber durch die Eifersucht der [illegible] verdrängt wurde, und sich nach Malacca und der [illegible] Halbinsel zurückzog. Dort, sowie in anderen [illegible] Compagnie, wo sich zahlreiche Chinesen an-

gesiedelt haben, arbeitete er mit einer Schaar anderer englischer und amerikanischer Missionare, einer besseren Zukunft harrend, wo es möglich werden würde, in das verschlossene Chinareich selbst vorzubringen. Diese vorbereitende Wirksamkeit kann als die erste Periode der protestantischen Mission unter den Chinesen angesehen werden.

Eine zweite Periode brach an, als Dr. Güzlaff, der ursprünglich von der niederländischen Missionsgesellschaft in Rotterdam auf die Insel Rio gesendet worden war, es unternahm, außerhalb der gewöhnlichen Schranken in China sich zu bewegen. In Bankok, der Hauptstadt des Königreichs Siam, fand er eine chinesische Dschunke, welche eben im Begriff war, eine Ladung von sog. Straßenprodukten (d. h. Produkte der Inseln von der Sundastraße) nach China zu führen. Als Chinese verkleidet, begab sich Güzlaff an Bord dieser Dschunke und machte die ganze Reise mit, indem er so der ganzen Küste China's entlang bis in die Nähe der Hauptstadt Peking kam. Da die Dschunke öfters vor Anker ging, so hatte Güzlaff viele Gelegenheit, mit den Küstenbewohnern China's in Berührung zu kommen, wobei er fand, daß dieselben durchaus nicht unzugänglich wären für das Evangelium, wenn nur ein Missionar die Freiheit hätte, sich mitten unter ihnen niederzulassen und unter dem Volke zu wirken. Nach Beendigung dieser Reise begab sich Güzlaff nach Macao, von wo aus er später noch zwei solche Reisen auf englischen Schiffen machte, welche Handelsartikel in den Hafenstädten abzusetzen wünschten, und wobei Güzlaff als Dollmetscher diente, die Gelegenheit benützend, den Chinesen auch das Evangelium nahe zu legen und neue Testamente und Traktate unter sie zu vertheilen.

Güzlaff war ein merkwürdiger Mann, von großem Eifer für die Mission beseelt, ein unternehmender Geist, und mit schönen Gaben ausgerüstet. Es ist deßhalb um so mehr zu bedauern, daß er nicht Missionar blieb, sondern sich von der englischen Regierung anstellen ließ, indem er das Amt eines Dollmetschers bekleidete. Man hat diesen seinen Schritt öfters damit zu entschuldigen gesucht, daß man sagte, die Mittel, welche er durch seine Besoldung an die Hand bekam, hätten nur mehr dazu gedient, das Werk der Mission zu fördern; allein das bedeutende Vermögen, welches er bei seinem Tode hinterließ, und von welchem in seinem Testament der Mission nichts vermacht war, spricht dagegen. Seine Stellung als englischer Regierungsbeamter brachte es aber nicht allein naturgemäß mit sich, daß er seine

beste Zeit und Kraft seinem Amte widmen mußte und daher die Mission nur noch nebenher betreiben konnte, sondern dieselbe erwies sich eben doch auch für sein eigenes inneres Leben als sehr nachtheilig, indem er in eine gewisse Verweltlichung hineingerieth, die dann zur Folge hatte, daß ihm der richtige Maßstab für die Bekehrung der Heiden gänzlich entschwand. Er wollte wohl auch als englischer Regierungsbeamter noch Missionar sein, und dem mitgebrachten Drange seines Herzens, die Heiden zu bekehren, Genüge leisten, gerieth aber in ein forcirtes Treiben hinein, wobei er den nüchternen Standpunkt verlor und sich durch Begebenheiten hinreißen ließ, die er in seinem sanguinischen Temperamente allzuschön anschaute, über die er aber keine Controlle auszuüben vermochte. In meiner mehrjährigen genauen Bekanntschaft mit Dr. Güzlaff habe ich an seiner ganzen Erscheinung einen lebendigen Commentar gefunden zu den Worten des Apostels Paulus, wenn derselbe 1 Cor. 3, 11 ff. sagt: „Einen andern Grund kann zwar Niemand legen, außer dem der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus. So aber jemand auf diesen Grund bauet Gold, Silber, Edelsteine, Holz, Heu, Stoppeln, so wird eines jeglichen Werk offenbar werden; der Tag wird es klar machen; denn es wird durchs Feuer offenbar werden, und welcherlei eines jeglichen Werk sei, wird das Feuer bewähren. Wird jemandes Werk bleiben, das er darauf gebauet hat, so wird er Lohn empfangen. Wird aber jemandes Werk verbrennen, so wird er deß Schaden leiden; er selbst aber wird selig werden, so doch, als durchs Feuer."

In literarischer Beziehung war Güzlaff sehr thätig; er gab eine neue Uebersetzung der h. Schrift heraus in besserem Chinesisch als die Morrisonische war, und lieferte eine große Anzahl von Traktaten und wissenschaftlichen Lehrbüchern.

In dieser Zeit kam auch Dr. Medhurst, ein Missionar der Londoner Missionsgesellschaft, nach China; mußte sich aber auch nur auf Küstenreisen beschränken, bis endlich eine dritte und bessere Periode für die Mission in China eintrat in Folge des Friedensvertrages von Nanking, der im Jahr 1842 zwischen England und China geschlossen worden war. Kraft desselben gestattete nemlich der Kaiser von China die Eröffnung von fünf Hafenstädten in verschiedenen Küstenprovinzen des Landes für den Verkehr der Europäer, wo dieselben sich sollten niederlassen, um Handel zu treiben, nnd auch ihre eigene Religion ohne Hinderniß ausüben dürfen. Der besonderen Verwendung des

französischen Ministers Lagrene war es zu verdanken, daß der Kaiser Tau kwang auch Religionsfreiheit für seine Unterthanen gestattete. Das Edikt des Kaisers, welches zu diesem Zweck veröffentlicht wurde, sagte, daß die christliche Religion ein Weg der Tugend sei, und daß nicht allein den Ausländern gestattet sein solle, Gotteshäuser in den fünf Hafenstädten zu errichten, um ihre Religion auszuüben, sondern daß auch die Chinesen nicht verhindert sein sollen, die christliche Religion anzunehmen, wenn sie Lust dazu haben. Nur solle es den Missionaren nicht erlaubt sein, ins Innere des Landes zu gehen, um ihre Lehre auch an andern Orten, als in den fünf Hafenstädten zu verbreiten. Würde ein Missionar diese Grenzen überschreiten und es käme zur Kenntniß der Behörden des Landes, daß sich ein solcher im Innern aufhalte, so solle derselbe mit obrigkeitlichem Geleit in die nächstliegende Hafenstadt transportirt und dort seinem betreffenden Consul ausgeliefert werden, ohne daß man ihm jedoch sonst Leibs zufügen dürfe.

Die katholischen Christengemeinden im Lande genossen jedoch nicht den Vortheil dieses kaiserlichen Zugeständnisses, indem sie auch nachher noch manchen Verfolgungen ausgesetzt waren, und die schon oben erwähnte Enthauptung des französischen Missionars Chapdelaine, welche noch im Jahr 1855 in Quangsi geschah, zeigt ebenfalls, wie unzuverläßig das gegebene Versprechen war. Doch bildeten die fünf Hafenstädte sichere Niederlassungspunkte, wohin sich fortan eine bedeutende Anzahl protestantischer Missionare begab, die von englischen und amerikanischen Missionsgesellschaften ausgesendet worden waren. Auch die unter den chinesischen Colonisten in den Besitzungen der Ostindischen Compagnie arbeitenden Missionare begaben sich jetzt nach China und besetzten diejenigen Plätze, an denen die Dialekte gesprochen wurden, welche sie bereits erlernt hatten. Die Namen der fünf Hafenstädte sind: Canton in der Provinz Quangtung, Amoy und Fu tschau in der Provinz Fuk kien, Ningpo in der Provinz Tsche kiang, und Schanghai in der Provinz Kiang su. An letzterem Orte hat sich Dr. Medhurst niedergelassen, und in Verbindung mit einigen anderen Missionaren seiner Gesellschaft eine dritte Uebersetzung der h. Schrift geliefert, welche die beiden früher bestehenden an Brauchbarkeit weit übertrifft, und die nun auch von der Bibelgesellschaft in England adoptirt worden ist. In dieser Uebersetzung ist die Million Neuer Testamente gedruckt worden, welche England den Chinesen ein-

händigen wollte und wozu viele Freunde der Wahrheit auch in anderen Ländern ihr Scherflein beigetragen haben. Der Druck geschah in China selbst, in den Druckerpressen, welche die Londoner Missionsgesellschaft hinausgeschickt hat, und von denen die eine in Hongkong und die andere in Schang hai befindlich ist, wo sie außer dem Druck der Bibel eine Menge anderer christlicher Schriften und Traktate liefern. Die schönsten Erfolge der Arbeit der Missionare haben sich in der Hafenstadt Amoy gezeigt, wo acht englische und amerikanische Arbeiter stehen. Ein ausführlicher Bericht über jene Station ist im Basler Missions-Magazin 1858, Heft I, zu finden. Auch in den andern Hafenstädten, sowie auf der Insel Hongkong, welche ganz in den Besitz der Engländer übergegangen ist, haben sich größere oder kleinere Gemeinden gebildet; Bethäuser sind erbaut, Schulen eingerichtet zum Unterricht von Knaben und Mädchen; Hospitäler sind eröffnet zur unentgeldlichen Heilung von Kranken; Findelhäuser bestehen, in welchen die kleinen Mädchen aufgenommen werden, welche ihre Eltern sonst dem Tode preisgegeben haben würden, und im Ganzen hat das Werk der Mission bisher ermuthigende Resultate in China geliefert.

Seit dem Jahr 1846 haben auch deutsche Missionsgesellschaften angefangen, ihre Sendboten nach China gehen zu lassen. Von Basel, von Barmen und von Berlin sind Missionare dort thätig, und da das Interesse für China immer mehr zunimmt in Deutschland, so ist zu hoffen, daß die jetzt noch so kleine Schaar von Arbeitern in Kurzem verstärkt werden werde. Es war zu Ende des Jahres 1846, daß ich selbst mit Missionar Hamberg von der Basler Missions-Committee den Auftrag erhielt, nach China zu gehen. An uns schlossen sich zwei Missionare der rheinischen Gesellschaft in Barmen, Köster und Genähr, an. Im März 1847 kamen wir nach Hongkong, wo wir zunächst an Herrn Gützlaff gewiesen waren, den wir in der Missionsarbeit unterstützen sollten. Unsere Instruktion lautete dahin, uns weder auf Hongkong, noch in einer der fünf Hafenstädte niederzulassen, sondern ins Innere des Landes vorzubringen. Dahin mußten wir uns jedoch den Weg erst bahnen, denn das System der Ausschließung aller Fremden war außerhalb der fünf Hafenstädte noch in voller Kraft und Geltung, und obgleich man damals schon glaubte, China sei offen, so fanden wir es doch noch verschlossen; ja selbst Gützlaff, der ein Buch herausgegeben hatte, unter dem Titel: „Das geöffnete China," konnte uns nicht verhehlen, daß China politisch allerdings noch ge-

schlossen sei für den Zutritt der Ausländer; aber er wies uns darauf hin, daß wir eben so gut Thüren und Wege finden könnten, wie die katholischen Missionare, welche sich damals auch wieder in den meisten Provinzen des Reiches aufhielten. Nun standen uns zwar allerdings nicht dieselben Mittel zu Gebot, welche den katholischen Missionaren Vorschub leisteten, indem die katholische Mission ja jedenfalls eine ganz andere Geschichte hinter sich hatte, als die protestantische, so daß die Missionare doch immer Anknüpfungspunkte an noch bestehende Gemeinden vorfanden, oder Schutz und Förderung durch vertraute Anhänger genießen konnten; auch vermißten wir mit Recht, daß Herr Gützlaff uns nicht sein eigenes Beispiel vor Augen stellen konnte. Denn Küstenreisen zu machen, wie er gethan hatte, und vorübergehend Ansprachen an das Volk zu halten und Bücher auszutheilen, war doch etwas ganz anderes, als einen Versuch zu einer bleibenden Niederlassung im Lande zu machen, was Gützlaff nie gethan hat. Wir wollten jedoch keineswegs Erwartungen täuschen, die man mit Recht von einem protestantischen Missionar hegen konnte. Auf den Rath Gützlaffs wechselten wir unsere Kleidung mit der chinesischen, damit wir nicht im Innern des Landes durch unsere fremde Erscheinung zu großes Aufsehen erregten; auch die Haare wurden nach chinesischer Weise behandelt, und wir gewöhnten uns, mit chinesischen Eßstäbchen statt des europäischen Besteckes zu essen. Unsere Namen mußten sich auch einer Veränderung unterwerfen, weil die Chinesen sie doch nicht hätten aussprechen können. Ich bekam den Namen Lai; Hamberg hieß Han; der Barmer Missionar Köster erhielt den Namen Ko, und Genähr den Namen Yap. Es sind dieß chinesische Familiennamen, wie auch Herr Gützlaff sich einen solchen beigelegt hatte und unter dem Namen Kok unter den Chinesen bekannt war. Chinesischer Bürger braucht man aber deßhalb nicht zu werden, wie Viele irriger Weise von Herrn Gützlaff glaubten, daß er es geworden sei. Herr Gützlaff ließ uns nicht Zeit, die Sprache erst in Hongkong zu erlernen, indem er sagte, wir werden viel größere Fortschritte im Lande machen, wenn wir keine andere Sprache mehr hörten und nichts anderes reden könnten als Chinesisch. Wir wurden nun in drei verschiedene Gebiete vertheilt, deren jedes seine besondere Sprache hatte. Die beiden Barmer Missionare bekamen das Punti-Land, wovon die Stadt Canton der Mittelpunkt ist, indem die den Punti-Dialekt redenden Chinesen sich gegen den Norden und Westen der Provinz Quang-

müssen mit den Männern auf dem Felde arbeiten, und befinden sich auch sonst mehr in der Oeffentlichkeit, so daß auch der Missionar leichter auf sie einwirken kann.

Daß in China die Mutter ebensoviel gilt, als der Väter, was ja in Indien gar nicht der Fall ist, wird von großer Bedeutung für die Einführung des Christenthums in der Familie sein. Ganz besonders wichtig aber ist der Umstand, daß die Chinesen nicht unter sich durch das unselige Kastenwesen zerrissen sind. In China weiß man von einem Kastenunterschied nichts. Das ganze Volk ist eine Familie. Der Gebildetste ist der Angesehenste, und der Weg zu Ehre und Ansehen steht jedem offen, der das Talent dazu hat und sich Mühe darum geben will. Der Chinese, welcher Christ wird, hat deßhalb nicht zu gewärtigen, daß er um seines neuen Bekenntnisses willen von der menschlichen Gesellschaft ausgestoßen werde, wie in Indien, auch fällt er dem Missionar nicht für seinen Lebensunterhalt zur Last, indem er nach wie vor sein eigenes Gewerbe forttreiben kann. Wie oft muß es den Missionar selbst in Indien betrüben, zu wissen, daß er von den Hindu's als ein Unreiner betrachtet wird, dessen Umgang sie scheuen und meiden, indem ein dummstolzer Bramine durch den bloßen Hauch eines Menschen, der nicht von seiner Kaste ist, verunreinigt zu werden meint. Wie oft befand ich mich in China in einer Gesellschaft, wo Gelehrte und Ackerleute, Handwerker und Kaufleute beisammen waren. Man darf sich zu ihnen hinsetzen und frei mit ihnen reden. Je nachdem man dann selbst im Stande ist, sie durch die Rede anzufassen, sich auf ihre eigene Ideen zu beziehen, oder auf Stellen aus ihren eigenen Büchern sich zu berufen, darnach wird man mit Achtung von ihnen behandelt und kann ihr Zutrauen gewinnen. Ihr Sinn für Anstand und Schicklichkeit erspart endlich dem Missionar solche Auftritte der öffentlichen Verhöhnung oder Störung bei der Predigt, wie sich die Missionare in Indien dieß so oft gefallen lassen müssen.

Dieß sind Vortheile, welche bei der chinesischen Missionsarbeit sehr zu schätzen sind. Nun wollen wir aber auch die Schwierigkeiten ins Auge fassen.

Nachdem bereits ein eigener Vortrag der chinesischen Sprache gewidmet worden ist, wird es kaum nöthig sein, darauf aufmerksam zu machen, welche große Schwierigkeit die Erlernung dieser Sprache dem Missionar machen muß. Sie nimmt sehr viel Zeit in Anspruch und

kostet ungeheure Mühe. Es sind auch schon Missionare an der Möglichkeit derselben Meister zu werden, verzweifelt, und haben sich ein anderes Arbeitsfeld aufgesucht. Bleibt einer gesund und ist fleißig an der Arbeit, so braucht er doch etwa vier Jahre, ehe er fließend reden kann; mit dem Studium der Schriftsprache kann man sich aber Zeitlebens befassen, ohne je ganz damit fertig zu werden. Das Klima ist vielleicht in China etwas weniger aufreibend, als in Indien oder in Afrika, doch wird es im Sommer entsetzlich heiß, und man wird es begreiflich finden, daß die Constitution eines Europäers in einer Hitze, wie sie unter dem 22. Breitegrad statt findet, immerhin mehr oder weniger leidet. Die größte äußere Schwierigkeit, mit der wir zu kämpfen hatten, bestand darin, daß das Land dem Zutritt der Ausländer verschlossen war, so daß wir uns auf verbotenen Grund und Boden wagen mußten, wenn wir im Innern missioniren wollten. Die Abschließungspolitik, welche bisher in China befolgt worden ist, beruht auf dem Grunde, daß die Chinesen alle Ausländer für Barbaren ansehen, welche sie auch von Alters her mit dem Namen Dämonen oder fremde Teufel bezeichnet haben, deren sie eigentlich gar nicht bedürfen, indem China selbst alles besitze, was ihm Noth sei, von denen sie aber am allerwenigsten belehrt zu werden brauchen, da ja im Gegentheil in China das einzig gebildete Volk der Welt existire, von dessen bildendem Einfluß die Barbaren profitiren müßten. Diese Ansicht ist allzu schmeichelhaft für den Chinesen, als daß sie sich nicht in der innersten Ueberzeugung des ganzen Volkes fest gesetzt haben sollte. Daher kommt dieser Nationalstolz, mit dem sie auf alles Ausländische herabsehen, und weil derselbe seine geschichtliche Begründung hat, indem die Chinesen eben so viele Jahrhunderte lang wirklich über den sie umgebenden Völkern standen, und ihre Nachbarn allerdings die Civilisation, welche sie haben, den Chinesen verdanken, so ist auch nicht zu erwarten, daß dieses Vorurtheil mit einem Male weichen werde. Man sollte wohl erwarten, daß die nähere Bekanntschaft mit den Europäern und mit den Produkten europäischer Civilisation sie eines andern belehren werde, allein sie sind zu unfähig, aus einer Anschauung eine Gedankenreihe zu entwickeln, und zu stolz, um den Europäern mehr zuzugestehen, als daß sie wohl kunstfertiger seien als die Chinesen, aber deßhalb doch noch nicht gebildeter, denn das kann man einmal nur sein, wenn man chinesisch gebildet ist. Ich erlebte komische und ernste Geschichten in dieser Beziehung. Als ich

mich einst auf einer Reise befand in Begleitung eines alten Chinesen, der mein Freund war, kam ich in einer volkreichen Stadt zu übernachten, und wurde von meinem Begleiter dort zu einem Gelehrten geführt, den er kannte. Wir trafen denselben eben auf seinem Sopha liegend und Opium rauchend. Der Gelehrte begrüßte uns, ohne daß er jedoch für nöthig fand, sich aufzurichten. „Ich bringe dir hier einen ausländischen Lehrer, sagte mein Begleiter seinem Freunde, dessen Bekanntschaft zu machen dich interessiren wird." „Was! einen ausländischen Lehrer? war die erstaunte Antwort; haben denn die Ausländer auch Lehrer? und was lehrt er denn die Barbarenkinder?" Mein Begleiter erklärte nun dem Gelehrten, daß ich kein deutscher Schulmeister sei, sondern ein Missionar, der gekommen sei, um die Chinesen in der Lehre des wahren Gottes zu unterrichten. Da fing dieser Mann an, sich in einem solchen Strom von Schmähreden über die Barbaren zu ergießen, daß er gar kein Ende mehr finden konnte, so daß ich endlich meinen Begleiter bat, lieber wieder aufzubrechen. Als der Gelehrte mich chinesisch sprechen hörte, drehte er sich um und fragte meinen Begleiter, ob ich denn die Landessprache verstünde. Ja freilich, sagte dieser, und fügte hinzu, daß ich jedes Wort verstanden habe, das er gesprochen. Der Mann war nun doch etwas beschämt, meinte aber dennoch, die Barbaren sollten sich keiner solchen Arroganz schuldig machen, gar die Chinesen belehren zu wollen. — Dieser Vorfall war nun zwar von keiner weitern Bedeutung; ernstlicher gestalteten sich dagegen die Dinge, sobald die Obrigkeit Kunde von meinem Aufenthalt im Lande bekam. Die Mandarinen oder Beamten pflegten da eine große Entrüstung an den Tag zu legen, und es wurden Edikte erlassen, deren Hauptinhalt etwa folgender war: „Von Alters her sei es bekannt, daß China das Land der Wissenschaften sei, und jedermann wisse, wie der Glanz derselben auch die Barbaren in der nächsten Umgebung erleuchtet habe; davon habe man aber noch nie gehört, daß die Barbaren die Chinesen belehren könnten. Nun sei es jedoch der Obrigkeit zu Ohren gekommen, daß ein Ausländer unter der Anführung einiger thörichten und unwissenden Subjekte des chinesischen Reiches, die den Barbaren zugewiesene Grenze überschritten und sich ins Land eingeschlichen habe. Solche gesetzwidrige Unordnungen seien aber sehr strafbar, indem nicht allein die gesetzlichen Verordnungen der Regierung dabei verachtet werden, sondern weil auch dieser Ausländer seine unklassischen und verderblichen Bücher mit sich bringe und

die Unterthanen des chinesischen Reiches zur Annahme seiner falschen Lehre zu bereden suche. Dadurch würden die guten Sitten des Landes ganz in Verwirrung gebracht, und die Pflicht der kindlichen Liebe würde völlig außer Praxis kommen, wenn nach der Weise der Barbaren weder den Göttern geopfert, noch den Ahnen Verehrung gezollt würde. Es werde deßhalb jedermänniglich befohlen, diesen Ausländer aus Stadt und Land hinauszuweisen. Wer es trotz dieser bestimmten Verordnung wagen würde, denselben ferner in seinem Hause zu beherbergen oder ihn heimlich zu verstecken, auf dessen Haupt werde die obrigkeitliche Strafe mit unerbittlicher Strenge fallen, und die ganze Familie werde mit allen Angehörigen ausgerottet werden..."

Den Zorn der Obrigkeit wollten die Chinesen sich nun doch nicht um meinetwillen zuziehen, und so geschah es gewöhnlich, daß ich weichen mußte, um wieder anderswo einen Wirkungskreis zu suchen. Dieß widerfuhr mir sechs Mal. Wie sehr aber solch ein beständiger Wechsel des Aufenthaltsortes einer erfolgreichen Missionsarbeit im Wege stand, ist leicht einzusehen. Erst als ich das Hoklo-Land ganz verließ, um in Vereinigung mit den Missionaren Hamberg und Winnes, welch letzterer indessen zu unserer Verstärkung nachgerückt war, im Hakka-Lande zu arbeiten, fanden wir eine ungestörtere Wirksamkeit auf der durch Hamberg errichteten Station Pukak. Dort gab es jedoch wieder andere Schwierigkeiten, indem man unter den Hakka's dem Gesindelvolke viel mehr ausgesetzt ist. Diese Classe von Leuten ist eine wahre Pest in China für die Eingebornen nicht weniger als für die Ausländer. Es sind förmlich organisirte Diebs- und Räubergesellschaften, die einzeln in Häuser einbrechen, in Banden ganze Dorfschaften überfallen, auf trockenem Lande den friedlichen Wanderer am hellen Tage angreifen und ausplündern, und auf dem Wasser das Handwerk der Seeräuberei treiben. Unter allen den berührten Verhältnissen sind wir in Contakt gekommen mit diesen losen Leuten, und sie erschweren einem das Leben im Lande ganz ungeheuer. Die politischen Hindernisse werden wohl demnächst hinweggeräumt und den Ausländern freier Zutritt ins Land vom Kaiser gewährt werden; aber gegen die Diebe und Räuber wird die chinesische Obrigkeit uns schwerlich schützen, da sie derselben selbst nicht Meister werden kann.

Doch dieß sind äußere Schwierigkeiten, die keinen Missionar befremden dürfen, vor denen er auch nicht zurückschrecken wird, indem er weiß, daß er im Vertrauen auf den Herrn denselben muthig ent-

gegentreten darf, und mit seinem Gott auch über solche Mauern springen kann. Die größte Schwierigkeit für die Missionsarbeit in China ist aber nicht äußerlicher Art; sie liegt in dem Charakter des Volkes. Wie sich leicht denken läßt, sind die Chinesen höchst eingebildete, hochmüthige und selbstgerechte Leute. Sie haben ein Wissen von Tugend, aber keine Kraft, sie zu üben, und indem ihnen der Maßstab für ein tugendhaftes Leben zum Voraus fehlt, sind sie in ihrem Wissen aufgeblasen, und lieben, ohne es zu fühlen, die Finsterniß mehr als das Licht. Einen Chinesen zur Erkenntniß seiner Sündhaftigkeit und der Verderbniß seiner ganzen Natur zu bringen, hält sehr schwer; in ihm das Bedürfniß nach der Erlösung durch Christum und nach der Befreiung von der Sünde durch die züchtigende und erneuernde Kraft des heiligen Geistes zu erwecken, noch viel schwerer. Er faßt überhaupt die Religion ganz oberflächlich auf. Sie ist ihm nicht Herzenssache, sondern einestheils Sache der Gewohnheit und anderntheils treibt ihn zu der Ausübung seines Gottesdienstes ein allgemeines dunkles Gefühl von der menschlichen Unzulänglichkeit, und das Bedürfniß, sich einer höheren übermenschlichen Macht anzuvertrauen. Wie bezeichnend ist jene Stelle in dem oben mitgetheilten Opfergebet, wo es heißt: „Fürs Erste kommt und beehret uns, indem ihr die Gaben empfanget; fürs Zweite kommt und beschützet uns und gebt uns, was jeder verlanget." Der Chinese will seinen Göttern so viel Ehre erweisen, als er meint, daß sie verlangen können, hofft aber dafür auch von ihnen etwas zu bekommen. Er unternimmt z. B. nichts, ohne die Götter zuvor um Rath gefragt zu haben!, und entnimmt ihr Ja oder Nein aus dem Fall der Würfel; aber da ist es häufig der Fall, daß, wenn die Würfel nicht nach seinem Wunsche fallen, er mit den Göttern accordirt und reichlichere Opfer verspricht, um sie dadurch zu bewegen, seinen Wünschen zu entsprechen. Findet er, daß sie ihm dennoch nicht willfahren, so degradirt oder züchtigt er sie, oder verläßt er den einen und geht zu einem andern. Als einst in Canton eine anhaltende Dürre war und alle die üblichen Ceremonien, mit denen die Chinesen gewöhnlich um Regen bitten, ohne Erfolg verrichtet worden waren, machte einer den Vorschlag, man solle die Götter auch einmal aus dem kühlen Tempel herausnehmen und in die Sonne setzen, damit sie die brennende Hitze selbst empfänden und vielleicht dadurch bewogen würden, Regen zu gewähren. Der Rath wurde befolgt, die Mandarinen zogen in Procession in den

Tempel und die Götzenbilder wurden feierlich herausgetragen und in die Sonne gestellt, mit der erneuerten Bitte, sich über die schmachtende Creatur zu erbarmen. Als nun den Tag darauf der Regen in Strömen fiel, so glaubten natürlich die Chinesen, daß sie ein ganz probates Mittel erfunden hätten, die Götter zur Ausübung ihrer Pflicht zu bringen. Es würde deßhalb Manchen keine gar große Verläugnung kosten, seine Götzen ganz wegzuwerfen und die Religion des wahren Gottes anzunehmen, wenn sie von diesem hören, daß er der allmächtige Gott und Herr Himmels und der Erde sei, der uns viel Gutes thut, und vom Himmel Regen und fruchtbare Zeiten gibt und unsere Herzen erfüllet mit Speise und Freude (Apostelgesch. 14, 17). Es würde sie aber dabei kein anderer Gedanke leiten, als die Hoffnung, größeren Nutzen von dieser Religion zu ziehen, als sie von ihrer bisherigen hatten, indem sie oft die Erfahrung machen mußten, daß ihre Götter nicht immer das thun, um was sie dieselben bitten. Sollen sie sich aber zum Herrn bekehren, ihren Sinn ändern, nichts nach Himmel und Erde fragen, um nur Christum zu gewinnen und in ihm erfunden zu werden, so geht ihnen das sehr schwer ein, und das zeitliche Leben ist ihnen immer viel wichtiger, als das ewige und unsichtbare.

Damit hängt dann noch eine andere Niederträchtigkeit zusammen, daß sie nemlich bei Darbringung ihrer Opfergaben die Götter häufig täuschen. Das Fleisch und Backwerk, welches sie opfern, soll nemlich in den Schüsseln hoch aufgethürmt sein; aber damit die Unkosten nicht zu groß werden, füllen sie die Schüsseln häufig erst mit Spreu oder Hobelspähnen auf, weil ja doch niemand auf den Grund sehen kann. Dieses falsche, betrügerische, heuchlerische und lügenhafte Wesen steckt den Chinesen sehr tief im Herzen. Ein Missionar wird sich im Anfang sehr oft täuschen, wenn er findet, daß er bei der Predigt selten auf Widerspruch stößt, daß die Chinesen ihn anhören, ihm Alles zugeben und mit Allem übereinstimmen, wobei sie aber von ferne nicht daran denken, die Wahrheit zu einer lebendigen Ueberzeugung im Herzen kommen zu lassen. Freilich hat der Missionar in sich selbst den Maßstab des Glaubens, und es kann ihm nicht schwer fallen, nach diesem die Geister zu prüfen, um zu erkennen, ob in einem Herzen ein neues Leben aus Gott begonnen habe, ob einer, durch das Wort wirklich erweckt, auf dem Wege sei, durch Buße und Glauben zur wahren Bekehrung zu kommen; allein der Missionar darf auch nicht allzustrenge sein und seine Anforderungen an die eben erst aus der

Finsterniß des Heidenthums herauszureißenden Seelen nicht allzuhoch stellen. Deßhalb ist es auch oft der Fall, daß es bei manchem Getauften zu keiner kräftigen Entfaltung des inneren Lebens kommt, und viele eben bei einem äußerlichen und oberflächlichen Christenthum stehen bleiben.

Wie oft sinkt da der Muth und kommt der Gedanke, man arbeite vergeblich und bringe seine Kraft umsonst und unnütz zu. Ja wer nicht das feste Bewußtsein hätte, daß seine Sache des Herrn, und sein Amt seines Gottes sei, der müßte hundertmal verzweifeln und die Arbeit aufgeben. Aber das Evangelium von Jesu Christo ist doch noch heute, wie von Anfang an, eine Kraft Gottes, selig zu machen alle die daran glauben, und wie schon der Apostel Paulus sagen durfte, er schäme sich desselben nicht, so darf auch der Missionar in China erfahren, daß ihn das Evangelium nicht zu Schanden werden läßt, sondern seine Gotteskraft auch an den Herzen der Chinesen beweist.

Die chinesische Mission kann zwar noch keine großen Zahlen von Bekehrten aufweisen. So weit ich dieselben zu berechnen vermag, beläuft sich die Zahl der Getauften sämmtlicher protestantischer Missionare in China auf nicht viel über 2000. Davon kommen auf die Basler Mission ungefähr 200. Die Zahlen können aber schnell anwachsen. Wir haben z. B. einen Nationalgehülfen, der im Norden der Provinz in dem Distrikt Tschong lok, circa 10 Tagreisen von unserer bisherigen Station Pukak entfernt, seit mehreren Jahren unter seinen Landsleuten im Segen gewirkt hat. Allmälig sammelte sich um ihn ein Häuflein solcher, welche entschlossen waren, mit dem Heidenthum zu brechen, und die sich sofort zu ihm hielten und, ohne getauft zu sein, eine Gemeinde bildeten, welcher der Gehülfe das Wort Gottes regelmäßig predigt, die den Sonntag feiert und auch sonst christliche Sitte beobachtet. Nach den neuesten Berichten ist die Zahl dieser Neoviten allein schon auf 200 angewachsen. Einige von diesen haben von Zeit zu Zeit den weiten Weg nach Pukak und nach Hongkong unternommen, um von den Missionaren geprüft zu werden. Das Resultat war, daß sie für befähigt erkannt wurden, die heilige Taufe zu erhalten, worauf sie fröhlich wieder ihre Straße zogen. Es war uns natürlich lange ein rechtes Herzensanliegen, daß einer von uns nach Tschong lok gehen könnte, um uns selbst davon zu überzeugen, was der Herr dort gethan habe, und wo möglich eine eigentliche christliche Gemeinde daselbst zu constituiren. Ohne Zweifel wäre dieß auch

schon geschehen, hätte nicht der im Jahr 1856 ausgebrochene Krieg mit den Engländern und Franzosen die Thore aufs Neue für einige Zeit verschlossen. Doch wir hoffen, daß dieselben jetzt nur um so völliger geöffnet werden. Der nemliche Krieg hatte auch zur Folge gehabt, daß alle deutschen Missionare ihre Stationen im Lande verlassen und sich bis zur Herstellung des Friedens auf die den Engländern gehörende Insel Hongkong flüchten mußten. Das war eine Prüfungszeit für die kleinen Gemeindlein, die nun allein standen und deren Leitung und Pflege einstweilen den eingebornen Gehülfen überlassen werden mußte. Nichts desto weniger haben diese jungen Gemeinden ihre Existenz bewahrt. Die Schulen wurden fortgesetzt und der Sonntagsgottesdienst regelmäßig gehalten, zu dem sich die Gemeindeglieder von den umherliegenden Dörfern in der Kapelle unserer Außenstation Lilong einfanden.

Während unseres Aufenthaltes in Honkong war es uns ebenfalls vergönnt, unter den dort angesiedelten Hakka's einige Seelen zu sammeln, die, des Götzendienstes müde, zur christlichen Religion übertraten. Kurz vor meiner Abreise von China durfte ich zwölf Personen, jung und alt, von beiderlei Geschlecht, in Hongkong die heilige Taufe ertheilen. Eine weitere Anzahl befand sich noch im Taufunterricht, welchen nach meiner Abreise Missionar Winnes, mein Mitarbeiter, fortsetzte, der dann auch in Folge der Zeit einer Auswahl Ernstlichbefundener die h. Taufe ertheilte. Folgenden Brief von einem Zimmermann, der sich mit seiner ganzen Familie unter den Taufbewerbern befand, erhielt ich seit meinem Hiersein. Derselbe schreibt: „Unversehens sind einige Monate dahingegangen, seit wir von Ihrem verehrten Angesicht getrennt sind. Gottlob, daß der liebe Gott Ihnen beigestanden ist und Sie glücklich nach Hause gebracht hat. Seit Sie sich auf das Schiff begeben haben, habe ich mit meiner Familie, groß und klein, immer an Sie gedacht, und wir hätten so gerne gewußt, ob Sie auch noch krank gewesen sind. Wie dankten wir es der großen Gnade des allmächtigen Gottes, daß er Sie wohlbehalten heimgebracht hat! Ihr Schüler, der sündige Mensch, wohnt mit seiner Familie noch in Thai phin san, und wir erfreuen uns sammt der Mutter und den Geschwistern eines guten Wohlseins. Seien Sie deßhalb um unsertwillen nicht angefochten. Morgens und Abends werfen wir uns vor dem dreieinigen, lebendigen und wahren Gott nieder und beten ihn an. Herr Winnes gibt uns jetzt Unterricht und prüft das Herz eines

Jeglichen, ob auch wirklich ein Werk des Geistes Gottes in uns sei. Wir begehren im Glauben an das theure Blut Jesu Christi die heilige Taufe zu empfangen, zur Vergebung unserer Sünden und zur Errettung unserer Seelen. Möge der Vater unseres Herrn Jesu Christi, der allmächtige Gott, uns ewiges Leben geben. Anbetend schaut zu Ihm auf — Ihr Schüler Tsen a sang."

Es ist dem Missionar Winnes gelungen, noch vor der völligen Wiederherstellung des Friedens aufs Festland zurückzukehren, wo er sich in unserer bisherigen Außenstation Lilong aufhält, an welchem Orte sich die Mehrzahl unserer Gemeinde des Festlandes befindet, weßhalb wir schon früher dort ein eigenes Lokal erbaut haben, in dem die Sonntagsgottesdienste statt finden und auch Schule gehalten wird. Zur seelsorgerlichen Leitung der Gemeinde in Hongkong bestellte er einen anderen unserer Nationalgehülfen, Namens Tschin kau. Auch von diesem besitze ich einen Brief, und indem ich denselben hier mittheile, will ich einige Notizen über seine Bekehrung zum Christenthum mit beifügen. Er gehörte noch als Heide zu denjenigen Gemüthern — und sicherlich steht er nicht als vereinzeltes Beispiel da — in welchen das geheime Sehnen des Herzens nach Gott mehr zum Bewußtsein kommt, und eine Befriedigung fordert durch andere Dinge, als das tägliche Leben und die weltliche Zerstreuung ihm bieten können. Aber wohin soll er sich wenden, da er im Finstern wandelt und scheinet ihm kein Licht! Da taucht etwa der trügerische Schein eines Irrlichtes vor ihm auf; aber wohin wird ihn das führen, wenn er ihm folgt? Ach in den Sumpf des heidnischen Aberglaubens, in welchem er dennoch verderben muß, wenn keine andere Retterhand sich nach ihm ausstreckt und ihn auf den Weg des Lebens führt. Hören wir wie es dem Tschin kau erging. Er nahm sich zunächst vor, in ein buddhistisches Kloster zu gehen und ein heidnischer Priester zu werden. Das ist so ein Mittel, um sich von der Welt zurückzuziehen und sich einem religiösen Leben zu widmen. Wenn ein Chinese das thut, so heißt es, „er gehe von der Familie aus". Das geht so zu, daß er seinen bisherigen Beruf aufgibt, seine gewöhnliche Kleidung ablegt und dieselbe fortan mit der Mönchskutte vertauscht; daß er alle seine Haare abscheert und also auch den Zopf nicht mehr trägt, sondern den Kopf sich ganz kahl abrasiren läßt. In das Kloster eingetreten, verpflichtet er sich zum Gehorsam gegen den Oberpriester, zu allen Dienstleistungen die der Priesterstand mit sich bringt, und zu einem ehelosen Leben.

Seine Beschäftigung besteht fortan darin, das Kloster oder den Tempel zu bedienen; Morgens und Abends den Weihrauch und die Lichter vor den Götzen anzuzünden und die üblichen Gebete herzusingen. Den Tag über muß er den Bettelsack auf den Rücken nehmen und in den Dörfern umhergehen, um Gaben einzusammeln zum Unterhalt des Klosters. Auf diesem Wege der Werkgerechtigkeit wollte auch Tschin kau Ruhe suchen und Frieden für seine Seele. Doch ehe er seinen Entschluß ausführen kann, macht er die Bekanntschaft des Fung siu tshen, des bekannten Rebellenhäuptlings, welcher damals bereits mit dem Christenthum bekannt geworden war. Dieser räth ihm ab von seinem Vorhaben, indem er ihm sagt, daß die buddhistische Religion auch nur Teufelswerk sei, und daß alle Menschen vielmehr zu dem wahren Gott zurückkehren sollten, der unser himmlischer Vater sei in Christo Jesu unserem Herrn. Tschin kau schloß sich nun an den Fung siu tshen an und wurde einer seiner ersten Anhänger. Wie aber dieser Mann selbst mehr und mehr in seine politischen Umtriebe hineingezogen wurde, so mußten auch seine Anhänger mitmachen, und wir treffen deßhalb eines Tags den Tschin kau in den Reihen der aufständischen Truppen, einem kaiserlichen Heere, das gegen sie zu Felde zog, gegenüberstehend. Eine Schlacht wurde geschlagen, welche für die Aufständischen unglücklich ausfiel, indem die meisten unter den Schwerdtern der Kaiserlichen fielen und nur wenige sich durch die Flucht retten konnten. Unter letzteren war auch Tschin kau, der aber nun heimathlos in der Welt umherirrte, bis er endlich auch nach Hongkong kam, wo er mit Missionar Hamberg bekannt wurde. Dieser ertheilte ihm jetzt erst christlichen Unterricht, und der Herr, der dieses suchende Gemüth so wunderbar geleitet hatte, segnete das Wort an seinem Herzen, so daß er gründlich bekehrt wurde. Er blieb fortan bei uns, und hat sich als einen nützlichen Mitarbeiter in der Mission bewiesen. Zur Zeit als er mir schrieb, befand er sich in dem Missionshospital, welches der Berliner Missionar Dr. Göking in Hongkong eröffnet hatte, und leistete dort Dienste sowohl in Behandlung der Kranken, da er selbst von Haus aus ärztliche Kenntnisse besaß, als auch um den Kranken die Arznei für ihre Seelen ans Herz zu legen. Er schreibt: „Seit Sie von uns Abschied genommen haben, habe ich ohne Unterlaß an Sie gedacht, weil Sie bei Ihrer Rückkehr in die Heimath gewiß manches Schwere zu erfahren hatten, so lange Sie sich auf den großen Wellen befanden, und wir wußten nicht, wie es um die Gesundheit Ihres theuren

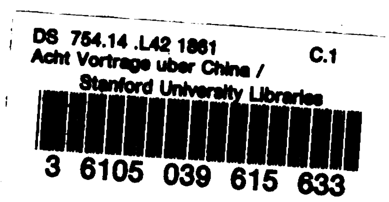
Wohl ist er gekommen, schon vor achtzehnhundert Jahren, Gottlob auch uns zu Trost und wahrem Heil; aber Millionen von Heiden sitzen noch in Finsterniß und im Schatten des Todes. Daß nun auch ihre Füße mögen gerichtet werden auf den Weg des Friedens, das ist die Aufgabe des Missionswerkes, und dabei mit Hand anzulegen, soll jedem Christen heilige und dankbare Pflicht sein.

Mögen nun auch diese Mittheilungen ein recht herzliches und thätiges Interesse für die Mission bei Vielen erwecken. „Denn deine Knechte wollten gerne, daß Zion gebauet würde, und sähen gerne, daß ihre Steine und Kalk zugerichtet würden, daß die Heiden den Namen des Herrn fürchten und alle Könige auf Erden deine Ehre."

Bahnmaier's Buchdruckerei (C. Schultze) in Basel.







DATE DUE

